

BUCHBESPRECHUNGEN

Mayenburg, David von / *Orazio Condorelli* / *Franck Roumy* / *Mathias Schmoeckel* (Hrsg.), *Der Einfluss der Kanonistik auf die europäische Rechtskultur*, Bd. 5: *Das Recht der Wirtschaft (Norm und Struktur, 37.5)*, Köln / Weimar / Wien 2016, Böhlau, XIV u. 488 S., € 65,00.

Der hier zu besprechende Band ist Teil einer Reihe, die schon zuvor in dieser Zeitschrift Aufmerksamkeit gefunden hat (vgl. die Rezension von Band 1 in ZFH 40 [2013], 436–438, die Rezension der Bände 2–4 in ZFH 43 [2016], 754–756). Wurde bisher der Einfluss des kanonischen Rechts auf die Gebiete Zivil- und Zivilprozessrecht, Öffentliches Recht, Straf- und Strafprozessrecht und allgemeines Prozessrecht behandelt, so wendet sich die nun vorliegende Publikation in 18 Beiträgen der Frage zu, welche Leistungen das kanonische Recht für die wirtschaftsnahen Gebiete der heutigen Rechtsordnung erbracht hat. Die Autoren sind Vertreter des Fachs „historische Kanonistik“ und stammen aus fünf Ländern. Michèle Bégou-Davia (1–22) untersucht die ökonomischen Auswirkungen des Benefizialwesens im 12. und 13. Jahrhundert. Orazio Condorelli (23–60) behandelt das Konzept der Kanonistik vom Begriff des „Interesses“ (*id quod interest*) und geht in diesem Zusammenhang auf die Anfänge des Schadensersatzrechts ein. Der Erforschung der Geschichte der Korporation wendet sich Emanuele Conte (61–72) unter dem Titel „Corporation, Stiftung, Fondation: Un protagonista dell’economia attuale fra storia e dottrina“ zu. Sein Ausgangspunkt sind zwei Neuerscheinungen auf dem Gebiet des Wirtschaftsrechts, zum einen Eric W. Orts’ „Business Persons. A Legal Theory of the Firm“ (Oxford 2013), zum anderen Gian Primo Cellas „Persone finte. Paradossi dell’individualismo e soggetti collettivi“ (Bologna 2014). Er weist darauf hin, dass die von Otto von Guericke beeinflusste Forschung des 20. Jahrhunderts den Beitrag des kanonischen Rechts zur Theorie der juristischen Person zu wenig beachtet hat. Die Thematik wird von Silvia Di Paolo (117–143) aufgegriffen, die schwerpunktmäßig auf Probleme der *causa pia* und der *loca pia* eingeht. Florence Demoulin-Auzary (73–100) behandelt das mittelalterliche Recht des Almsens. Der Reform des päpstlichen Finanzwesens im 18. Jahrhundert durch den Juristenpapst Benedikt XIV. wendet sich Olivier Descamps (1101–115) zu, wobei der Zwiespalt zwischen einer Liberalisierung des Handels im Kirchenstaat (Einrichtung einer Congregazione Economica) und der Erneuerung eines strikten Zinsverbots durch die Bulle „Vix pervenit“ von 1745 nicht zu übersehen ist. Gigliola di Renzo Villata (145–171) untersucht im Werk des Kanonisten Felino Sandei (1444–1503) dort behandelte Aspekte der Armut und des Reichtums, während Wolfgang Forster (174–186) dem Fall eines Klerikers nachgeht, der durch Vermögensaufgabe mittellos wurde und damit rechtliche Probleme der Insolvenz heraufbeschwor. Welche Rolle der Eid im kanonischen Recht spielt und wie dieses Recht des Eides das Wirtschaftsrecht Englands beeinflusst hat, beschreibt Richard H. Helmholz (187–201). Hans-Georg Hermann (203–222) geht darauf ein, wie das klassische Problem des gerechten Preises in der Kanonistik und vor allem in der Kontroversliteratur des 16. Jahrhunderts behandelt wird. Das schwierigste Thema des kirchlichen Abgabewesens wird umfassend von der Spätantike bis zum Spätmittelalter von Peter Landau (223–242) untersucht. Hieran schließt inhaltlich die Untersuchung von Mathias Schmoeckel (406–431) zum Thema „Der Bei-

trag der Kanonisten zur Entstehung eines kirchlichen Steuerrechts“ an, worin insbesondere Fragen des Zehntrechts, der Verjährung und der Zinseintreibung behandelt werden. Dagegen stellt Nicolas Laurent-Bonne (243–267) die kirchenrechtlichen Probleme dar, die mit der Besteuerung von illegalen und unmoralischen Einnahmen (etwa durch Prostitution) verbunden waren. Dass die Kirche die Zuständigkeit für das Eherecht in Anspruch nahm, ist bekannt. Weniger bekannt sind Konflikte mit der weltlichen Herrschaft, wenn es sich um Streitigkeiten um das eheliche Vermögensrecht handelt. Matthias Maetschke (269–296) schildert einen Streitfall in der Normandie, der durch ein Übereinkommen zwischen Erzbischof und französischem König 1190 gütlich beigelegt werden konnte. David von Mayenburg (267–331) untersucht den kirchlichen Beitrag zum „Vertrauensschutz“, wobei es unter anderem um Wucher, falsche Maße und Gewichte und Weinverfälschung geht. Der Autor ist aber skeptisch, ob auf diesem Gebiet wirklich ein Einfluss des kanonischen Rechts auf die weltliche Rechtsordnung feststellbar ist. Wie Elemente des Bürgerschaftsrechts (etwa die Akzessorietät der Schuld oder die Solidarität der Mitbürgen) durch die Kanonistik ab der Mitte des 12. Jahrhunderts entwickelt worden sind, zeigt Franck Roumy (333–374) auf. Anhand der „Summa confessorum“, insbesondere der einflussreichen Summa des Antoninus von Florenz (Antonio Pierozzi, 1389–1459), untersucht Andrea Padovani (375–403), wie aus kanonistischer und moraltheologischer Sicht im Spätmittelalter soziale Konflikte zwischen einem Arbeitsgeber und seinen untergeordneten Arbeitern ausgleichend gelöst wurden. Am Schluss des Bandes beschäftigt sich Joaquín Sedano (433–469) mit dem Problem der an den Papst zu zahlenden Annaten, das in den Reformforderungen des konziliaren Zeitalters und sogar noch auf dem Konzil von Trient eine große Rolle spielte. Der sehr reiche, wenn auch inhaltlich ein wenig disparate Band wird durch ein ausführliches Sach-, Namens- und Rechtsquellenregister erschlossen.

Hans-Jürgen Becker, Regensburg

Karsten, Arne / Hillard von Thiessen (Hrsg.), Normenkonkurrenz in historischer Perspektive (Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 50), Berlin 2015, Duncker & Humblot, 343 S. / Abb., € 54,90.

Normenkonkurrenz, so verdeutlichen die Herausgeber des Sammelbandes gleich zu Beginn am Beispiel eines „Shitstorms“ in den Social Media, ist kein Phänomen, das sich auf die funktional noch wenig ausdifferenzierten Gesellschaften der Vormoderne beschränkt. Konfligierende Normensysteme, dies wird dem Leser wiederholt vor Augen geführt, treten uns vielmehr bis heute entgegen. Der Anspruch der Moderne, durch die Ausdifferenzierung sozialer, durch spezifische Normen strukturierter Felder normative Eindeutigkeiten zu schaffen, ist also eine Utopie geblieben. Die bis ins Spätmittelalter zurückreichende Vormoderne, so die von den Herausgebern vertretene Arbeitshypothese, zeichnete sich allerdings durch eine ganz spezifische Ausprägung von Normenkonkurrenz aus. Diese Konstellation von Normenkonkurrenz zu analysieren und danach zu fragen, wie sich der Normenhorizont europäischer Gesellschaften im Übergang zur Moderne grundlegend veränderte, ist Thema dieses Sammelbandes, der aus einer im Juni 2012 an der Universität zu Köln und der Bergischen Universität Wuppertal abgehaltenen Tagung hervorgegangen ist.

Normen übersetzen Werte, das heißt kollektiv geteilte Vorstellungen von dem, was wünschenswert ist, in reale Handlungsweisen. Normen sind also Handlungserwartungen, die festlegen, was in bestimmten Situationen geboten oder verboten ist, was als konform oder deviant gilt. Je nachdem in welcher sozialen Rolle ein Akteur handelt, können sich diese Normen unterscheiden. Träger sozialer Rollen fanden dabei in der

Frühen Neuzeit kein eindeutiges Set gebotener Handlungsweisen vor, sondern mussten sich an unterschiedlichen, sich teilweise widersprechenden Normen orientieren. Idealtypisch lassen sich dabei drei verschiedene Normensysteme unterscheiden, die grundsätzlich alle als legitim betrachtet wurden und parallele Gültigkeit beanspruchen konnten: das religiöse, das gemeinwohlorientierte und das soziale Normensystem. Diese Normensysteme konnten ineinander übergehen, wodurch sich ihre Akzeptanz erhöhte; sie konnten sich aber eben auch widersprechen, wodurch ein Normenkonflikt als Folge von Normenkonkurrenz auftrat.

Die verschiedenen Beiträge des Sammelbands untersuchen dieses Auftreten von Normenkonkurrenz in vier unterschiedlichen Kontexten. Der erste Teil des Bandes richtet den Blick auf religiöse Normen und die „Welt“. In seinem Beitrag zu katholischen Ordensgeistlichen im Safavidenreich zeigt etwa Christian Windler, wie die Missionare, deren Normenhorizont eigentlich von religiösen Normen geprägt sein sollte, sich in besonderem Maße mit der „Welt“ und ihren ganz anders ausgerichteten Normen konfrontiert sahen. Der zweite Teil widmet sich Normen und Institutionen, wobei mit Letzterem vor allem die in der Frühen Neuzeit schnell wachsenden staatlichen Verwaltungsapparate gemeint sind. Die drei Beiträger setzen sich mit dem von den Herausgebern beschriebenen Konzept der Normenkonkurrenz durchaus kritisch auseinander und setzen teilweise auf alternative Erklärungsmodelle und Ansätze zur Erforschung des frühneuzeitlichen Normenhorizonts. Birgit Emich etwa bedient sich einer intersektionalen Mehrebenenanalyse, um das Zusammenwirken der Kategorien „Amt“, „Stand“ und „Patronage“ zu untersuchen. Überzeugend legt sie dar, wie die mit diesen Kategorien verbundenen Normensysteme dauerhaft in Wechselwirkung standen und sich gegenseitig beeinflussten. André Krischer verwendet Methoden und Begriffe der Organisationssoziologie, um zu zeigen, wie in der Arbeitspraxis des englischen Flottenamtes in den 1660er Jahren die Konkurrenz zwischen formalen Verfahren und informellen Verhaltensweisen, zwischen Förmlichkeit und Geselligkeit, systemstabilisierende Wirkung zeitigte. Niels Grüne seinerseits argumentiert in seinem Beitrag über Wahlbestechung und Nepotismus hauptsächlich systemtheoretisch und kommt zu dem Schluss, dass zwischen den drei Normensystemen im Normalfall eher eine „hintergründige Komplementarität als diametrale Rivalität“ (138) bestand. Der dritte Teil beleuchtet den normativen Rahmen wirtschaftlichen Handelns. Julia Zunkel beispielsweise zeigt hier anhand der Kontroverse um die Genuesser Wechselmesen, wie wirtschaftliches Handeln auch in der Frühen Neuzeit noch von sozialen und religiösen Normen eingegrenzt wurde. Die Kirche agierte dabei allerdings nicht einfach als kapital- und wirtschaftsfeindlicher Normgeber, sondern war darum bemüht, den richtigen Gebrauch des Geldes vorzugeben. Der letzte Teil schlägt schließlich die Brücke in die Moderne. Jens Ivo Engels kann hier aufzeigen, wie moderne Gesellschaften den für die Vormoderne typischen kasuistischen, flexiblen und pragmatischen Umgang mit konfligierenden Normensystemen ablehnten und versuchten, auf normativem Gebiet Eindeutigkeit herzustellen. Die im Sammelband wiederholt betonte frühneuzeitliche Ambiguitätstoleranz sucht man in der Moderne vergebens. Weil die modernen Gesellschaften allerdings daran scheiterten, klare Grenzen zwischen Handlungsbereichen zu ziehen und eindeutige Normvorschriften anzuwenden, kämpfen sie beständig mit einem als moralisch defizitär empfundenen Zustand. Die Moderne, so Engels, sei deshalb moralisch ein „permanenter Reparaturbetrieb“ (227).

Beschlossen wird der Band von einem Beitrag Hillard von Thiessens, der die verschiedenen Aspekte von Normenkonkurrenz als Konzept historischer Forschung nochmals umfassend beleuchtet. Von Thiessens zieht hier nicht nur eine gelungene Bilanz der Tagung, sondern verdichtet auch seine eigenen langjährigen Forschungen

zum Umgang mit unterschiedlichen Normensystemen zum Modell einer spezifisch frühneuzeitlichen Normenkonkurrenz. Dass die Tagung im Hinblick auf die Schärfung dieses Modells durchaus fruchtbar war, wird etwa deutlich, wenn von Thiessen die vorgebrachte Kritik, der Begriff der Normenkonkurrenz fokussiere zu stark auf Konflikte, ernst nimmt und betont, Normenkonkurrenz beschreibe eine Konstellation *potentieller* Normenkonflikte, nicht aber einen per se konfliktiven Zustand.

Die Beiträger und Beiträgerinnen des Sammelbands setzen sich in der Mehrheit intensiv mit den von den beiden Herausgebern vorgegebenen Forschungsfragen und -konzepten auseinander, was dem Band zu einer erfreulichen und durchaus nicht selbstverständlichen Kohärenz verhilft. Dass gewisse Begriffe dabei nicht immer ganz einheitlich verwendet werden (so resultiert die „Überlappung von Normensystemen“ einmal in Normenkonkurrenz, ein andermal hingegen gerade in der gesteigerten Akzeptanz einer Norm), fällt kaum weiter ins Gewicht. Eine wünschenswerte Ergänzung des Bandes hätte allerdings, analog zum Beitrag über die Normenkonkurrenz in der Moderne, ein eigener Artikel zur Normenkonkurrenz im Mittelalter dargestellt. Die postulierte charakteristische Ausprägung der frühneuzeitlichen Form von Normenkonkurrenz hätte sich dadurch noch etwas schärfer herausarbeiten lassen. Dieses kleine Desiderat ändert allerdings kaum etwas an dem grundsätzlich überaus positiven Eindruck, den dieser Sammelband beim Rezensenten hinterlassen hat. „Normenkonkurrenz in historischer Perspektive“ und insbesondere der synthetisierende Beitrag Hillard von Thiessens bieten Lesern und Leserinnen einen hervorragenden Blick auf den frühneuzeitlichen Umgang mit Normensystemen.

Andreas Affolter, Bern

Reinhard, Wolfgang, Die Unterwerfung der Welt. Globalgeschichte der europäischen Expansion 1415–2015, München 2016, Beck, 1648 S. / Abb., € 58,00.

Der gewaltige Umfang des Opus maximum Wolfgang Reinhard's erklärt sich nicht zuletzt daraus, daß der Autor die vier Bände seiner zwischen 1983 und 1990 erschienenen „Geschichte der europäischen Expansion“ zu einer „wissenschaftlich anspruchsvollen Gesamtausgabe aus einem Guss“ (11) verdichtet hat. Der Erzählduktus ist nüchtern; alles ist gut lesbar, auch für ein breites Publikum verständlich geschrieben. Dabei gebraucht Reinhard ein in Maßen politisch korrektes Vokabular („Neger“ oder „Negerklaven“ gibt es nicht mehr, dafür, mit guter Begründung [12], nach wie vor „Indianer“, die man ja eigentlich „Indigene“ nennen sollte). Aussagen sind oft pointiert und von jener scheinbaren Unbekümmertheit, die allein souveräne Beherrschung des Stoffs gestattet. Gegenüber der „Erstausgabe“ widmet der Autor unter anderem den Geschicken von Frauen entschiedener Aufmerksamkeit.

So macht er sich daran, die Wege Europas (genauer vielleicht: Lateineuropas und Rußlands) in die Welt nachzuzeichnen, beginnend mit ersten Kontakten in der Antike und frühesten Vorstößen von Seefahrern, Kaufleuten und Kriegerern nach Osten und Westen im Mittelalter. Der weite Bogen der Darstellung spannt sich bis zur Gegenwart. Auch die „Dekolonisation“ des sowjetischen Imperiums wird behandelt, ebenso die bisher ausgebliebene Dekolonialisierung der von Israel besetzten Gebiete, die als eine Art letzte, längst anachronistische „Siedlerkolonie des Westens“ charakterisiert wird. Jungen Arabern und Israelis sei die Lektüre von Seite 1251 empfohlen, wo Reinhard der Kunst aktiven Vergessens eine Lanze bricht.

Der Autor argumentiert, daß die europäische Expansion noch immer andauere, weil Europas Kultur, seine Institutionen, seine technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften global geworden seien, sei es auch über den Schößling USA. Er spricht

die Gegenbewegungen an – von Retribalisierung bis zur Rückbesinnung auf lokale oder nationale Traditionen, so daß es phasenweise zu „Deglobalisierung“ kommen konnte (1261 f.). Mit der Erosion der Kolonialreiche und der fortschreitenden Globalisierung setzen sich Kreolisierungsprozesse fort. Sie werden vor allem auf dem Feld der Religion analysiert, aber auch auf dem der Mode, der Eßgewohnheiten und des Sports (1294 ff.). Die am Fall des kastilischen Reiches explizierte Ansicht des spanischen Humanisten und Grammatikers Elio Antonio de Nebrija (1444–1522), daß sich Sprachen gewöhnlich im Schlepptau der Macht verbreiten, findet auch in Reinhardts Buch Bestätigung (1299). Mit gutem Recht widmet Reinhard indes der Ökonomie die weitaus meiste Aufmerksamkeit.

Vermutlich lassen sich auch häßliche Entwicklungen wie das zumindest zeitweilig erfolgreiche Auftreten rassistischer und neonationaler Gruppierungen in diesen Zusammenhang bringen. Nicht zuletzt mag die durch die Globalisierung und den mit ihr verbundenen Informationsoverkill ausgelöste Verunsicherung zum Aufstieg populistischer „starker Männer“ mit kaum verhüllten autoritären Neigungen beigetragen haben, wie er von Moskau und Ankara bis Budapest und Washington derzeit zu beobachten ist: ein dialektischer Widerspruch zu ungewohnter Komplexität. Mag sein, daß – in sehr langfristiger Perspektive – die noch immer zu registrierende „große Divergenz“, die den „Westen“ bis an die Schwelle der Gegenwart politisch, ökonomisch und kulturell dominieren ließ, dabei ist, sich zur „großen Konvergenz“ zu wandeln, wie Grinin und Korotayev argumentieren (Leonid Grinin / Andrey Korotayev, *Great Divergence and Great Convergence. A Global Perspective*, Cham [u. a.] 2015).

Nur am Rand wird den Gründen für die „große Divergenz“ und damit den Voraussetzungen der europäischen Vormachtstellung nachgegangen (29–31). Warum gingen die Europäer auf Reisen, entdeckten und eroberten, während „die anderen“ dies kaum – Ausnahmen wie die freilich großangelegten Expeditionen unter Kaiser Yongle bestätigen die Regel – oder gar nicht taten? Nur mit Einschränkungen zuzustimmen ist der wohl von Positionen der „Californian School“ um Kenneth Pomeranz abgeleiteten These, daß zwischen dem 15. und 17. Jahrhundert von einer generellen Überlegenheit der Europäer gegenüber den asiatischen Hochkulturen keine Rede sein könne. Was die ökonomischen Verhältnisse anbelangt, mögen einige Gebiete Asiens (etwa die Küstenstädte oder das Yangzi-Delta) den prosperierendsten Regionen Lateineuropas gleichgekommen sein. Was die technologischen Entwicklungen und das „prometheische“ Wachstum – nämlich, mit Deepak Lal, durch Innovationen – betrifft, waren sie es nicht. Der scheinbar unaufhaltsame Aufbruch der islamischen Welt seit dem 8. Jahrhundert, Chinas in der Song-Zeit, daneben Koreas und Japans fand keine Fortsetzung in der Neuzeit. China blieb Heimat des Schießpulvers ohne Musketen, des Drucks ohne Druckerpresse und großer Schiffe ohne bewegliche Segel (Joseph Needham). Auch in anderen Kulturen stagnierten technologische Entwicklungen. Des Buchdrucks mit beweglichen Lettern und Presse bediente sich bis ins 19. Jahrhundert fast ausschließlich Europa. Hätte Kolumbus ohne die Kenntnis der antiken Geographie, die die Landmassen der Erde irrigerweise als viel zu groß einschätzte, gewagt, nach Südwesten (Nicolás Wey Gómez, *The Tropics of Empire. Why Columbus Sailed South to the Indies*, Cambridge / London 2008) zu segeln? Die Europäer verfügten in der Frühen Neuzeit über Feuerwaffen hoher Qualität und verstanden sich darauf, „geometrisch“ organisierte Festungen zu bauen; die „seltsamen Parallelen“ (Victor Lieberman) zwischen europäischer und asiatischer Staatlichkeit sollte man nicht übertreiben. In den meisten Staaten jenseits Europas gab es weder starke, politisch einflußreiche Mittelschichten noch einen rechtlich umhегten Eigentumsschutz, der Risikoinvestitionen abgesichert hätte. Und: Im Mittelalter – mindestens bis ins 13. Jahrhundert – war das arme, ver-

gleichsweise rückständige Europa für asiatische Händler schlicht uninteressant, während sich für die Europäer gewaltige Gewinnchancen eröffneten. Grundlegend änderte sich das erst mit dem Silberboom des 17. Jahrhunderts, der Versorgung Chinas und Indiens mit amerikanischem Silber, das über Acapulco und Manila verschifft wurde.

Reinhard hat natürlich recht, wenn er schreibt, daß sich die Anfänge der europäischen Mission weder mit der „besonderen Wissenskultur“ Europas noch mit Profitstreben oder Missionsgeist (oder Kreuzzugseifer) allein erklären lassen (30). Dennoch ist es ein wenig schade, daß gerade er, einer der weltweit besten Kenner der Geschichte der Expansion, sich zu den Ursachen des „europäischen Wunders“ nicht etwas prononcierter positioniert. Allerdings wäre mit dem Autor auch zu diskutieren – nicht nur mit Blick auf eine sich in der Gegenwart abzeichnende neuerliche Verlagerung der Weltgeschäfte nach Asien –, ob der starke Titel seines Buches gerechtfertigt ist. Ob Europa oder auch der Westen jemals „die Welt“ beherrschte, steht ja mehr als dahin. Aber das sind Fragen, die ein großes Werk wie das Reinhard's anregen kann, nicht aber beantworten muß.

Ein Wort noch zum Schluß: Einleitend stellt Reinhard fest, die „Geschichte der europäischen Expansion“ sei sein wichtigstes Werk gewesen. Das mag seine subjektive Einschätzung sein. Der Rezensent hätte allerdings länger überlegen müssen, welcher der Schriften des Autors er dieses Prädikat zuerkennen würde. Die Geschichtswissenschaft verdankt ihm überreiche Anregung – zum Beispiel, was die Konfessionalisierungsforschung, die Geschichte der Staatsgewalt oder auch die Analyse von Netzwerken betrifft. Das jetzt vorgelegte Meisterwerk gibt Gelegenheit, sich vor einem der Größen unseres Fachs zu verneigen.

Bernd Roeck, Zürich

Weinfurter, Stefan / Volker Leppin / Christoph Strohm / Hubert Wolf / Alfred Wieczorek (Hrsg.), *Die Päpste und ihr Amt zwischen Einheit und Vielheit der Kirche. Theologische Fragen in historischer Perspektive* (Die Päpste, 4; Publikation der Reiss-Engelhorn-Museen, 77), Regensburg 2017, Schnell & Steiner, 302 S. / Abb., € 29,95.

Der Sammelband ist aus einer Tagung hervorgegangen, die im April 2016 in den Mannheimer Reiss-Engelhorn-Museen stattfand, gleichsam als Vorspiel zu der im nachfolgenden Jahr an derselben Stelle eröffneten Ausstellung „Die Päpste und die Einheit der lateinischen Welt“. Dabei sollte der Akzent, wie der Untertitel der Publikation unterstreicht, darauf gelegt werden, theologische Ideen, Probleme und Konflikte in übergeordnete geschichtliche Zusammenhänge einzuordnen, was konkret heißen muss: die ideologische Fundamentierung des Papstamtes in ihrer Bedeutung für die Ausdehnung und Umsetzung von Macht- und Herrschaftsansprüchen zu gewichten. Eine solche Perspektive ist zugleich innerwissenschaftlich willkommen, da sie Brückenschläge zwischen den künstlich getrennten Disziplinen „Kirchengeschichte“ und „Profangeschichte“ verspricht, und fraglos auch für ein breiteres Publikum interessant, für das die Ausstellung ja zweifellos gemacht wird. Der letztere Zweck der Vermittlung von Forschungsergebnissen an eine größere Öffentlichkeit, die nach seriösen Erklärungen der Vergangenheit in einer allgemein verständlichen gehobenen Alltagssprache sucht, in Massenmedien jedoch mit Vulgarisierungen abgespeist wird und in Fachpublikationen vom oft überflüssigen Metajargon abgestoßen wird, hätte eine Abstimmung der Stilebenen zwischen Autoren und Herausgebern vorausgesetzt. Diese ist jedoch nicht erkennbar. Nur ein Teil der Beiträge wie Günther Wassilowskys Aufsatz „Innovation und Tradition im Papsttum: Die Päpste als Reformen“ ist für Nichthistoriker problemlos lesbar. Hier wird historisch fundiert und sprachlich be-

hutsam aufgezeigt, in welchem Maße Päpste der Vergangenheit und Gegenwart in „Systemzwänge“ und dazugehörige Traditionen eingebunden waren und sind, die durchgreifende Veränderungen erschweren, wenn nicht unmöglich machen. Allerdings hätte sich gerade in diesem Zusammenhang ein Blick auf den Pontifikat Innozenz' XI. Odescalchi angeboten, der ab 1676 die päpstliche Herrschaft durch radikale Umgestaltungen, die teilweise einer stillen Revolution gleichkamen, überhaupt erst überlebensfähig für die nächsten hundert Jahre machte. Aus diesem Exempel hätten sich auch Schlussfolgerungen darauf ziehen lassen, unter welchen Voraussetzungen Insider-Profiteure wie die kurialen Führungsfamilien bereit sind, einschneidenden Wandel zulasten ihrer Privilegien hinzunehmen – dann nämlich, wenn die ökonomischen und moralischen Grundlagen des Systems zutiefst erschüttert sind, was ein schrittweises und schließlich weitreichendes Zurückschrauben des Reformrigorismus im 18. Jahrhundert nicht ausschließt.

Eine thematische Verklammerung, wie sie der Untertitel ankündigt, ist ebenfalls nur begrenzt erkennbar. So bieten die Beiträge von Peter Walter zu „Theologische[n] Grundlagen des Papsttums“, von Bernd Schneidmüller über „Die Päpste und die Herrscher dieser Welt im Spätmittelalter“, von Volker Leppin zu „Debatten über das Papsttum um 1300“ und von Karl Pinggéra über „Altes und Neues Rom. Der päpstliche Primat aus östlich-orthodoxer Sicht“ solide und manchmal stimulierende Informationen zu Einzelaspekten. Danach tragen Hubert Wolf mit seinem Beitrag über „Das Papsttum vor den Herausforderungen der Moderne“ und Mariano Delgados Aufsatz „Petrusdienst an der Einheit der Christen und Hüter der Menschheitsfamilie. Auf dem Weg zu einem Papsttum für das 3. Jahrtausend“ neben Analysen zum problematischen Verhältnis des Papsttums zur Welt des 19. und 20. Jahrhunderts sehr persönlich eingefärbte und engagierte Standpunkte vor, während die sehr lesenswerte Schlussbetrachtung „Ich schreie, schreie und schreie!“ Zur Problematik päpstlicher Reformen“ von Stefan Weinfurter die Problematik der Erneuerbarkeit von Papstamt und Kurie im Spannungsfeld von Tradition, institutionellen Zwängen und europäischen Öffentlichkeitserwartungen reflektiert. Querverbindungen zwischen diesen einzelnen Themenfeldern werden aber meistens nicht gezogen; dazu sind die Fokussierungen der Autoren zu unterschiedlich.

Auch die im Titel angekündigte Verschmelzung der Disziplinen und Perspektiven findet nicht wirklich statt. Allzu deutlich wird in nicht wenigen Beitragszeilen, was von welcher Fakultät stammt. So ist die Aussage, dass die Konzilien des 15. Jahrhunderts dem Papsttum keine neue konstitutionelle Rolle zuschreiben wollten, in Thomas Prügls Text „Kontrolliertes Papsttum. Zur Rollenverteilung von Papst und Konzil in den konziliaristischen Debatten des 15. Jahrhunderts“ nur schwer nachvollziehbar, da die in diesem Zusammenhang zitierten Quellen das schiere Gegenteil überreichlich belegen. Unübersehbar apologetisch eingefärbt ist auch Klaus Unterburgers Beitrag „Kirche in Rom – Kirche vor Ort. Zur Rolle des Papsttums in der Religiosität der Frühen Neuzeit“. Aus Berichten einzelner Konvertiten und frommer Memoranden darauf zu schließen, dass der Papst in die Seelen kommt (wie eine Abschnittsüberschrift suggeriert), ist gewagt; zumindest müsste hier nach Bildungsschichten und Erfahrungswelten grundsätzlich unterschieden werden. Auf der anderen, der protestantischen Seite kommt in Christoph Strohms Studie über „Papsttum und Kirchenrecht in der Sicht der Reformation“ die wahrhaft konstitutive Bedeutung von Luthers abgrundtiefem Papstthass nicht richtig zur Geltung; sie wird nur sehr kurz angesprochen. Michael Matheus' Beitrag „Das Renaissancepapsttum im Kontext struktureller Entwicklungen“ ist reich an wissenswerten Fakten, vor allem zum päpstlichen Finanzwesen, klammert dafür aber wesentliche Aspekte aus. Mit dem knappen Hinweis auf

die Pietas-Norm ist das Phänomen des Staatsbildungsnepotismus zwischen 1471 und 1549 mit seiner Destabilisierung der italienischen Staatenlandschaft und den polemischen Diskussionen, die es europaweit auslöste, kaum angemessen gewürdigt. Auch über die Erschütterungen und die Kontroversen, die der Sacco di Roma an der Kurie selbst und in intellektuellen Zirkeln ganz Europas über die Neubestimmung des Papsttums auslöste, findet sich hier kaum etwas, ebenso wenig über die kritische Einschätzung der päpstlichen Propaganda und Selbstdarstellung in dieser Zeit. So lautet das Fazit, dass der Band zwar viel Licht auf wichtige Aspekte des Papsttums in seiner langen Geschichte wirft, doch kaum große Linien nachzeichnet. Vor allem aber hätte ihm an manchen Stellen mehr Biss und Mut zu unbequemen Thesen gutgetan.

Volker Reinhardt, Fribourg

O'Malley, John W., The Jesuits and the Popes. A Historical Sketch of Their Relationship, Philadelphia 2016, Saint Joseph's University Press, 149 S. / Abb., \$ 40,00.

John W. O'Malley ist ohne Zweifel der Doyen der modernen Geschichtsschreibung zum Jesuitenorden und einer der profiliertesten Kenner des frühneuzeitlichen Katholizismus. Neben großen Darstellungen zählt seit längerem die kleine Form zu einer seiner Stärken. Wie nur wenige andere Autoren versteht es O'Malley dank seiner souveränen Kennerschaft der Materie immer wieder, umfangreiche und komplexe Zusammenhänge auf vergleichsweise wenigen Seiten pointiert und doch mit Nuancierung und Tiefgang zu beschreiben. Das galt schon für seinen Überblick über die Kultur- und Ideengeschichte der Frühen Neuzeit (*The Four Cultures of the West*, 2004), das galt erst recht für seine kurze Geschichte des Jesuitenordens (2014), und das gilt nun auch für seine Geschichte der Beziehungen zwischen diesem Orden und den Päpsten. O'Malley erweist sich in diesem neuen Buch einmal mehr als Meister der pointierten Beobachtung und Charakterisierung. Diese Eigenschaften machen dieses „kleine Buch über ein sehr großes Thema“ (1) auch dort zu einem Lesevergnügen, wo der Autor im Wesentlichen bekannte Details berichtet.

O'Malley geht chronologisch vor und verfolgt die Beziehungsgeschichte zwischen Jesuiten und Päpsten von Paul III., der die Gründungsdokumente erließ, bis zu Franziskus, dem ersten Papst aus dem Orden. Organisiert ist das Buch dabei eher aus der Ordensperspektive: Päpste, die keine besondere Bedeutung für die *Societas Jesu* hatten, finden auch keine Erwähnung. Beim Durchgang durch die Jahrhunderte bleiben vor allem zwei übergeordnete Aussagen im Gedächtnis. Erstens ist O'Malley sehr darum bemüht, die extreme Variabilität des Verhältnisses zwischen Orden und Päpsten zu betonen. Auch dieses Buch schreibt also gegen die „schwarze Legende“ an, der zufolge die Jesuiten die papsttreuen Erfüllungsgehilfen römischer Ziele und Pläne gewesen seien. Erst im 19. Jahrhundert, so stellt O'Malley in klarer Analyse fest, sei dieser zum Stereotyp geronnene Schlußschluss zwischen rotem und schwarzem Papst (wenn überhaupt) einmal Realität geworden. Beeindruckend ist bei dieser nuancierten Schilderung des vielfältigen Wechselspiels von Gegnerschaft und Allianz die durchgängige Relativierung der Rolle der Jesuiten: Der Orden sei stets nur eine Art Juniorpartner des Papsttums gewesen. Die Jesuiten seien um ein Vielfaches mehr vom Papsttum abhängig gewesen als andersherum. Über diese Wertung mag man mit Blick auf einzelne Aspekte der Christentums Geschichte diskutieren wollen, doch aufs Ganze gesehen kehrt damit eine wohlthuende Nüchternheit in die Beschreibung dieser vielfach so grotesk verzeichneten Beziehung ein. In diesem Modus plädiert O'Malley auch dafür, den aktuellen Pontifikat eines Jesuiten nicht a priori als entscheidendes Ereignis der Ordensgeschichte anzusehen. Wer wisse schon – mit dieser distanzierenden Frage

schließt das Buch –, ob der Jesuitenpapst nicht nur eine obskure Fußnote sein wird, wenn zukünftige Historiker auf unsere Zeit zurückblicken (118)?

Der zweite übergeordnete Punkt, der bei der Lektüre im Gedächtnis bleibt, ist die konsequente Einbettung des Themas in die „longue durée“. Damit ist nicht nur gemeint, dass bei O'Malley die Abschnitte vor und nach 1773 gleich gewichtet werden. Vor allem weist O'Malley sehr eindrücklich auf die Vorgeschichte hin, in die die Beziehung von Societas Jesu und Papsttum eingebettet werden muss. In großen Strichen und doch differenzierend zeichnet der Autor die vielfältigen Kooperationsformen nach, die Päpste und Orden im Lauf der Jahrhunderte vor 1540 bereits etabliert hatten; die Jesuiten fügten sich in ein bestehendes Muster institutioneller Zusammenarbeit ein, das bereits bestens eingespielt war. Auch wenn die Betonung der Vorgeschichte des Jesuitenordens hier nur in sehr knappen Zügen angedeutet ist, so scheint mir die Betrachtung des Ordens stärker vom Mittelalter her doch eine zukunftssträchtige Perspektive auch in anderen Bereichen der Jesuitenforschung zu sein.

Alles in allem hat O'Malley ein großes kleines Buch geschrieben, das nicht nur als Einführung taugt, sondern ob seiner souveränen Urteile auch für Leser mit Vorwissen stets anregend ist und Anstöße zum Weiterdenken gibt.

Markus Friedrich, Hamburg

Ferrari, Michele C. / Beat Kūmin (Hrsg.), Pfarreien in der Vormoderne. Identität und Kultur im Niederkirchenwesen Europas (Wolfenbütteler Forschungen, 146), Wiesbaden 2017, Harrassowitz in Kommission, 280 S. / Abb., € 62,00.

Der Band vereinigt die Beiträge einer internationalen wissenschaftlichen Tagung, die im März 2007 [sic!] an der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel unter dem Titel „Da heime in miner Pfarre'. Identitätsbildung und Kulturtransfer im europäischen Niederkirchenwesen vor 1600“ stattfand. Die meisten der Autorinnen und Autoren orientieren sich in ihren Texten an Fragestellungen des „cultural turn“ in den Sozial- und Geisteswissenschaften und untersuchen Pfarreien als Orte gemeindlicher Identitätsausprägung wie kultureller Interaktion. Die so konturierte Pfarreforschung wird in vergleichender europäischer Perspektive betrieben. Der zeitliche Schwerpunkt liegt auf dem späten Mittelalter.

Der erste Teil des Bandes bietet „Regionale Überblicke“ (25–134), der zweite „Thematische Zugänge“ (137–267). Die Überblicke gelten Deutschland, Nord- und Mittelitalien und England. Enno Bünz (25–59) gibt einen knappen, aber sehr instruktiven Bericht über die Erforschung der „Pfarreien und Pfarrgemeinden im spätmittelalterlichen Deutschland“ und behandelt grundlegende Fragen, wie etwa diejenigen nach der Anzahl der dortigen Kirchengemeinden und der durchschnittlichen Sprengelgröße oder aber nach den kanonischen Rahmenbedingungen und innerkommunalen Gemeindestrukturen. Er fragt darüber hinaus nach dem Verhältnis der Gläubigen zu ihrer Pfarrgemeinde und kommt schließlich zu dem Ergebnis, dass sich „in den spätmittelalterlichen Pfarreien vielfältige ‚Identitäten‘“ manifestierten (59). „Die Pfarrei war im Mittelalter die wichtigste Schnittstelle von Kirche und Welt, die von Geistlichen wie Laien bestimmt und gestaltet wurde.“ (ebd.)

Trotz seines lakonischen Titels „Parish Communities in Late medieval England“ ist der Aufsatz von Robert N. Swanson (95–134) deutlich stärker kulturwissenschaftlich geprägt als derjenige von Bünz. Swanson versteht die Pfarrei als „a complex organism, and a fundamental building block of urban and rural societies“ (95), Gemeinde als einen „process, multi-faceted and fluid“, und Kirche insgesamt als „an agglomeration of

„discourse communities“ (97). Er fragt nach der kulturellen Manifestierung von Gemeinde, um schließlich die „cultural community“ unter den Aspekten ihres besonderen Kulturmusters („particular cultural pattern“), des Kulturtransfers und eines beständigen Wandels („change“) zu diskutieren. Das bleibt angesichts des weitgesteckten räumlichen und zeitlichen Rahmens (von etwa 1300 bis zur Reformation in England) naturgemäß auf ausgewählte Beispiele beschränkt, ist aber dennoch ausgesprochen anregend.

Untersuchungen weiter Felder sind auch die Aufsätze von Giorgio Chittolini und Catherine Vincent. Chittolini („Parrocchie, pievi e chiese minori nelle campagne padane (secoli XIV-XV)“, 61–94) bietet einen Überblick über Aspekte der ländlichen Pfarreientwicklung in Nord- und Mittelitalien und arbeitet deutliche Unterschiede zwischen den niederkirchlichen Strukturen jener Regionen und den Verhältnissen nördlich der Alpen heraus. Vincent betont in ihrem Beitrag („Identité et transferts culturels dans les paroisses françaises du XIIIe au XVe siècle“, 137–155), der erstaunlicherweise den „Thematischen Zugängen“ zugeordnet wurde, dass die räumliche Formierung der Gemeinden im „royaume de France“ während jener Jahrhunderte beinahe abgeschlossen war und Kulturtransferprozesse keineswegs nur von oben nach unten verliefen, sondern auch umgekehrt, da Predigten oder kirchliche Rituale stark von lokalen Praktiken geprägt sein konnten.

„Thematischen Zugänge“ werden darüber hinaus in einigen weiteren Beiträgen erschlossen: Arnd Reitemeier beschreibt die Sorge von Rat und Kirchmeistern um die Kirchenfabrik („Man hat Gott und alle Allte Christenliche Ordnung lieb gehabt und geüffert ...“. Kultur in der Pfarrkirche – Identifikation mit der Pfarrkirche in der Stadt des späten Mittelalters“, 157–175); Martin Brandl untersucht die Bedeutung von künstlerischen Zitaten bei der architektonischen Gestaltung von Kirchenräumen („Der Bau von Pfarrkirchen in Nürnberg und Schweinfurt, 177–207); Magnus Williamson widmet sich der durch eine erweiterte Frömmigkeitspraxis an Vielfalt gewinnenden Kirchenmusik im England des 15. Jahrhunderts („Parish Music in Late Medieval England: Local, Regional, National Identities“, 209–243), und István Monok schildert die Anlage von Pfarrbibliotheken in Ungarn („Die Pfarreien und ihre Bücher im Karpatenbecken in der Frühen Neuzeit“, 245–267).

Der hier besprochene Band verlangt seinen Leserinnen und Lesern manches ab – und das betrifft nicht allein die zum Verständnis erforderlichen Sprachkenntnisse. Denn sie benötigen neben der Fähigkeit zu abstraktem Denken auch die Flexibilität, sich auf die sehr unterschiedlichen Aspekte der Beiträge und die Eigenheiten der jeweiligen europäischen Schauplätze einzustellen. Hierbei hilft zwar die vorzügliche Einführung in Themen und Texte der Herausgeber Ferrari und Kümin. Dann aber werden die Leserinnen und Leser sich selbst überlassen: Eine vergleichende Synthese oder auch nur ein bloßes Fazit am Ende des Bandes fehlen. Die Beiträge bleiben somit lediglich Bausteine einer vergleichenden europäischen Pfarreforschung der Vormoderne. Allerdings wäre angesichts der Weite des Feldes mehr hier auch zu viel verlangt. Das von den Herausgebern formulierte Ziel von Tagung und Sammelband war naturgemäß bescheidener, nämlich „einen Beitrag zur Bündelung der vielfältigen Forschungsaktivitäten in unterschiedlichen Interessensgebieten zu leisten“ (13).

Noch etwas muss man sich schließlich bei der Lektüre der Aufsätze vor Augen halten: Die Tagung fand 2007 statt, die Veröffentlichung der Texte erfolgte „durch eine unglückliche Verkettung von Ereignissen sowohl akademischer als auch privater Natur“ (7) aber erst 2017. Nicht alle Beiträge wurden wie der von Enno Bünz noch einmal aktualisiert; Martin Brandls Beitrag beruht sogar auf seiner Dissertation von 2001 (177,

Anm. 1). Skepsis an der Aktualität des wissenschaftlichen Diskurses ist also angebracht. Denn zwischen 2007 und 2017 hat die Pfarreforschung, wenn auch zumeist auf benachbarten Feldern, erhebliche Fortschritte gemacht. Das zeigen deutlich allein die beachtenswerten Sammelbände von Nathalie Kruppa („Pfarreien im Mittelalter. Deutschland, Polen, Tschechien und Ungarn im Vergleich“, Göttingen 2008), Werner Freitag („Die Pfarre in der Stadt. Siedlungskern, Bürgerkirche, urbanes Zentrum“, Köln 2011) und Enno Bünz / Gerhard Fouquet („Die Pfarrei im späten Mittelalter“, Ostfildern 2013). Dennoch: Der Band überwindet manche noch bestehende Begrenzung in der Forschung und weist bisher wenig beschrittene Wege. Er regt zu weiteren vergleichenden Studien im europäischen Kontext an und bietet dafür eine vorzügliche Anleitung.

Stefan Pätzold, Bochum

Daybell, James / Svante Norrhem (Hrsg.), *Gender and Political Culture in Early Modern Europe, 1400–1800*, London / New York 2017, Routledge, XIV u. 240 S., £29,99.

Der Band versammelt zwölf Beiträge zu vier Themenfeldern, verbunden durch das Ziel der Herausgeber, einen Beitrag zur Erforschung der Beziehungen von „gender, power and political authority“ (3) zu leisten. Ins Zentrum gerückt werden dabei in erster Linie Familie bzw. Haushalt als Einheiten, innerhalb derer Frauen der Zugang zu Macht bzw. Herrschaft im frühneuzeitlichen Europa möglich war.

Dem ersten Themenfeld, „Diplomacy, Gifts and the Politics of Exchange“, sind zwei Beiträge zugeordnet, die zum einen die Relevanz von Porzellan und Delfter Ware in der Repräsentationspolitik von Frauen des Hauses Oranien im 17. Jahrhundert, zum anderen die Handlungsmöglichkeiten von Frauen höfischer Amtsträger und Diplomaten in Schweden zum Gegenstand haben. Drei weitere Beiträge sind überschrieben mit „Socio-Economic Structures, Gender and Politics“. Der eine nimmt die ungewöhnliche Position einer vermögenden norwegischen Dame als Lehensträgerin im 16. Jahrhundert in den Blick. In einem weiteren zeigt Barbara Harris, der wir zahlreiche Studien zu Frauen der englischen Aristokratie im 15. und 16. Jahrhundert verdanken, anhand einer Familie, wie adlige Netzwerke auch unter Schwestern und Nichten entwickelt wurden und funktionierten. Ein Beitrag zum Umgang verwitweter Frauen mit Besitz und Besitzweitergabe im ländlichen Frankreich des 18. Jahrhunderts ergänzt dieses Kapitel.

Es schließen sich zwei Aufsätze zu „Women and Gendered Politics at Court“ an, von denen der erste das Bild männlicher Diplomaten von weiblicher Herrschaft in England und Schottland im 16. Jahrhundert zum Gegenstand hat, der zweite das Agieren von Frauen der Medici-Familie am Florentiner Hof der gleichen Zeit behandelt. Hier geht es vor allem darum zu zeigen, dass keineswegs nur die Gemahlin des Fürsten, sondern alle Frauen der Dynastie an deren Repräsentation und Absicherung beteiligt waren, und zwar in sehr differenzierter Weise zwischen repräsentativer Frömmigkeit, kultureller Patronage und der Gestaltung politischer Netzwerke. Unter der Überschrift „Voting and Political Representation“ folgen dann noch zwei Beiträge, die sich in vergleichbarer Weise der Einbeziehung von Frauen in frühneuzeitliche Wahlsysteme in England bzw. Schweden und Norwegen zuwenden. Deutlich wird hier einmal mehr, dass die Basis des Votums in Besitz bzw. Steueraufkommen lag und dass auf dieser Basis in allen drei Fällen Frauen als Erbinnen und Landbesitzerinnen in solche Wahlsysteme einbezogen sein konnten.

Abgerundet wird der Band durch eine substantielle Einleitung der beiden Herausgeber, in der insbesondere Schwerpunkte der Forschung zur „political agency“ von

Frauen diskutiert werden wie etwa ihre Rolle bei der Leitung von Haushalten, bei der Schaffung und Perpetuierung von Netzwerken, nicht zuletzt über Korrespondenzen, aber auch ihre Handlungsspielräume im Kontext von Diplomatie und höfischer Gesellschaft sowie ihre Rolle als Mittlerinnen in kulturellen Transferprozessen. Viele dieser Aspekte werden, wie oben angesprochen, dann in einzelnen Beiträgen vertieft. In seinem einleitenden Beitrag zu „Gender, Politics and Archives in Early Modern England“ spricht James Daybell zudem ein zentrales Problem, auch und gerade von Forschungen zum herrschaftlichen Wirken von Frauen an: die Überlieferung aussagekräftiger Quellen. Ausgehend von seinen langjährigen und materialreichen Arbeiten zu Briefwechseln adliger Frauen stellt er Überlegungen dazu an, welche Schriftlichkeit Frauen in der Frühen Neuzeit eigentlich produzierten und wie mit dieser umgegangen wurde. Die im Allgemeinen signifikant größeren Verluste in der Überlieferung zu und von Frauen stellen sich dabei einmal mehr als strukturelles Problem, nicht als Zufall heraus. Außerdem in dem Band enthalten ist ein abschließender Ausblick von Merry Wiesner-Hanks, die – ausgehend von neueren englischsprachigen Publikationen – den Blick über Europa hinaus weitet und zugleich das in den Beiträgen eher am Rande tangierte Feld von Religion und Konfession als politischen Handlungsraum von Frauen einbezieht.

Mit diesen inhaltlichen Aspekten und räumlichen Schwerpunkten bietet der Band einiges an willkommenem neuen Material zu Handlungsfeldern und Handlungsbedingungen vorrangig adliger Frauen im frühneuzeitlichen Europa. Er zeigt zudem jedoch einmal mehr die Grenzen zwischen Forschungslandschaften, die voneinander nicht immer ausreichend Notiz nehmen. Das hat natürlich nicht zuletzt sprachliche Gründe, und einer der Verdienste des Bandes ist es gerade, einen Blick nach Skandinavien zu erlauben. Außerdem ist ausdrücklich hervorzuheben, dass in der Einleitung von Daybell und Norrhem unter anderem das von Heide Wunder formulierte Konzept des „Arbeitspaares“ zitiert wird, ist es doch meines Erachtens ein zentraler Aspekt, über den die hier in den Blick genommenen Felder Familie, Haushalt und „politics“ miteinander verbunden waren. Allerdings, und hier ist eben eine solche Abgrenzung zu bemerken, spielt das Konzept in den einzelnen Beiträgen keine Rolle, obwohl Wunders Überblicksdarstellung zur Geschichte der Frauen in der Frühen Neuzeit, in der das Konzept entwickelt wird, schon seit über zwanzig Jahren in englischer Sprache und damit in der derzeitigen *Lingua franca* historischer Forschung vorliegt.

Bezeichnend ist ebenso, dass auch Merry Wiesner-Hanks in ihrem abschließenden Überblick ausschließlich englischsprachige Werke zitiert und schließlich konstatiert, dass Forschungen zu Frauen- und Geschlechtergeschichte ihr Zentrum in den letzten Jahrzehnten in der englischsprachigen Welt gehabt hätten und dass erst allmählich eine Ausweitung auf andere Räume erfolge (229). Dies kann nur als *Selffulfilling Prophecy* bezeichnet werden, die daraus resultiert und gleichzeitig zur Folge hat, dass man Forschungen, die in spanischer, französischer oder deutscher Sprache oder eben in den skandinavischen Sprachen vorliegen, nicht zur Kenntnis nimmt. Dabei soll die Relevanz der englischsprachigen Forschung gerade für den Beginn der geschlechtergeschichtlichen Forschung keineswegs gelehnet werden. Aber nicht zuletzt einige der im Band versammelten Beiträge zeigen, dass es sich mittlerweile durchaus lohnen würde, über deren Grenzen hinauszublicken und Ergebnisse ebenso wie Deutungsansätze zu rezipieren, die aus anderen Forschungskulturen stammen. Nur dann wird eine Weiterentwicklung der historischen Forschung zu diesen wie vielen anderen Themenfeldern wirklich möglich sein.

Katrin Keller, Wien

Poley, Jared, *The Devil's Riches. A Modern History of Greed* (Spektrum, 11), New York / Oxford 2016, Berghahn, X u. 215 S., \$ 120,00.

In sieben Kapiteln spürt Jared Poley dem Phänomen der Gier nach und stellt diese in unterschiedliche Kontexte. Die Perspektivierungen reichen von Konfession, Recht und Ökonomie bis zu Spiritualität und Psychologie. Theoretisch-methodisch verortet ist die Studie zwischen Emotionengeschichte und Ideengeschichte – „intellectual history“. Ziel es ist, die Vorstellungen von Gier und Habsucht als historisch wandelbar zu fassen und mit historischem Wandel in Beziehung zu setzen. Der Autor fragt, auf welche Weise Gier verstanden, angegriffen und verteidigt, verleugnet und unterdrückt wurde. Gier fungiert gewissermaßen als Linse, durch die Veränderungen von Codes und Verhalten, von intellektuellen, emotionalen und kulturellen Systemen sichtbar gemacht werden sollen. Hinter Gier stehen Verlangen und Leidenschaft, die auf etwas zielen, das über das Notwendige hinausgeht. Gier vereint materielle, kulturelle und soziale Aspekte in sich. In der Einleitung verweist der Autor auf Schriftsteller, Humanisten und Philosophen, angefangen bei Cicero, die in der Gier das schlimmste aller Übel sahen, da sie sich sowohl auf die eigene Persönlichkeit als auch auf das soziale Gefüge zerstörerisch auswirkte.

Durch die einzelnen Kapitel hindurch bewegt sich Poley – mit wenigen Ausnahmen – entlang prominenter Männer und ihrer Schriften und Positionen als Vertreter verschiedener Sparten des Geisteslebens und der Politik. Den Anfang macht in Kapitel eins über Gier und Habsucht in der Zeit vor dem Absolutismus der Humanist Poggio Bracciolini, Verfasser des Dialogs „De avaritia“ / „Über die Habsucht“ (1429). Er thematisiert die Hierarchie der Sünden: An der Spitze stehen Habsucht und Wollust, bei deren Charakterisierung er das stete Achten auf den eigenen Vorteil als kennzeichnend und zugleich als handlungsleitend hervorhebt. Antonio Loschi, einer der Sprecher im Dialog, kann der Gier auch etwas Positives abgewinnen, indem er auf den damit verbundenen unternehmerischen Antrieb verweist. In Zusammenhang mit der Selbsterhaltung spricht er von einem „natürlichen Verlangen“, während der andere Sprecher die Gier als „the enemy of nature“ klassifiziert (15) und, in der Interpretation Poley's, damit als menschliche Entscheidung und „agency“. Gier verklärt bei Poggio nicht nur, sondern effeminiert auch. Poggio ist mit seiner differenzierten und auf den Menschen zentrierten Sicht hier ein „important marker of historical change“ (21). Circa 100 Jahre später schrieb Martin Luther über Gier mit einem Fokus auf Wucher und Profitgier im Handel. Davon unterscheidet er ehrenhaft erworbenes Vermögen und stellt den Einsatz des Kaufmanns in Rechnung: „his trouble, his labor, and his risk“ (26). Gier wird hier primär unter dem Gesichtspunkt der Moral gefasst. Der dritte Protagonist ist Paracelsus, ein Zeitgenosse Luthers, der auch Überschreitungen sozialer Normen (und dazu zählen von Habsucht und Gier motivierte Handlungen) als Sünde fasst und – mehr noch – als „social crime“ (40). Dabei adressiert er ganz zentral deren Effekte im Sinne sozialer Ungleichheit. Ausgehend von Bibelstellen fragt Poley am Ende dieses Kapitels, wie die lateinischen Begriffe *avaritia* und *cupiditas* in die Umgangssprachen transferiert worden sind.

Die darauf folgenden Kapitel setzen sich mit jeweils zeitspezifischen gesellschaftlichen Situationen und Richtungen auseinander, vermittelt durch Positionen markanter Persönlichkeiten. Ausgehend von deren Schriften und eingeflochten in Grundzüge ihrer Gedankenwelten werden Überlegungen zu Gier und Habsucht dargelegt, kommentiert und interpretiert, immer wieder auch aufeinander bezogen und in Diskursstränge eingeordnet. So geht es in Kapitel zwei um die „Konfessionalisierung einer Emotion“, also darum, wie sich Interpretationen der Gier im Zuge und Gefolge der Reformation veränderten: Den konfessionell gefärbten Sichtweisen von Erasmus und

Calvin steht die an Selbstverständnis und Lebensumständen orientierte Perspektive Michel de Montaignes gegenüber. Kapitel drei beleuchtet Gier mit Blick auf das Recht im 17. Jahrhundert vor dem Hintergrund von dessen ‚Internationalisierung‘ im kolonialen Zusammenhang, und zwar ausgehend von Hugo Grotius, Samuel von Pufendorf, John Locke und François Fénelon. Gier und Habsucht firmieren als relevante Faktoren in der Organisation von Recht, denn sie sind gewissermaßen als „Hebammen bei der Geburt internationaler Beziehungen“ stets präsent (97). Kapitel vier, im 18. Jahrhundert situiert, fragt nach Gier im Konnex mit Konsumverhalten und Staatstheorien entlang einer breiten Palette von Positionen: von Christian Thomasius, Christian Wolff, Bernard Mandeville, Jonathan Swift und Thomas Fielding bis zu Friedrich dem Großen, Jean-Jacques Rousseau, Adam Smith und Jeremy Bentham. Wachstum, vor allem ökonomisches, wurde zusehends positiv konnotiert, und Freiheit wurde zu einer wichtigen Kategorie. Kapitel fünf ist der Gier im Kontext des Liberalismus und Sozialismus gewidmet. Den Faden der zeitgenössischen Übersetzung von Bibelstellen aufgreifend, ist eine Version des 19. Jahrhunderts die „Liebe zum Geld“ (129). Die Spurensuche führt zu William Godwin, Thomas Malthus, Jean-Baptiste Say, John Stuart Mill, Karl Marx und William Morris sowie zu bürgerlichen Romanen des 19. Jahrhunderts von Jane Austen, Honoré de Balzac, Charles Dickens oder Emily Brontë – und im Ergebnis zu recht unterschiedlichen Einschätzungen. Für Malthus etwa war Gier der Ausdruck von Eigennutz und damit ein durchaus gangbarer Weg angesichts begrenzter Ressourcen. Say hingegen verband Gier mit Handelsmonopolen und sah darin eine Erklärung, warum Waren überteuert waren und der freie Markt nicht funktionierte. Für John Stuart Mill war Geld ein Mittel zum Zweck, für Marx hingegen ein Objekt der Gier. Die Romane thematisieren unter anderem das Dilemma zwischen Geld und Liebe in Zusammenhang mit Heirat. In Kapitel sechs kommen zur Frage nach dem Verhältnis von Gier und neuer Spiritualität Theosophen/-innen wie Helena Blavatsky und Rudolf Steiner, aber auch der Soziologe und Ethnologe Marcel Mauss zu Wort. Kapitel sieben schließlich fokussiert auf die Psychologie und Psychoanalyse der Gier: Max Nordau, Georg Simmel, Sigmund Freud und Sándor Ferenczi liefern die Beiträge dazu.

Dem Konzept der Ideengeschichte entsprechend sind gelehrte Diskurse, die Poley als Ausdruck der Werte des „Kerns der Gesellschaft“ definiert – „the values of the social core, not the periphery“ (14) –, zentraler Inhalt des Buches, das insgesamt eine sehr anregende Lektüre bietet. Allerdings gibt es sich eingangs etwas großspurig: „In short: greed has a history. This book tells it.“ (10) Da kommen doch Zweifel auf, ob die Geschichte der Gier damit bereits erschöpfend behandelt ist – fünf Jahrhunderte auf 200 Seiten. Zwar wird ein breites Spektrum von Positionen vorgestellt und der Autor wird seinem eigenen Anspruch damit durchaus gerecht, doch stellt sich die Frage nach der Reichweite und danach, was „Peripherie“ meint. Aus historisch-anthropologischer Sicht würde sich allerlei Quellenmaterial – etwa Gerichtsakten oder kommunale Statuten – anbieten, um Überschreitungen und Vorkehrungen auszumachen und die gesellschaftliche Wirkmacht von Habsucht und Gier in ländlichen und städtischen Räumen zu rekonstruieren. Aber auch an das epochenübergreifend reiche Bildmaterial ist zu denken, vor allem zur Habsucht im Reigen der katholischen Todsünden.

Margareth Lanzinger, Wien

Kerr, Heather / Claire Walker (Hrsg.), *Fama and Her Sisters. Gossip and Rumour in Early Modern Europe* (Early European Research, 7), Turnhout 2015, Brepols, VI u. 240 S., € 75,00.

Gerede und Gerüchte als Faktoren vormoderner Öffentlichkeit sind – trotz Pionierarbeiten wie derjenigen von Martin Bauer zur „*Gemain Sag*“ von 1981 – in der deutschen Historiographie immer noch nicht so systematisch untersucht worden, wie es ihrer historischen Bedeutung entspräche. Nicht zuletzt vor diesem Hintergrund ist der vorliegende Sammelband von Interesse. Eingeleitet wird er von einem kurzen Überblick der Herausgeberinnen und einem historiographischen Essay von Claire Walker; beide Beiträge zeigen ebenso wie die nachfolgenden Aufsätze, wie reichhaltig inzwischen das Spektrum einschlägiger englischer (und vornehmlich auf England bezogener) Studien ist. Und bereits in diesen Beiträgen wird die Vielgestaltigkeit der titelgebenden *fama* als Personifikation des Gerüchts und ihrer vielen ‚Schwestern‘ deutlich, wie „gossip“ (Gerede oder Klatsch), „rumour“ (Gerüchte), „reputation“ oder „heresay“ (Hörensagen). Als Gegenstand des Buches wird dann letztlich sehr allgemein „the dynamics of talk, whether spoken or written“ bzw. „the complex and transforming power of words“ festgehalten. Ebenso vielgestaltig wie die angesprochenen Bedeutungen sind die aufgezeigten Funktionsbestimmungen des Gerüchts bzw. Geredes: Sie konstituieren den guten Leumund einer Person bzw. können umgekehrt – etwa durch Verleumdung („defamation“) oder Schmähschriften („libels“) – zur Vernichtung persönlicher Reputation beitragen; sie dienen dem Nachrichtenaustausch wie der Unterhaltung, und sie stellen nicht zuletzt den Kitt vielfältiger sozialer Beziehungen dar, ob innerhalb der Familie, der Nachbarschaft, politischer Netzwerke oder Patron-Klient-Beziehungen. Schließlich besitzt *fama* stets eine starke genderspezifische Konnotation, etwa wenn sich mit ihr die Vorstellung „of female verbal incontinence“ (14) verbindet. So gut diese Vielgestaltigkeit in den einleitenden Bemerkungen eingefangen wird, so sehr vermisst man als Leser stärkere analytische Anstrengungen zu ihrer Bändigung und Durchdringung. Blass bzw. eher implizit bleibt im gesamten Band zum Beispiel der epochenspezifische Aspekt, vor allem die Frage, inwieweit der *fama* in der Vormoderne eine besondere Bedeutung zukommt bzw. inwieweit sich ihre Rolle im medialen Wandel, etwa nach Gutenberg, veränderte. Ohne interdisziplinäre Anregungen und ohne theoretische Bezugnahmen wird man in dieser Frage wohl kaum weiterkommen. In dieser Hinsicht ist der Band leider wenig ambitioniert. Ansätze zur Unterscheidung verschiedener Ausprägungen der *fama* – „rumour“ als öffentliche, stärker gefestigte und weiter ausstrahlende Reputation, „gossip“ als informelles Gerede in kleineren Milieus – werden nicht konsequent zum Instrument der Analysen gemacht. Auch fragt man sich oft, wo der Augenzeugenbericht bzw. die Nachricht endet und das Gerede beginnt.

Im Einzelnen folgen die Beiträge keiner erkennbaren Gliederung. Zwei von ihnen besitzen einen eher literaturwissenschaftlichen Fokus, nämlich einmal der Aufsatz von Lucy Potter über die Figur der *fama* in Vergils „Aeneis“, Ovids „Metamorphosen“ und Christopher Marlowes „Dido, Queen of Carthago“, zum anderen der Text von Peter Denney, der ins 18. und beginnende 19. Jahrhundert führt und sich mit der ‚plebejischen‘ Dichtung Englands beschäftigt, an der auch viele Frauen ihren Anteil hatten. Erörtert wird dort die dichterische Verwendung und Beurteilung der *fama* ebenso wie die Rolle des Geredes bei der öffentlichen Auseinandersetzung zwischen Dichtern und Dichterinnen. Aus kunsthistorischer Sicht stellt Lisa Mansfield das Bild der Anna von Kleve in den Mittelpunkt, das Hans Holbein im Kontext der Brautsuche des englischen Königs Heinrich VIII. 1539 malte. Holbeins Bildkonzeption wird mit der zeitgenössischen *fama* über das Erscheinungsbild Annas und dem (negativen) Eindruck des Königs

kontrastiert, wobei der Beitrag methodisch und inhaltlich nicht recht zu überzeugen vermag.

Die übrigen Aufsätze sind genuin geschichtswissenschaftlich ausgerichtet. Der Umgang mit Gerüchten in hochadlig-höfischen Kreisen wird von Una McIlvenna, die mit Isabelle de Limeuil eine Hofdame Katharina von Medicis in den Mittelpunkt stellt, thematisiert sowie von Susan Broomhall und Jacqueline Van Gent, die eine Fallstudie zur Konvertitin Louise Hollandine von der Pfalz, einer Tochter des Winterkönigs, vorlegen. Dabei überzeugen die Ausführungen über das Reputationsmanagement im Fall der pfälzischen Dynastie mich eher als diejenigen zu Katharina von Medici, die es angeblich schaffte, die skandalträchtigsten Aspekte der Limeuil-Affäre selbst vor ihren Privatsekretären geheim zu halten. Einen zentralen Platz im Band nimmt der Beitrag von Elizabeth Horodowich ein, die am Beispiel Venedigs die Bedeutung des Gerüchts für die inquisitorische Verfolgung von Hexerei erörtert, ein Vergehen, das in der Lagunenstadt übrigens vergleichsweise milde bestraft wurde. Thematisch eng mit Horodowichs Beitrag verbunden folgt der Text von Amanda L. Capern, die die Rolle des Geredes bei der Infragestellung bzw. Aufrechterhaltung der Reputation von Familien im frühneuzeitlichen England darstellt, aber über ein Kaleidoskop heterogener Fälle kaum hinausgekommen. Originell dagegen erscheint der Artikel von Katie Barclay, und zwar sowohl thematisch als auch methodisch: Auf der Quellengrundlage des Briefkorpus einer Magd, die wegen einer unehelichen Schwangerschaft zunächst nach Edinburgh, dann nach London verbannt wurde, erhellt sie das Milieu der Dienstboten in einem schottischen Adelshaushalt, leichte „Downton-Abbey“-Anklänge inklusive. Methodisch anregend erscheint ihr Vorschlag, Gerüchte als ein Medium zur Schaffung von Intimität sowohl in Zweierbeziehungen als auch im Kreis der Angehörigen eines Haushalts zu benutzen. Auch wenn das Gesamtkonzept und manche Beiträge nicht in jeder Hinsicht zu überzeugen vermögen, so bildet der Band doch eine Orientierungsmarke auf dem weiten Weg, den entsprechende Forschungen in Deutschland noch zurücklegen müssen.

Gerd Schwerhoff, Dresden

Deimann, Wiebke / David Juste (Hrsg.), *Astrologers and Their Clients in Medieval and Early Modern Europe* (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte, 73), Köln / Weimar / Wien 2015, Böhlau, 229 S. / Abb., € 40,00.

Das Internationale Kolleg für Geisteswissenschaftliche Forschung „Schicksal, Freiheit und Prognose. Bewältigungsstrategien in Ostasien und Europa“ hat im September 2011 an der Universität in Erlangen eine Konferenz zur Geschichte der Sterndeutung organisiert, deren Beiträge nun gedruckt vorliegen. Eine Konzentration des Erkenntnisinteresses auf bestimmte Aspekte wurde bei der Konzeption der Tagung offenbar vermieden. Jedenfalls präsentieren die beiden Herausgeber in ihrer Einführung eine Fülle mäßig origineller Fragen nach Identität, Rolle, Status, Diensten und Methoden der Himmelskundler zum einen und Identität, Motivation, Erwartungshaltung, Befürchtungen und astrologischer Beeinflussung ihrer Klienten zum anderen. Auch das – nur sehr schwer zu verallgemeinernde! – gesamtgesellschaftliche Ansehen der Astrologie sollte auf der Konferenz beleuchtet werden. Letztlich ging es aber wohl schlicht darum, deutlich zu machen, wie vielgestaltig sich die astrologische Praxis in der Vormoderne darstellte (vgl. 14).

Dazu hat der Band trotz seines eher schmalen Umfangs Ansprechendes zu bieten, da die Tagungsveranstalter hochkarätige Experten aus dem In- und Ausland verpflichten konnten. Allerdings harmoniert der begriffsgeschichtlich ausgerichtete Aufsatz Charles Burnetts über das nicht nur durch den Titel des astrologischen Einführungs-

werks von Michael Scotus bekannte Adjektiv bzw. auch Substantiv *introductorius* (17–27) nur schlecht mit dem übrigen Inhaltsspektrum. Obschon in geringerem Maße, gilt dies im Prinzip auch für Stephan Heilens Feststellungen zur Rezeption der spätantiken „Mathesis“ des Firmicus Maternus im Œuvre des Astronomieprofessors, Sterndeuters, Leibarztes Herzog Friedrichs von Montefeltro und (seit 1494) Bischofs von Fossombrone, Paulus von Middelburg (105–137).

Mehrere der anderen Astrologen, Astronomen und Propheten, die darüber hinaus – sei es zum Beispiel unter Konzentration auf bisher vernachlässigte Aspekte ihres Wirkens (Guido Bonatti), sei es in willkommener Zusammenfassung der jüngst in Bewegung geratenen Forschung zu Biographie und Werk (Johannes Lichtenberger) – behandelt werden, gehören ebenso wie Paulus von Middelburg und auch Johannes Kepler zu den „üblichen Verdächtigen“.

Benjamin N. Dykes porträtiert Bonatti als einen Mann, der nicht nur ein sehr angesehener ghibellinischer Hofastrologe im Italien des 13. Jahrhunderts war, sondern darüber hinaus ein sozialkritischer und äußerst lebenskluger Zeitgenosse, welcher mit seiner individuellen Beratung auch einen gleichsam psychotherapeutischen Ansatz auf astrologischer Grundlage verfolgen konnte (29–41). Das offenbart die Lektüre seines von Dykes vor zehn Jahren in englischer Übersetzung unter dem Titel „The Book of Astronomy“ veröffentlichten Werks.

Der von 1600 bis 1612 am Prager Hof der habsburgischen Kaiser bzw. Könige Rudolf II. und Matthias als Sterndeuter engagierte, in erster Linie jedoch als einer der größten Astronomen der Frühen Neuzeit zu Ruhm gelangte Johannes Kepler begegnet in dem ihm gewidmeten Aufsatz von Katrin Bauer hingegen als ausgesprochener Skeptiker gegenüber der traditionellen Astrologie, der indessen keine Alternative zu dieser Rolle im Umfeld des Reichsoberhauptes sah, um seiner angestrebten offiziellen Funktion als enger politischer Berater des Kaisers in der schwierigen Zeit des habsburgischen Bruderzwists von Rudolf II. und Matthias nahezukommen, so die „very important hypothesis“ (218) von Katrin Bauer.

Im Allgemeinen weniger bekannt als die bislang Genannten ist der hochgelehrte Florentiner Karmeliter Giuliano Ristori (1492–1556), der unter anderem Jahresprognosen veröffentlichte, aber auch als unerschrockener Verfechter der judiziellen Astrologie das aufgrund des Steinbock-Aszendenten sowohl an Kaiser Augustus als auch an Kaiser Karl V. erinnernde Geburtshoroskop Herzog Cosimos I. de' Medici ausführlich deutete. Dieser wusste in der Folge die Besonderheit seiner Nativität in der Öffentlichkeit gebührend herauszustellen. Zuvor hatte Ristori bereits dadurch Aufsehen erregt, dass ihm eine zutreffende Prognose über die Ermordung von Cosimos Vorgänger Herzog Alessandro de' Medici am 6. Januar 1537 gelungen war (139–150).

Hinsichtlich des Umfangs aus dem Rahmen fällt David Justes Studie über ein in Deventer verfasstes lateinisches Horoskop des Brüsseler Astrologen und späteren Danziger Stadtarztes Wilhelm Misocacus aus dem Jahr 1566 für einen gewissen Johannes Sillyers aus Mechelen, da sie im Anhang eine 31-seitige Edition dieses Textes aus der Handschrift „Cm 27004“ der Bayerischen Staatsbibliothek bietet (151–204). Ebenfalls erstmals im Wortlaut zugänglich gemacht und umfassend analysiert (43–61) hat Jean-Patrice Boudet – einer der führenden Astrologiehistoriker Frankreichs – die Seiten 109v und 102r-108r des Kodex „Collectorie 17“ aus dem Geheimarchiv des Vatikans. Ihr Inhalt ergänzt, was wir aus Joseph Shatzmillers Monographie „Justice et injustice au début du XIVe siècle“ (1999) über den im Jahr 1318 von Papst Johannes XXII. angeordneten Inquisitionsprozess gegen den Erzbischof von Aix-en-Provence, Robert von Mauvoisin, wissen. Der Metropolit hatte sich im September 1316 mit

Fragen privaten und kirchenpolitischen Inhalts an einen christlichen und einen jüdischen Astrologen gewandt: den als Schreiber an der päpstlichen Kurie tätigen „Meister Peter“ und den von Shatzmiller ausführlich behandelten Juden Mosse von Trets. Die nunmehr nachträglich edierten „Questiones, disputationes, responsiones et determinationes Judei [et] magistri Petri“ finden sich nicht im Anhang von Shatzmillers Buch, da die dortige Wiedergabe jener Handschrift bereits mit der Seite 78v endet.

Dass im vorliegenden Sammelband auch dem im Jahr 1348 verstorbenen Florentiner Bankier, Amtsträger und Chronisten Giovanni Villani eine eigene Untersuchung gewidmet ist, dürfte auf den ersten Blick etwas überraschen, doch nur denjenigen, der nicht um die vielen – wie Robert Hand aufzeigt (63–82) – höchst sachverständigen astrologischen Passagen in Villanis „Nuova Cronica“ weiß.

Alles in allem vermittelt der Erlanger Sammelband deutlich mehr Wissen über die Astrologen als über ihre Klienten; allerdings war dies aufgrund der Quellenlage auch nicht anders zu erwarten. Richtigstellen möchte der Rezensent abschließend die ihm unterstellte Behauptung im Vorwort, „seiner Schätzung“ nach existierten „sechzigtausend mittelalterliche Handschriften“, die „sich mit astrologischen Fragen beschäftigten“ (7). Ausweislich der zugehörigen Fußnote bezog ich mich aber seinerzeit in meinem Buch über „Astrologie und Öffentlichkeit im Mittelalter“ (2005) auf eine Angabe von Hermann Leskien, wonach in Deutschland bis zu 60.000 mittelalterliche Handschriften aller Art überliefert sind, von denen selbstverständlich nur ein kleiner Teil astrologisches Material enthält! Ebenso wenig trifft die unmittelbar nachfolgende Aussage zu, Johannes Frieds Buch „Aufstieg aus dem Untergang“ habe auf Hermann Grauert gedruckt Vortrag über „Meister Johann von Toledo“ „aufbauen“ können (7 f.), da dieser in Frieds 2001 publiziertem „großen Essay“ nur eine marginale Rolle spielt. Im Übrigen hat auf Seite 7 der Druckfehlerteufel dem Leser das Wort „Bewältigungsstrategien“ beschert.

Gerd Mentgen, Trier

Nipperdey, Justus / Katharina Reinholdt (Hrsg.), Essen und Trinken in der Europäischen Kulturgeschichte (Kulturelle Grundlagen Europas, 3), Berlin / Münster 2016, Lit, 274 S. / Abb., € 39,90.

Der Jubilar Wolfgang Behringer, dem diese Festschrift von seinen Schülern und Kollegen zu seinem 60. Geburtstag überreicht wurde, stammt aus einer Stadt, „in der man Bier trinken kann, aber nicht muss“. An dieses Diktum Wolfgang Behringers in seiner Geschichte der Löwenbrauerei von 1991 fühlt man sich erinnert, wenn man die hier gesammelten Beiträge von Freunden und Kollegen zur Kulturgeschichte des Essens und Trinkens in der Frühen Neuzeit liest. Der Titel reflektiert, wie die Einleitung, aber auch einzelne Autoren zu Recht immer wieder betonen, das breite Forschungsinteresse des in Saarbrücken lehrenden Frühneuzeitlers an Fragen der Ernährung, aber auch des Trinkens. Und dass „Geschichte Spaß machen muss“ – eine weitere Prämisse des Geehrten –, das merkt man dieser Festschrift an, die nicht wie so oft ein „Friedhof der Gelehrsamkeit“ ist, wie ein Bonmot besagt.

Die achtzehn Aufsätze unterschiedlicher Länge sind von den Herausgebern fünf Themenkreisen zugeordnet worden. Im Abschnitt über „Gutes und schlechtes Essen“ werden die Auswirkungen der Nahrungsaufnahme auf Körper und Gesundheit behandelt. Angela Schattner untersucht, wie sich gesundes Essen in der Praxis gestaltete, und zieht dazu in der Forschung bereits überwiegend bekannte Ego-Dokumente heran. Der Befund, dass Lebensmitteln in der Frühen Neuzeit ein therapeutischer Nutzen zugemessen wurde, überrascht nicht. Dass es dazu auch quantitativ auswertbare

Angaben in frühneuzeitlichen Selbstzeugnissen (etwa bei Hermann Weinsberg) gibt, wird leider nicht erwähnt. Mit der schwarzen Legende, die europäischen Kolonialmächte hätten der indigenen Bevölkerung das Trinken von „Feuerwasser“ beigebracht, räumt Iris Gareis gründlich auf. Der Konsum von alkoholhaltigen Getränken wurde sowohl in Peru als auch in Mexiko von einem Elitemerkmal zu einem Phänomen, das eine breite Bevölkerungsschicht erfasste. Die moralische Brandmarkung des Fleischkonsums und der Lobpreis einer pflanzlichen Ernährung ist nicht erst eine Erscheinung des 19. Jahrhunderts, sondern hat auch schon Vorbilder in den religiösen Strömungen der Frühen Neuzeit, wie Richard Bessel aufzeigt. Hans de Waardt analysiert die Ausführungen Johann Wiers, eines Kritikers des Hexenwahns, zur Diätetik, insbesondere in Hinblick auf die Frage, was ein Mensch essen muss, um ein zorniges Gemüt zu vermeiden oder nicht an Skorbut zu erkranken. Leider geht er in diesem Zusammenhang nicht auf Wiers Schrift zu den „Fastenmädchen“ ein, die sich jeder Nahrungsaufnahme enthielten.

Der Abschnitt über „Zerstörerisches und Versöhnendes“ hebt auf die soziale Funktion von Essen und Trinken ab. Anne Conrad zeigt, wie man sich durch demonstratives Fastenbrechen in der Frühphase der Reformation als Gegner des Papsttums zu erkennen gab. In diesem Zusammenhang kommt erfreulicherweise nicht nur das Zürcher Wurstessen von 1522 zur Sprache, sondern auch weniger bekannte Aktionen, die die christliche Freiheit, wie sie Luther postulierte, symbolisierten. Katharina Reinholdt geht auf einen wenig erforschten Aspekt der Geschichte der Täufer ein, nämlich deren frugalen Lebensstil, der Teil ihres religiös-reformatorischen Programms war. Dass man auf Kosten anderer zechen kann, ist bekannt, weniger aber, was es mit dem Ritual des „Vertrinkens“ auf sich hat. Ann Tlusty zeichnet diesen Rechtsbrauch am Beispiel eines Vorfalles in einem frühneuzeitlichen Dorf in der Nähe von Rothenburg ob der Tauber nach. Dass der Zusammenhang zwischen Alkohol und Gewalt kein modernes Phänomen ist, sondern bereits in der Frühen Neuzeit als gravierendes soziales Problem bekannt war, demonstriert James Sharpe am Beispiel Englands und erörtert die Rolle der Kneipe („alehouse“) als Kommunikationszentrum und sozialer Brennpunkt.

Der Themenbereich „Magisches“ enthält drei Beiträge, die vom Interesse des Jubilars an der Hexenforschung inspiriert wurden und sich teilweise überschneiden. Das gilt für die Aufsätze von Wolfgang Schild und Johannes Dillinger, die sich mit den Typen von Mahlzeiten befassen, die Hexen in der blühenden Phantasie ihrer Verfolger, aber auch den „Geständnissen“ der unter Folter zur Aussage gezwungenen Opfer zufolge verzehrt haben sollen. Ebenfalls innovativ ist die Frage, welche Rolle in diesem Zusammenhang Wirtshäuser als Orte des Essens und Trinkens spielten, und zwar sowohl für die häufig selbsternannten Hexenjäger als auch für die Beschuldigten, deren Vermögen dort häufig im wahrsten Sinne des Wortes „verzehrt“ wurde, wie Rita Voltmer belegt.

Vom „Magischen“ ist es kein großer Gedankensprung mehr zum „Katastrophalen“, das in der Geschichte der Ernährung immer wieder thematisiert wurde. Das gilt für die Folgen der Klimakrise, die hier am Beispiel der Zunahme von Weinpansungen mit giftigen Bleiverbindungen durchaus nicht unkritisch von Justus Nipperdey diskutiert werden. Leider vergisst er über den Ausführungen zur Alchemie, dass es findige Apotheker waren, die im 18. Jahrhundert die maßgeblichen Weinproben zur Entdeckung solcher Verfälschungen in Württemberg und Sachsen entwickelten. Die Ernährungskrise von 1770 bis 1772 behandelt Clemens Zimmermann am Beispiel Badens und verdeutlicht, welche kommunikativen Bewältigungsstrategien damals zum Einsatz kamen.

Dass Essen und Trinken auch etwas mit Standesbewusstsein zu tun hat, belegen vier kürzere Beiträge des fünften Abschnitts. Peter Blickle weist auf den Zusammenhang zwischen dem adeligen Vorrecht des Fischfangs und dem Streben der Bauern nach Freiheiten und der Erweiterung ihres Nahrungsspielraums hin. Ronnie Po-chia Hsia stellt sich die gar nicht so banale Frage, was christliche Missionare in China im 17. Jahrhundert eigentlich gegessen haben. Er kommt zu der Erkenntnis, dass es vor allem vom jeweiligen Status abhing, was den Missionaren im sozialen Umgang mit der einheimischen Elite aufgetischt wurde. Bis heute befinden sich – nicht nur in Deutschland – Spitzenweingüter in adeligem Besitz. Gabriele Clemens zeigt am Beispiel des Adels an der Mosel, wie Wein zu einem Prestigeprodukt wurde. Dass die Selbsteinladung eines Kaisers zum Abendessen bei einem Reichskanzler nicht nur die Frage auslöste, was man einem solchen hohen Gast aufstischen sollte, sondern vor allem zu politischen Überlegungen Anlass gab, schildert Ralf-Peter Fuchs anhand einer Episode aus den Erinnerungen des Reichkanzlers Bülow. Allerdings erfahren wir nicht, was die Künste des französischen Kochs zustande brachten, sondern lediglich etwas über die taktischen Überlegungen, die mit einem privaten Abendessen in Regierungskreisen verbunden sein konnten.

Nach der Lektüre dieses Sammelbandes stellt sich nicht wie so oft ein Gefühl der Ermattung und Sättigung ein. Man hätte gerne noch mehr solcher Häppchen genossen.

Robert Jütte, Stuttgart

Murphy, Neil, Ceremonial Entries, Municipal Liberties and the Negotiation of Power in Valois France, 1328–1589 (Rulers and Elites, 7), Leiden / Boston 2016, Brill, XVI u. 291 S. / Abb., € 139,00.

Die von Neil Murphy vorgelegte Monographie beschäftigt sich mit französischen Herrschereinzügen (*entrées*). Dieses Thema ist in den letzten Jahren in der mediävistischen Forschung im Zuge der verstärkten Beschäftigung mit Ritualen, Zeremoniell und symbolischem Handeln immer wieder auf erhebliches Interesse gestoßen. Murphys Untersuchung berücksichtigt diese neueren Ergebnisse. Im Unterschied zu den meisten Studien, die sich vor allem auf Fragen des Zeremoniells und der Ausgestaltung des festlichen Rahmens der Einzüge konzentrieren, stellt der Autor jedoch ganz bewusst andere, bisher weniger beachtete Aspekte ins Zentrum: Welche Rolle spielten die Einzüge für das Verhältnis von Stadt und König? Welche Chancen und Risiken brachten sie für die Städte mit sich? Kam es im Laufe der Zeit zu Veränderungen? Der chronologische Rahmen der Studie umfasst die Regierungszeit der französischen Königsdynastie der Valois von 1328 bis 1589, von Philipp VI. (König von 1328 bis 1350) bis zu Heinrich III. (König von 1574 bis 1589). Er ermöglicht damit langfristige Beobachtungen und den Vergleich mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Herrschereinzüge. Der geographische Rahmen ist ebenfalls weit gespannt. Die Studie stützt sich auf Fallbeispiele aus ungefähr 60 Städten in verschiedenen Teilen des französischen Königreichs, von Calais im Norden bis Narbonne im Süden und von Bordeaux im Westen bis Lyon im Osten. Der Verfasser bezieht auch Städte in neu erworbenen oder (zurück) eroberten Gebieten (wie der Provence, Burgund, der Gascogne) und italienische Städte (für Einzüge während der Italienfeldzüge) ein, was sehr aufschlussreiche neue Perspektiven eröffnet (18). Es wäre interessant, derartige Einzüge französischer Könige in Florenz, Pisa und anderen italienischen Städten mit dem dortigen Empfang der Kaiser und deutschen Könige zu vergleichen. Unter komparatistischen Gesichtspunkten sind auch die Hinweise zum Empfang ausländischer Fürsten (wie Kaiser Karls V. in Paris 1540) oder zur gegenseitigen Gewährung des Rechts, beim Einzug die Stadtschlüssel zu

empfangen, durch den Dauphin und späteren König Ludwig XI. und seinen Schwiegervater, den Herzog von Savoyen, wichtig.

Abgesehen von Einleitung, Schlussbetrachtung, Bibliographie und Register gliedert sich das Buch in vier große Kapitel zu folgenden Themen: zur Bestätigung städtischer Freiheiten (1), zu Petitionen an den König (2), zum Zugang zum König (3), zur königlichen Autorität in der Provinz (4). Jeder dieser Abschnitte enthält mehrere Unterkapitel. Hier geht es unter anderem um Reden (*harangues*), die Übergabe der Stadtschlüssel, die Bedeutung und Funktion der Herrscherbegrüßung vor der Stadt, um Loggias und Tribünen, Geschenke, die Typologie von Petitionen, Klientelsysteme, Netzwerke und „Power-Broker“. Thematisiert werden auch die Rolle von Königinnen, Regentinnen und der Mütter der Könige (z. B. Blanche de Castille, Louise von Savoyen, Katharina von Medici) sowie von männlichen und weiblichen Angehörigen der Königsfamilie und des Hochadels, hohen Würden- und Amtsträgern und deren Ehefrauen. Hier sind insbesondere der Kanzler, königliche Sekretäre, *gouverneurs*, *baillis*, *sénéchaux* und päpstliche Legaten hervorzuheben, deren Einbeziehung in die Überlegungen sich als besonders weiterführend erweist. Die *gouverneurs* der Frühen Neuzeit entstammten oft bedeutenden Familien. Einzelne von ihnen, wie Ludwig von Orléans (der spätere Ludwig XII.), wurden schließlich sogar selbst König. Murphy beschreibt anhand dieser Personengruppe, wie sich allmählich und durch Präzedenzfälle und gegenseitigen Informationsaustausch der Städte untereinander ein immer aufwendigeres Einzugszeremoniell entwickelte, das er mit dem für Könige vergleicht. Seiner Ansicht nach boten Einzüge gerade kleineren Städten in abgelegenen Landesteilen eine wichtige Chance, selbst unmittelbar mit dem König in Kontakt zu kommen und ihre Anliegen vorzubringen. Herrschereinzüge waren damit in erster Linie eine direkte Möglichkeit zum Dialog. Murphy stellt in diesem Zusammenhang resümierend fest: „Entries were dialogues about how power worked in Valois France“ (228). Während es sich starke, wirtschaftskräftige Städte leisten konnten, ständige Vertreter am Hof zu unterhalten und Delegationen zu bezahlen, die dem König nachreisten, fehlten kleineren Städten dazu die erforderlichen Mittel. Kam der König in ihre Nähe, versuchten sie jedoch oft, ihn zumindest in benachbarten Städten zu treffen. Sobald es um die Verleihung einträglicher Privilegien, Messen und Märkten oder um Abgabenbefreiungen ging, führten königliche Besuche daher häufig zu regionaler Konkurrenz.

Murphy kommt zu dem Ergebnis, im Laufe der Zeit, vor allem um die Mitte des 16. Jahrhunderts, habe sich der Abstand der städtischen Empfangsdelegationen und des allgemeinen Publikums zum König deutlich vergrößert, wobei auch architektonische Vorkehrungen wie Loggias eine Rolle spielten. Der König ließ nun die Stadtbewölkerung eher prozessionsartig an sich vorbeiziehen. Bereits im 15. Jahrhundert kam es in wachsendem Maße zu Veränderungen hinsichtlich der Funktion der Einzüge. Immer mehr Städte wollten bezüglich der Bestätigung ihrer Privilegien schnell Gewissheit. Sie wollten nicht mehr abwarten, bis sie, manchmal erst Jahre nach Regierungsantritt des Herrschers, von ihm besucht wurden. Insbesondere große Städte, die es sich leisten konnten, schickten schon rasch nach einem Thronwechsel Gesandte an den Hof des neuen Königs und ließen sich ihre Rechte dort bestätigen. Bei einem persönlichen Aufenthalt des Königs „vor Ort“ gewann neben dem ersten Zusammentreffen vor der Stadt eine zweite Begegnung im kleineren Kreis an Bedeutung. Hier ließen sich spezifische Anliegen noch besser vortragen. Dabei konnte die Wahl des richtigen Zeitpunkts entscheidend sein. Städte ließen sich deshalb durch Personen aus der königlichen Umgebung und Amtsträger, zu denen sie regelmäßige Beziehungen unterhielten, beraten. Solche Dienste wollten belohnt werden. Die Wahl passender Geschenke für den König, seine Begleiter und einflussreiche Amtsträger wurde in städ-

tischen Beratungen viel diskutiert. Um Verbote zu umgehen, bezog man teilweise Ehefrauen in die Geschenkepraxis ein.

Bezüglich der politischen Bedeutung von Herrschereinzügen vertritt Murphy die Ansicht, die bisherige Historiographie habe den Aspekt der monarchischen Propaganda, Herrschaftsrepräsentation und Selbstdarstellung stark überbetont. Königliche Einzüge hätten auch die Position städtischer Regierungen gestärkt, denen sie die Möglichkeit boten, Königsnähe, Macht und Einfluss zu demonstrieren. Adressaten waren dabei nicht nur der König und seine Begleiter, sondern auch die eigene Bevölkerung. Murphy zufolge dienten die Einzüge jedoch keineswegs durchweg der Stärkung des innerstädtischen Zusammenhalts. Sie konnten ebenso gut Konflikte fördern: Die einfache Stadtbevölkerung verfügte nicht über dieselben Chancen, angehört zu werden, wie die städtischen Eliten. Deren politische und wirtschaftliche Interessen konnten sich stark von denen der übrigen Schichten unterscheiden. Einquartierungen und hohe Aufenthaltskosten konnten von Teilen der Städter als unerträgliche Belastung angesehen werden, während andere Beziehungsnetze knüpften, die ihren Familieninteressen und Geschäften dienten. Insgesamt gesehen leistet das Buch einen sehr anregenden, hochinteressanten Beitrag zur Thematik der Herrschereinzüge. Vor allem der Vergleich mit Einzügen königlicher Amtsträger und ‚fremder‘ Fürsten oder mit Einzügen in ‚neuen‘ Gebieten sollte in künftigen Studien fortgesetzt werden.

Gisela Naegle, Gießen / Paris

Ingram, Kevin / Juan Ignacio Pulido Serrano (Hrsg.), *The Conversos and Moriscos in Late Medieval Spain and Beyond*, Bd. 3: *Displaced Persons* (Studies in Medieval and Reformation Traditions, 197; *Converso and Morisco Studies*, 3), Leiden / Boston 2016, Brill, XXIII u. 246 S. / Abb., € 115,00.

Bei dem zu besprechenden Sammelband handelt es sich um den dritten Band der von Kevin Ingram initiierten Reihe der *Converso-* und *Morisco-*Studien, und er lässt sich, wie seine Vorgänger, auf eine Tagung zurückführen; in diesem Fall fand sie in Alcalá de Henares im Juni 2010 statt. Der Band beschäftigt sich mit den iberischen bzw. iberischstämmigen Neuchristen an der Schwelle vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit und darüber hinaus. Dieses „darüber hinaus“ ist hierbei sowohl zeitlich als auch geographisch zu verstehen. So reichen die Beiträge bis ins 18. Jahrhundert hinein und behandeln die Situation der *Converso-* und *Morisco-*Bevölkerung sowohl auf der Iberischen Halbinsel als auch in Venedig, Manila oder Jamaika.

Dieser geographische Aspekt der Diaspora bildet einen Themenschwerpunkt des vorliegenden Bandes, den die Herausgeber mit dem Titel „Displaced Persons“ zu fassen versuchen. Der Begriff wurde von den Alliierten im Zweiten Weltkrieg geprägt, was von den Herausgebern allerdings nicht thematisiert wird. Ihnen ging es um einen anderen Aspekt: Der Fokus der Tagung im Jahr 2010 lag auf den Neuchristen, die sich außerhalb der Iberischen Halbinsel befanden. Als Ingram und Pulido Serrano die Beiträge für den Sammelband zusammentrugen und Revue passieren ließen, erkannten sie, dass nicht Fragen der Neuansiedlung oder Auswanderung den Schwerpunkt bildeten, sondern der Standortwechsel selbst als „physical and psychological displacement“ (1). Dieser Themenschwerpunkt wird allerdings relativ lose gehandhabt; so wird die neuchristliche Bevölkerung im In- und Ausland in den Blick genommen. Vor dem Hintergrund der teilweise äußerst starken Identifikation der *Conversos* und *Moriscos* mit ihrer iberischen Heimat und der hohen Mobilität (so finden sich gerade unter den *Conversos* auch immer wieder Rückkehrer aus dem Exil) ist dieser eher lose Ansatz definitiv zu begrüßen.

Da die thematische Kohärenz für die Herausgeber eine untergeordnete Rolle spielte, möchte ich im Folgenden drei rote Fäden aufzeigen, die den Band meines Erachtens besonders auszeichnen. Als erster roter Faden ist das Anliegen zu nennen, beide neuchristlichen Gruppen, Conversos und Morisken, gemeinsam und in vergleichender Perspektive in den Blick zu nehmen – ein Ansatz, der bereits die vorigen Bände kennzeichnet und im dritten Band konsequent fortgeführt wird. Kevin Ingram definiert diese Herangehensweise in seiner Einleitung wie folgt: „to create an arena in which the Conversos and Moriscos were treated as related rather than separated socio-cultural phenomena“ (XXIII). Auch Konflikte zwischen diesen beiden Gruppen werden keineswegs ausgespart. So verweist beispielsweise Asher Salah in seinem Aufsatz über das gescheiterte Projekt der Medici, Morisken nach ihrer Vertreibung von der Iberischen Halbinsel in der Toskana anzusiedeln, auf den Fall des portugiesischen Konsuls in Livorno, Sebastião Rodríguez. Dieser stammte offenbar selbst aus einer jüdisch-neuchristlichen Familie und denunzierte in die Toskana eingereiste Morisken, die heimlich den muslimischen Glauben praktizierten, direkt bei der Inquisition, während er über ähnliche Vorfälle bei den in der Toskana ansässigen Conversos schwieg (178 f.).

Der zweite rote Faden betrifft die Frage nach der Identität der neuchristlichen „displaced persons“. So finden sich in den Beiträgen immer wieder Hinweise auf die fließenden Übergänge, die die Identität(en) der Conversos und Morisken in der Diaspora prägten. Diese „fluid identities“ (1), die sich beispielsweise durch den stetigen Wechsel zwischen christlicher und jüdischer Sphäre auszeichneten und sich daher auch mit dem Begriff der „shifting identities“ greifen ließen, rücken insbesondere in den Beiträgen von Ruth Fine und Gretchen Starr-Lebeau in den Fokus. Letztere zeigt in ihrem Aufsatz die Unterschiede der venezianischen zu der iberischen Inquisition im Umgang mit den Conversos auf. Die venezianische Inquisition nahm eine wesentlich gemäßigttere Haltung ein. Allerdings gingen die Inquisitoren in Venedig mit aller Härte gegen Angeklagte vor, deren stetige Identitätswechsel zwischen christlicher und jüdischer Sphäre ihrer Meinung nach die Stabilität der Serenissima zu gefährden drohten. Insgesamt zeichnet Starr-Lebeau mittels der venezianischen Inquisitionsakten ein sehr heterogenes Bild. So war es offenbar keineswegs unüblich, dass – nicht zuletzt aufgrund der „shifting identities“ – christliche und jüdische Familien eng miteinander verwoben waren. Ruth Fine analysiert dieses Ineinandergreifen von christlicher und jüdischer Sphäre aus literaturwissenschaftlicher Perspektive. In ihrer Studie zu Daniel Israel López Laguna und seiner Übersetzung des alttestamentlichen Buchs der Psalmen betont Fine den Synkretismus der hispano-hebräischen Literatur, den sie als konstitutives Element dieses Converso-Genres betrachtet. Mit anderen Worten scheint dieser Synkretismus Ausdruck der heterogenen und wechselnden Identität(en) der Conversos zu sein, geboren aus der permanenten Fluktuation und dem Zusammenspiel zwischen spanisch-christlicher „Siglo de Oro“-Kultur und spanisch-jüdischer Diaspora.

Der Sammelband stellt somit eine interessante Mischung aus literaturwissenschaftlichen und historischen Studien, aber auch aus mikrogeschichtlichen Detailstudien und zeitlich und räumlich weitgreifenden makrogeschichtlichen Überblicksstudien dar, so im Fall von Miguel Rodrigues Lourenço, Ignacio Pulido Serrano, Mercedes Alcalá-Galán und Yosef Kaplan. Bei beiden Ansätzen – mikro- wie makrogeschichtlich – zeigt sich jedoch, dass die Komplexität (der dritte rote Faden) mit Blick auf die Gemengelage von Interessen und Motiven, die zu bestimmten Topoi wie dem Bild der Moriskin (Mercedes Alcalá-Galán) oder der antijüdischen Schrift von Fernão Ximenes de Aragão (Claude B. Stuczinsky) führte, nicht zugunsten einer vereinfach-

chenden Darstellung aufgegeben, sondern ganz im Gegenteil akribisch und detailreich ausgearbeitet wurde, was meines Erachtens den Sammelband besonders auszeichnet.

Die Kehrseite der Medaille soll an dieser Stelle jedoch nicht verschwiegen werden. Die Leserschaft wird mit insgesamt elf relativ unverbunden nebeneinanderstehenden Einzelstudien konfrontiert. Dies zeigt sich bereits darin, dass die einzelnen Beiträge im Inhaltsverzeichnis nicht zu thematischen Feldern gebündelt, sondern einfach hintereinander gereiht wurden, ohne dass ersichtlich wird, ob hier eine bestimmte Ordnung intendiert war. Es bleibt daher dem Lesepublikum selbst überlassen, die Verbindungslinien zu ziehen, die die einzelnen Beiträge durchaus miteinander verknüpfen. Hier wäre ein abschließender Kommentar äußerst spannend gewesen, der beispielsweise das in der Einleitung angeschnittene Thema der Fluktuation der Identität(en) dieser als „displaced persons“ charakterisierten Neuchristen in der Diaspora untersucht und anhand der Beiträge Gemeinsamkeiten und Unterschiede, Kontinuitäten und Brüche analysiert. Der hohen Qualität der einzelnen Beiträge, die überwiegend mit neuen Forschungsergebnissen aufwarten, tut dies jedoch keinen Abbruch.

Julia Gebke, Wien

Hedwig, Andreas / Christoph Kampmann / Karl Murk (Hrsg.), Bündnisse und Friedensschlüsse in Hessen. Aspekte friedenssichernder und friedensstiftender Politik der Landgrafschaft Hessen im Mittelalter und in der Neuzeit (Schriften des Hessischen Staatsarchivs Marburg, 32), Marburg 2016, Hessisches Staatsarchiv Marburg, XIII u. 357 S. / Abb., € 39,00.

Der Sammelband beinhaltet die Beiträge zur am 2. Juni 2014 im Hessischen Staatsarchiv Marburg veranstalteten gleichnamigen Tagung. Sie fand dort im Rahmen der Ausstellung „Acta Pacis – Friedensschlüsse in Mittelalter und Neuzeit“ statt, die im zweiten Teil des Bandes mit zahlreichen Abbildungen dokumentiert ist. Die enthaltenen Aufsätze untersuchen die Bündnis-, Sicherheits- und Friedenspolitik der Landgrafen von Hessen bzw. Hessen-Kassel vom 13. Jahrhundert bis zum Westfälischen Frieden. Anhand dieser diachronen Untersuchung der hessischen Politik sollen, so das Anliegen des Bandes, langfristige Entwicklungen von Bündnissen und Friedensschlüssen in den Blick gerückt werden.

Bei der Lektüre des Großteils der Beiträge entsteht freilich der Eindruck, dass die Politik der Landgrafschaft in der Vormoderne überwiegend nicht als sonderlich friedensfördernd bezeichnet werden kann. So verdankte Hessen seinen Aufstieg im späten Mittelalter besonders der erfolgreichen Durchsetzung seiner Interessen, meist mit Waffengewalt, und damit seiner Konfliktfähigkeit. Horst Carl weist in seinem Beitrag nach, dass die Landgrafen den auf Gewaltverzicht gründenden Landfriedenseinigungen im 15. und 16. Jahrhundert distanziert gegenüberstanden, bei der „Ausgestaltung des Reiches zu einem System kollektiver Sicherheit mittels organisiertem Reichslandfrieden“ (103) spielten sie keine prominente Rolle. Stattdessen setzten sie unter Verfolgung ihrer Machtinteressen auf dynastisch orientierte Bündnispolitik. Mit dem Anschluss an die Reformation durch Philipp von Hessen wurde außerdem, wie Wolf-Friedrich Schäufele in seinem Beitrag erläutert, die Konfession zu einem die hessische Bündnispolitik maßgeblich bestimmenden Motiv. Philipps Bündnisse dienten dabei, so Schäufeles Beurteilung, weniger der Friedenssicherung als vielmehr als Instrumente einer ehrgeizigen und oft hochriskanten Reichspolitik. Konfliktträchtig und entsprechend wichtig für die hessische Bündnis- und Sicherheitspolitik war insbesondere der maßgeblich durch den konfessionellen Gegensatz geprägte Antagonismus zwischen

den Landgrafen und den Habsburgern, der für die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts von Jan Martin Lies untersucht wird. Eine bedeutende Episode hessischer Bündnispolitik im Dreißigjährigen Krieg stellt die Allianz mit Schweden dar, die Dorothee Goetze in ihrem Beitrag einer differenzierten Analyse unterzieht. Bei den Westfälischen Friedensverhandlungen konzentrierte sich Hessen dann, so die Neubewertung von Kerstin Weiland, „primär auf die Durchsetzung der eigenen Interessen und nicht auf die Durchsetzung einer allgemeinen und dauerhaften Friedensordnung“ (243). Die durch den Frieden begründete Friedensordnung im Reich habe sich „nicht wegen, sondern trotz der landgräflichen Politik durchgesetzt“ (244). Somit rücken in diesen Beiträgen Bündnis- und Friedensschlüsse besonders als Mittel des Machterhalts und der Machterweiterung sowie der Konfessionspolitik in den Blick.

Stärker auf vormoderne Praktiken von Friedensschluss und Friedenssicherung konzentriert sich zunächst die einleitende Untersuchung von Christoph Kampmann, die in neuer Perspektive zentrale Elemente der frühneuzeitlichen Friedensstiftung als Instrumente der „Sicherheitspolitik“ in den Blick nimmt. Das konkrete Ziel frühneuzeitlicher Friedenspolitik habe, wie Kampmann anhand der Religionsfriedensschlüsse sowie der Westfälischen Friedensverhandlungen und -verträge darlegt, darin bestanden, „trotz der fortbestehenden großen Gegensätze begrenzte Zonen einigermaßen befriedeten Zusammenlebens, also begrenzte Zonen der Sicherheit zu schaffen“ (9). Der Beitrag von Ulrich Ritzerfeld unternimmt eine vergleichende Untersuchung hessischer und anderer um die Mitte des 13. Jahrhunderts vereinbarter Landfriedensschlüsse. In den von ihm untersuchten Fällen erwiesen sich diese spätmittelalterlichen Konfliktlösungsstrategien in ihrer friedenssichernden Wirkung noch als sehr begrenzt. Christine Reinle behandelt in ihrem instruktiven Beitrag Fehdedwesen, Bündnisse und Friedensschlüsse in Hessen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. In ihrer Analyse geht sie der Frage nach, warum kein dauerhafter Frieden hergestellt werden konnte und stattdessen der fehdeförmige Konfliktaustrag politischer Alltag blieb, obgleich ein breit gefächertes Instrumentarium weithin bekannter Befriedigungstechniken zur Verfügung stand. Dabei arbeitet sie zentrale Eigenheiten des mittelalterlichen gegenüber dem frühmodernen Friedensverständnis heraus. Gabriele Haug-Moritz richtet in ihrem Beitrag den Blick auf Erbeinungen als Instrumente der Friedenssicherung im Reich des 15. und 16. Jahrhunderts. Diese Abkommen, in denen „ein genuin mittelalterliches Verständnis des innerweltlichen Friedens“ (114) begegne, zielten, so ihre abschließende Beurteilung, nicht auf die Herstellung einer *pax generalis* ab, „sondern durch die *pax specialis* soll[te] in einer friedlosen Welt *unitas, securitas* und *tranquillitas* geschaffen und bewahrt werden“ (115). Holger Th. Gräf schließlich untersucht dynastische Netzwerke – hier nimmt er neben der Ehe besonders die von der Forschung bislang wenig beachteten Patenschaften als Mittel der Netzbildung in den Blick – und die Diplomatie als außenpolitische Instrumente an der Wende zum 17. Jahrhundert.

Insgesamt leistet der Band zum einen einen Beitrag zur Erforschung der hessischen Geschichte: Mehrere Aufsätze beinhalten vertiefte Untersuchungen zu zentralen Episoden der landgräflichen Reichs- und Mächtepolitik, einige nehmen Ergänzungen oder Korrekturen der älteren Forschung vor und gelangen zu neuen Bewertungen. Zum anderen leistet er einen Beitrag zur Geschichte des Friedens in Mittelalter und Frühneuzeit, für deren Erforschung einige Aufsätze interessante Impulse liefern. Langfristige Entwicklungen kann der Band hier jedoch angesichts voneinander abweichender Erkenntnisperspektiven und unterschiedlicher Friedensbegriffe in den Beiträgen kaum sichtbar machen.

Was die Beiträge in ihrer Gesamtheit allerdings deutlich zutage treten lassen, ist die – in der Einführung zu Recht hervorgehobene – „Ambivalenz der sicherheitspolitischen Instrumente“ (XIII) der Vormoderne. So dienten etwa Friedensschlüsse auch als Mittel der Machtpolitik und Interessendurchsetzung; bisweilen wirkten sie konfliktfördernd. Zudem war der Krieg als legitimes Mittel der Konfliktlösung allgemein akzeptiert und konnte eben auch zur Herbeiführung eines gerechten Friedens sowie zur Herstellung von Sicherheit dienen. „Daher gehörten“, so Holger Th. Gräf, „auch der Krieg und der Aufbau bzw. die Unterhaltung eines schlagkräftigen Heeres zu den ‚Aspekten friedenssichernder und friedensstiftender Politik‘“ (180f.). Der Band wirft damit nicht zuletzt die Frage auf, wie die – je nach Friedensverständnis unterschiedlichen – friedensstiftenden und –sichernden Funktionen dieser politischen Instrumente im Verhältnis zu ihren – Gewalt und Konflikte oft durchaus verringern, beendenden und verhütenden, aber nicht selten auch generierenden und verschärfenden – Wirkungen zu beurteilen sind. Ebenso stellt sich die Frage, wie die pazifizierenden Funktionen und Wirkungen dieser politischen Instrumente im Verhältnis zu ihrer Bedeutung als Mittel der Machtpolitik, der Interessendurchsetzung und der Herrschaftssicherung und –ausweitung sowie zu ihren damit verbundenen konflikt- und gewaltgenerierenden und –verschärfenden Wirkungen beurteilt werden können. Dies sind Fragen, die die Forschung zum Frieden in der Vormoderne auch künftig beschäftigen werden.

Benjamin Durst, Augsburg

Rosen, Wolfgang, Die Ökonomie des Kölner Stiftes St. Aposteln. Strukturen und Entwicklungen vom Mittelalter bis 1802 (Rheinisches Archiv, 158), Köln / Weimar / Wien 2016, Böhlau, 947 S. / graph. Darst. / 1 CD-ROM, € 120,00.

Die hier zu besprechende Arbeit hat eine außergewöhnlich lange Entstehungszeit hinter sich. Ihr Thema wurde noch in den 1990er Jahren mit Erich Meuthen in Köln vereinbart. Da Meuthen sie jedoch aus Gesundheitsgründen nicht bis zum Ende betreuen konnte, wurde sie 2014 von Manfred Groten in Bonn als Dissertation angenommen. Ihr Gegenstand ist das Wirtschaftsleben des ehemaligen Stifts St. Aposteln, das am westlichen Ausgang des Kölner Neumarkts gelegen ist. Als Quellengrundlage diente im Wesentlichen die umfangreiche Überlieferung im Stadtarchiv Köln. Die Quellenrecherchen konnten glücklicherweise noch vor dem Einsturz des Archivs im März 2009 abgeschlossen werden, so dass dem Werk eine ungeahnte Bedeutung als Materialbasis für die weitere Forschung zugewachsen ist. Der Autor trägt dem Rechnung, indem er auf einer seinem Buch beigefügten CD-ROM, die ihrerseits einen Umfang von 568 Seiten hat, die von ihm zusammengetragenen Daten zu Lage und Art der Güter des Stifts, zu deren Pächtern, zu Pachtverträgen, zu Abgaben und Zehnten sowie zu Krediten und Sicherheiten stichwortartig mitteilt. Trotz ihres schier erdrückenden Umfangs erweist sich die Überlieferung allerdings sowohl chronologisch als auch sektoral als sehr ungleichmäßig. Dies erklärt sich aus der unregelmäßigen Buchführungs- und Archivierungspraxis des Stifts ebenso wie aus der Mündlichkeit vieler Geschäftsvorgänge. Gewisse Schwerpunkte liegen zweifellos in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und im 18. Jahrhundert, so dass der Autor auch Zeitabschnitte in den Blick bekommt, die bei der Untersuchung von Stiften zumeist unterbelichtet bleiben. Rosen behandelt das Stift St. Aposteln ausschließlich als Wirtschaftsunternehmen, das „wie ein großer Konzern im modernen Sinne geführt“ wurde (44). Zwar stellt er einleitend unmissverständlich klar, dass alles Wirtschaften des Stifts außerökonomischen Zwecken verpflichtet gewesen sei, indem es vor allem die materiellen Voraussetzungen für die besonders feierliche Gestaltung des Gottes-

dienstes und des Totengedenkens schaffen sollte; doch blendet er alle außerökonomischen Aspekte aus seiner weiteren Darstellung radikal aus. Ferner lehnt er eine makroökonomische Herangehensweise an sein Thema dezidiert ab. Die übergeordneten Ebenen stadtkölnischer, regionaler oder gar europäischer Konjunkturentwicklungen streift er folglich nur beiläufig; Beeinflussungen des Wirtschaftslebens durch externe Phänomene wie Wetter („Kleine Eiszeit“) oder Kriege berührt er ebenfalls nur ganz am Rande. Denn eine makroökonomische Betrachtungsweise führt nach Ansicht des Autors allzu leicht zu Zirkelschlüssen, weil sie die Quellen einer einzelnen Institution nach den Befunden der allgemeinen Wirtschaftsgeschichte auswähle und interpretiere. Stattdessen nimmt er eine strikt mikroökonomische Perspektive ein. Der Fokus der Untersuchung liegt also ganz auf dem Stift St. Aposteln und seinen je einzelnen Besitzungen. Minutiös wird man deshalb über die Kassensysteme des Stifts, die Einnahmen und Ausgaben, die sehr variabel gehandhabten Verpachtungsstrategien, die Kreditgeschäfte, die angepflanzten Getreidesorten, die ausdifferenzierten Anbau- und Kultivierungsvorschriften, die Schenkungen, Käufe und Verkäufe wie auch die Dienstleistungen und Steuern unterrichtet, und bis ins Detail wird man sogar über die Unterschiede der Düngung mit Mist, Mergel oder Stroh informiert. Dabei bedient sich der Autor einer geschliffen klaren Sprache, so dass man die Arbeit trotz der sehr speziellen Sachverhalte, die darin geschildert werden, durchweg glatt lesen kann.

Die kleinschrittigen Analysen des Verfassers führen zu bedeutsamen Ergebnissen für das Stift St. Aposteln. Wirtschaftliches Rückgrat des Stifts war demnach während des gesamten Untersuchungszeitraums die Produktion von Getreide, insbesondere von Roggen, daneben auch von Weizen, Gerste und Hafer. Trotz der breiten Streuung seines Grundeigentums von Nimwegen bis Bacharach bildete der überaus fruchtbare Landbesitz, der sich westlich von Köln bis in den Zülpicher Raum erstreckte, die Haupteinnahmequelle des Stifts. Dank der guten Lagermöglichkeiten, über die das Stift verfügte, konnte es gewinnorientiert auf dem Kölner Markt auftreten und äußerst flexibel auf Marktlagen reagieren. Doch es versorgte nicht nur die stadtkölnische Bevölkerung mit Zerealien, sondern exportierte seine Ernteerträge vor allem auch ins Bergische Land. Weinbau, Viehhaltung, Fischerei und Forstwirtschaft spielten dagegen für St. Aposteln nur eine untergeordnete Rolle und dienten eher der Eigenversorgung. Auch Renteneinkünfte blieben für die Stiftseinkünfte stets nur nachrangig. Die in der Forschung vorherrschende Vorstellung von einem geradezu zwangsläufigen Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft bestätigt sich am Beispiel St. Apostelns mithin nicht; im Gegenteil lässt sich zeigen, dass das Stift die Naturalwirtschaft in der gesamten Frühen Neuzeit, sogar bis tief ins 18. Jahrhundert hinein, kontinuierlich ausbaute und so inflationären Tendenzen oder sonstigen Krisenerscheinungen sinnvoll begegnete. Insgesamt sprechen die hohen Marktquoten der Stiftsökonomie für eine durchweg aktive Wirtschaftspolitik der Kanoniker, die trotz zunehmender Heranziehung von Fachkräften letztlich immer selbst die Ausrichtung der Geschäfte bestimmten. Auch in die Vermietung und Verpachtung von Häusern und sonstigen Immobilien investierte das Stift in erheblichem Maße Arbeit, Zeit und Geld. Von einem Renten- und Versorgungsdenken, wie man es für die Stifte zumeist annimmt, kann demzufolge selbst im ausgehenden 18. Jahrhundert für St. Aposteln keine Rede sein. Als das Stift 1802 aufgehoben wurde, stand es in wirtschaftlicher Hinsicht sehr gut da. Theorien über den ökonomischen wie auch geistig-religiösen Niedergang von Kollegiatstiften treffen auf St. Aposteln nach Ansicht des Verfassers jedenfalls nicht zu. Sie kaschierten nur oberflächlich, dass politische Zielsetzungen einen Schlusspunkt unter seine Geschichte setzten.

Ohne Zweifel stellt Rosens Monographie einen Meilenstein in der Erforschung des Stifts St. Aposteln in Köln dar und enthält zahlreiche innovative Ansätze, die gewiss auch für die Untersuchung anderer Kollegiatstifte nutzbar gemacht werden könnten. Immer wieder lädt der Verfasser zum Vergleich ein; aber er arbeitet selbst nicht komparatistisch. Auch unterbleibt eine Anbindung seiner Ergebnisse an die kölnische und rheinische Ereignisgeschichte ebenso wie an überregionale historische Entwicklungen. Die konsequente Engführung auf die Wirtschaftsdaten des Apostelstifts gibt dem Buch deshalb einen fast hermetischen Charakter. Welche über den Einzelfall hinausführenden Schlussfolgerungen sich daraus für die Wirtschafts-, Kirchen- oder Landesgeschichte ziehen lassen, bleibt völlig offen. So hält die Dissertation Rosens überaus vielfältige Informationen bereit, die indes für Leser, die nicht ausschließlich am Kölner Stift St. Aposteln interessiert sind, erst noch zum Sprechen gebracht werden müssen.

Hans-Wolfgang Bergerhausen, Würzburg

Auge, Oliver / Christiane *Witthöft* (Hrsg.), *Ambiguität im Mittelalter. Formen zeitgenössischer Reflexion und interdisziplinärer Rezeption* (Trends in Medieval Philology, 30), Berlin / Boston 2016, de Gruyter, VIII u. 346 S. / Abb., € 99,95.

Ambiguität im Sinne von Mehrdeutigkeit oder gar einem bewussten Akzeptieren von Unbestimmtheiten ist vielleicht nicht unbedingt das, was in landläufiger Vorstellung mit dem Mittelalter verbunden wird. Und auch in Fachkreisen stand diese Kategorie bis vor kurzem nicht eben im Fokus des Forschungs- und Erkenntnisinteresses; das „Lexikon des Mittelalters“ verzeichnet beispielsweise keinen Eintrag zu diesem Stichwort. In der letzten Zeit beginnt sich die Situation jedoch zu wandeln. Nicht zuletzt die umfangreiche Studie von Thomas Bauer, die die „Kultur der Ambiguität“ im islamischen Raum und in der islamischen Rhetorik der Vormoderne – vielleicht etwas überpointiert – thematisiert und postuliert, scheint eine Debatte über die Bedeutung von Ambiguität auch in der lateinischen und volkssprachigen Literatur und Kultur Westeuropas angestoßen zu haben; der zu besprechende Band ist ein beredtes Zeugnis dafür. Wohl kaum zufällig beziehen sich dann auch fast alle Beiträge dieses Bandes mehr oder weniger intensiv auf Bauers Ausführungen.

Der Band gliedert sich in drei Themenbereiche, die jedoch nicht ganz trennscharf sind und es auch nicht sein sollen, sondern durchaus Verbindungen untereinander aufweisen. Teil I ist mit „Rhetorik und Texthermeneutik“ überschrieben. Dass zuerst dieses Feld behandelt wird, wenn es um Ambiguität geht, liegt nahe. Denn Kommunikation, Verständnis durch Sprache, durch Texte oder Handlungen, verlangt im Prinzip nach Eindeutigkeit, damit die transportierte Botschaft auch verstanden wird. Falls Eindeutigkeit nicht hergestellt werden kann, liegt in der Regel ein ‚Störfall‘ vor – oder die Intention, bewusst Mehrdeutigkeit zu evozieren, was freilich versierte Rezipienten voraussetzt, die mit solchen Ambivalenzen umzugehen wissen, sie tolerieren und vielleicht sogar goutieren. Eben das ist, Bauer zufolge, in der islamischen Rhetorik und Hermeneutik der Fall gewesen, wie der von ihm stammende Eröffnungsbeitrag des Bandes noch einmal verdeutlicht. Dass dies jedoch kein kategorialer Gegensatz zu lateinisch-westlichen rhetorischen Traditionen sein muss, demonstrieren die nachfolgenden Beiträge von Udo Friedrich, der das generelle Ambiguitätspotenzial der in der Rhetorik oft benutzten und hochgeschätzten Metapher betont, und vor allem auch derjenige von Christel Meier, die – nur auf den ersten Blick überraschend – die Ambiguitätstoleranz des lateinischen Westens an den teilweise divergenten, je nach Rezipientenkreis unterschiedlich funktionalisierbaren, teilweise auch konkurrierenden Auslegungsmöglichkeiten der Bibel vorführt.

Aus dem zweiten großen Themenbereich, in dem es unter dem Rubrum „Literarhistorische Ambiguität“ um Mehrdeutigkeiten in verschiedenen Texten des 12. bis 16. Jahrhunderts geht, ragt der umfangreiche Beitrag von Marina Münkler insofern heraus, als sie – dabei auf ihre Habilitationsschrift zurückgreifend – eine definitorische Klärung des Ambiguitätsbegriffs und seiner unterschiedlichen Facetten unternimmt und exemplarisch „narrative Ambiguität“ am „Faustbuch“ von 1587 diskutiert. Die weiteren Beiträge aus diesem Bereich beschäftigen sich sämtlich mit Ambivalenzen, Widersprüchen, oder auch (vermeintlichen) Unvereinbarkeiten in literarischen Werken aus unterschiedlichen Genres der Vormoderne. Allen Beiträgern gelingt es dabei, solche Mehrdeutigkeiten in den von ihnen untersuchten Texten zu konstatieren und interpretatorisch fruchtbar zu machen. Diese erfolgreichen Analysen verweisen implizit aber zugleich auf die Gefahren eines solchen methodischen Vorgehens. Denn literarische Texte sind in der Regel, sofern es sich um ambitioniertere Werke handelt, gerade durch ihre Mehrstimmigkeit, ihre Dialogizität (Bachtin) gekennzeichnet. Nur äußerst selten werden indes entsprechende Tendenzen deutlich oder gar programmatisch ausgestellt. Es liegt also am Rezipienten oder eben am Interpreten, jene Polyvalenzen und Friktionen, die sich auch als Ambiguitäten beschreiben lassen, zu entdecken oder jedenfalls wahrscheinlich zu machen. Und das vermögen versierte Literaturwissenschaftler meist mühelos. Insofern lassen sich ex post sehr oft Mehrdeutigkeiten entdecken, und es erscheint deshalb zwingend notwendig, jeweils möglichst exakt zu definieren, was unter Ambiguität verstanden werden soll, um der Gefahr unkontrollierten Wucherns, wenn nicht sogar der Beliebigkeit von Mehrdeutigkeiten zu entgegen. Die Herausgeber bieten im Vorwort brauchbare Werkzeuge dazu an: Eine – auch zeitgeschichtliche – Kontextualisierung ist in jedem Fall zwingend notwendig, wengleich nicht immer ganz leicht zu leisten.

Die dritte und letzte Sektion versammelt unter der Überschrift „Kulturhistorische Ambiguität“ Beiträge aus dem Bereich der historischen Wissenschaften (Matthias Müller zur impliziten Kritik am Rittertum in den „Iwein“-Fresken auf Schloss Rodenegg; Gerd Althoff zu ambigen Ritualen; Uwe Israel zum Ausgang von Zweikämpfen; Birgit Studt zu Ideal und Wirklichkeit in der Darstellung des Lebens Wilwolts von Schaumburg durch Ludwig von Eyb; Markus Schürer zur nicht eindeutigen Judendarstellung in einem „Adversus-iudeos“-Traktat aus der Mitte des 15. Jahrhunderts). Auch hier erhebt sich die Frage, wie und ob die konstatierten Ambiguitäten bzw. die Ambiguitätstoleranz als gezielt eingesetzte Mittel im künstlerischen oder politischen Diskurs der Zeit verstanden und nachgewiesen werden können, oder ob sie nur modernen Interpreten auffallen. Immerhin kann Uwe Israel in seinem Beitrag zur Uneindeutigkeit des Ausgangs von Gerichtskämpfen und Ordalien mit Agobard von Lyon eine Quelle aus dem 9. Jahrhundert benennen, in der über die *ambiguitas* von solchen Kämpfen reflektiert wird. Dass man entsprechende Mehrdeutigkeiten offenkundig ganz bewusst (aus-)nutzen konnte oder jedenfalls damit kalkulierte, demonstrieren zeitgenössische Gutachten über Ordalien ebenso wie etwa Isoldes List im „Tristan“-Roman Gottfrieds von Straßburg und die bekannte Kritik des Autors an der Ambiguität der Probe durch das heiße Eisen. Hier erhellen sich historische und literarische Kontexte gegenseitig.

Es ist das Verdienst der Herausgeber, durch die Organisation einer interdisziplinären Tagung zur „Ambiguität im Mittelalter“ im Jahr 2013 und durch die Publikation des sorgfältig redigierten Bandes, der sich über ein Personen-, Orts- und Werkregister leicht erschließen lässt, die ebenso komplexe wie innovative Perspektiven eröffnende

Thematik auf die Tagesordnung der Literatur- und Kulturwissenschaften gesetzt und für weitere Forschungen und Diskussionen geöffnet zu haben.

Bernd Bastert, Bochum

Borgolte, Michael / Nikolas Jaspert (Hrsg.), *Maritimes Mittelalter. Meere als Kommunikationsräume* (Vorträge und Forschungen, 83), Ostfildern 2016, Thorbecke, 333 S. / Abb., € 49,00.

Selbst im postapokalyptisch verorteten Hollywood-Film „Waterworld“ (1995) suchen die Meeresbewohner nach dem vermeintlich mythischen Ort „Dryland“. So ist bei allem maritimen Interesse auch in den Geisteswissenschaften – man möchte sagen: naturgemäß – das Meer kaum ohne das Land zu denken und darzustellen. Und so kommt auch die Verschriftlichung der Reichenauer Herbsttagung des Jahres 2012 nicht ohne Land als Bezugspunkt aus; allerdings wird der Band dem von den Herausgebern vorgegebenen Ziel eines Perspektivwechsels hin zu einer stärkeren Fokussierung des Meeres durchaus gerecht. Michael Borgolte und Nikolas Jaspert weisen schon im Vorwort auf die Notwendigkeit hin, „die deutsche Mediävistik zu einer internationalen historischen, keineswegs auf das Mittelmeer beschränkten Meeresforschung in Beziehung zu setzen, die in den letzten Jahrzehnten außerordentlich an Dynamik gewonnen hat“ (7). Dementsprechend liegen schon manch andere Bände und Beiträge zum Thema mit zumeist interepochaler und interdisziplinärer Anlage vor. Umso sinnvoller erscheint es, dass sich der Konstanzer Arbeitskreis des Problems angenommen hat, ist doch der „Platz des Mittelalters in der Weltgeschichte des Meeres [...] noch unbestimmt“ (14).

In der Einleitung nehmen die Herausgeber zunächst einen Törn über die Wahrnehmungs- und Einordnungsgeschichte des Meeres im Mittelalter vor, das unter anderem durch Spacing und Synthese, durch spezifische Interaktion und Kommunikation eigene Raumbildungen erfuh, die sich – oft in aquatisch-liquide Metaphorik gekleidet – eben partiell anders darstellt als terrestrische. Es geht hier mithin um verschiedene Formen einer Aneignung des Meeres. Die sodann abgehandelte, grob gesagt zwischen Fernand Braudel und dem „spatial turn“ aufgespannte Forschungsgeschichte zeigt nicht zuletzt die „Relationalität der See“ (24) sowie deren Kontingenzcharakter auf – Aspekte, die auch die folgenden Beiträge stark berücksichtigen. Diese sind zum Teil konzeptionell-vergleichend gehalten, zum anderen Fallstudien zu bestimmten (Teil-)Meeren. Gleichwohl sind diese Ansätze erfreulich aufeinander bezogen und verflochten.

Im ersten Zugang setzen sich Jan Rüdiger mit der „Frage mittelalterlicher Thalasokratien“ und Sebastian Kolditz mit „Horizonte[n] maritimer Konnektivität“ auseinander. Rüdiger zeigt nicht allein für Nordeuropa anhand bemerkenswerter Beispiele, dass Seeherrschaft manchen Zeitgenossen auch ohne (viele) Landstützpunkte vorstellbar war oder als „Zusatzoption“ (49) diente, dass dies aber eher situativ denn auf Dauer funktionieren konnte, zumal bei der „Bindung von Frieden an Land“ (47) und damit der Durchsetzung des territorialen Prinzips. Gewissermaßen in Anknüpfung an Rüdigers Hervorhebung, dass Raum zur See „netz- oder routenförmig statt flächig“ (44) strukturiert wurde, untersucht Kolditz (nicht nur) für den östlichen Mittelmeerraum und in Auseinandersetzung mit den Thesen Peregrine Hordens und Nicholas Purcells die historischen Bedingungen und Deutbarkeiten maritimer Verbindungen und ihrer Rhythmen. „Konnektivität“ kann, so legt Kolditz überzeugend dar, maritime Interaktion und Kommunikation im Rahmen etwa der Netzwerkanalyse nicht nur messend gewichten, sondern auch hinsichtlich historischer Dauer, Frequenz und Intensität

qualifizieren. Er profiliert unter den möglichen Analyseebenen besonders Häfen und Engstellen, verweist aber auch auf die Bedeutung der Betrachtung von „Menschen auf See – Menschen der See“ (100) unter dem Gesichtspunkt der Translokaliätät.

Die folgenden Fallstudien können in ihrer Fülle hier nur cursorisch angesprochen werden: Ruthy Gertwagen mahnt für das hoch- und spätmittelalterliche Mittelmeer zu Recht die Berücksichtigung der Technikgeschichte nicht in einem engen Spartensinn, sondern der technischen Entwicklungen der Zeit, ihrer Korrelationen, Interdependenzen und Zonen an, was Michel Balard – erweitert um Handelspolitik und -praktiken – für das Schwarze Meer unternimmt. Jenes war dabei im 13. Jahrhundert vorübergehend ein wichtiger Transmissionsraum, ehe die zunehmende ottomanische Dominanz es zur regionalen Größe werden ließ. Jenny Rahel Oesterle betrachtet „Arabische Darstellungen des Mittelmeers in Historiographie und Kartographie“ und kann eindrücklich zeigen, dass das Mediterraneum von *einem* zu *dem* Meer der entscheidenden Auseinandersetzungen für die arabischen Herrschaften wurde. Annette Schmiedchen erweitert den Blick um die „Akteure der mittelalterlichen Kommunikation im Indischen Ozean“, weist den Seehandel als tragendes Element der Konnektivität in diesem Raum aus, betont aber auch, dass das Verhältnis zur Seefahrt im Indischen Ozean durchaus „religionsabhängig“ (286) war. Das Handelsembargo Clemens' V. von 1308 unter anderem gegen Venedig ordnet Georg Christ in den größeren Rahmen der päpstlichen Kreuzzugs- und Seepolitik dieser Zeit ein.

Atlantisch wird es mit dem Beitrag von Benjamin Scheller über die „Atlantikexpansion der Europäer, die Fernhändler und die neue Erfahrung des Fremden im 14. und 15. Jahrhundert“. Er untersucht verschiedene Augenzeugenberichte in ihrer „Wissensproduktion über das Fremde“ (237), besonders eingehend denjenigen des Venezianers Alvise Cadamosto über seine Westafrikafahrt 1455/56 – einschließlich der Flussfahrt über den Gambia. Unter den von Marina Münkler definierten Wissenskategorien (kategorial, operativ, instrumentell) sieht Scheller hier vor allem instrumentelles Wissen ins Werk gesetzt und behandelt eindrucksvoll die prägenden Differenzmarker Religion und Hautfarbe. Nach Nordeuropa schauen schließlich Carsten Jahnke und Nils Blomkvist: Jahnke zieht zunächst die Begriffsgeschichte der Nordsee (vor allem im Sinne der „Westsee“ im Unterschied zum Nordmeer) heran und argumentiert sodann, dass diese zwar stark frequentiert und vernetzt war, jedoch kaum einmal eine Einheit per se darstellte und selbst das Reich Knuts des Großen keine veritable Thalassokratie, sondern eine transmarine Herrschaft war. Wichtig ist zudem seine Frage, ob nicht der Deich das Verhältnis der vormodernen Küstenbewohner zum Meer stärker versinnbildlicht als das Schiff. Blomkvist betrachtet, weitgespannt wie zum Schmunzeln einladend, die Geschichte der Ostsee, ihrer Küsten(bewohner) und deren sukzessive Einbeziehung in das territorial-klerikale System „Europa“, das sich eben nicht nur machtpolitisch, sondern auch kulturell durchsetzte.

In Daniela Randos hervorragender Zusammenfassung werden unter anderem noch einmal die Zuschreibungen „Meer – Freiheit“ und „Land – Herrschaft“ mit ihren jeweiligen Implikationen nicht zuletzt für kulturelle, politische und wirtschaftliche Aneignungen des Meeres koloriert, aber auch darauf hingewiesen, dass die Übergänge schon im Mittelalter eigentlich fließend waren. So bemerkt Rando, dass die Meilenzonen damals nicht nur Usus der Macht waren, sondern auch schon theoretisch angelegt wurden. Umso mehr gelte es, fortan noch stärker Küsten, Inseln und Archipele in die Untersuchung des maritimen Mittelalters einzubeziehen. Sie unterstreicht ferner die Bedeutung von Fragen nach der Bewältigung des Kontingenzzraums Meer, nach der Umsetzung von Interaktion in zeitgenössische Schriftlichkeit sowie nach der Rolle der Schiffsbesatzungen. Der vorliegende Tagungsband ist eine gelungene Verbindung

hochinteressanter Einzelbeobachtungen und -ergebnisse und programmatischer Argumentationen, die jeweils für weitere Forschungen in diesem Bereich anregend sein werden. Wie von den Herausgebern gewünscht, wird das Potential der maritimen Geschichte als mediävistischer Beitrag zur Globalgeschichte deutlich; es bleibt vielleicht noch die Frage nach einem maritimen Proprium des Mittelalters. Jedenfalls ist das Meer als Forschungsgegenstand noch weit offen.

Gabriel Zeilinger, Kiel

Riley-Smith, Jonathan, Die Kreuzzüge, aus dem Englischen übers. v. Tobias Gabel / Hannes Möhring, Darmstadt 2015, von Zabern, 484 S. / Abb., € 49,95.

Wenn die Wissenschaftliche Buchgesellschaft dieses Werk mit dem Sticker „Das internationale Standardwerk“ bewirbt, verspricht sie nicht zu viel. Kein anderer Wissenschaftler hat die Kreuzzugsforschung am Ende des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhundert so sehr geprägt wie Jonathan Riley-Smith, der leider im vergangenen Herbst von uns gegangen ist. Riley-Smith sowie seinen Schülern und Schülerinnen ist es zu verdanken, dass sich seit den 1980er Jahren neben militärgeschichtlichen, politischen, diplomatischen und archäologischen Zugängen ein weiterer Zugang zur Kreuzzugsgeschichte etablieren konnte, den man als frömmigkeitsgeschichtliche Perspektive bezeichnen könnte. Diese Perspektive fokussiert primär auf die ernsthafte religiöse Motivation der Kreuzzugsteilnehmer und -teilnehmerinnen und versucht, die Sorge um das Seelenheil als entscheidendes Movens der mittelalterlichen Kreuzzugsbewegung herauszuarbeiten.

Von ebenso großer Bedeutung für die Entwicklung der Kreuzzugsforschung war außerdem, dass Riley-Smith, anders als viele Kollegen seiner Generation, für eine generalistische und pluralistische Definition der Kreuzzüge eintrat. Laut Riley-Smith können alle Kreuzzüge als „echt“ bewertet werden, die der Bekämpfung von als „ungläubig“ oder „ketzerisch“ definierten Personen und Gruppen im Rahmen eines als „Heiliger Krieg“ definierten militärischen Konflikts dienten. Die Unterscheidung von profanen Kriegen sei vor allem durch drei rechtlich verbindliche Rahmenbedingungen gewährleistet gewesen: Ein Kreuzzug musste durch den Papst im Namen Christi proklamiert werden; Kreuzfahrer legten ein spezielles Gelübde ab; an die Kreuzzugsteilnahme war das Versprechen eines primär geistlichen Lohns, vor allem des Ablasses, geknüpft (47–55). Die „Kanonizität“ von Riley-Smiths Kreuzzugsdefinition ist auch daran zu erkennen, dass sie sich in nahezu allen maßgeblichen Fachlexika wiederfindet.

Erst durch die generalistische und pluralistische Sichtweise wurde es außerdem möglich, die Kreuzzüge auf der Iberischen Halbinsel (Reconquista), im Ostseeraum sowie die Kreuzzüge gegen vermeintliche Häretiker und Feinde des Papsttums als verschiedene Spielarten ein und desselben Phänomens zu begreifen. Neben der räumlichen Ausdehnung ist aber vor allem auch die chronologische Ausweitung bemerkenswert, denn 1291 (Fall von Akkon) kann nach dieser Sichtweise nicht mehr als das Ende der Kreuzzugsbewegung betrachtet werden, so dass Riley-Smith im zehnten Kapitel des vorliegenden Werkes auch eindrücklich „Die Vielfalt der Kreuzzugsidee“ bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts aufzeigt (346–393). Das elfte und letzte Kapitel des Buches ist dem „langsamen Tod der Kreuzzugsbewegung“ gewidmet (394–426), und überzeugend führt Riley-Smith das Beispiel des von Kardinal Charles Martial Lavigerie gegründeten neuen Ritterordens (Institut religieux et militaire des Frères armés du Sahara) an. Dessen Mitglieder versteht Riley-Smith als die letzten „echten“ Kreuzfahrer (415–420). Der Orden existierte zwar nur zwei Jahre, von 1890 bis 1892, und hatte primär das Ziel, den afrikanischen Sklavenhandel zu bekämpfen, dennoch ist

Riley-Smith zuzustimmen, dass dieses und viele andere Beispiele belegen, dass noch an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in vielen Individuen und Gruppen der Wunsch nach einer Wiederbelebung der Kreuzzugsidee wach und lebendig war. Der „Gedächtnisschwund“ (425 f.) im Hinblick auf das lange Nachleben der Kreuzzugsidee, den Riley-Smith auf den letzten anderthalb Seiten seines Werkes den westlichen Gesellschaften zuschreibt, ist aber vermutlich nicht nur auf einen „intellektuellen Konsens“ zurückzuführen. Zu guten Teilen ist er auch Ergebnis einer Wissenschaftspolitik, die bis in unsere Gegenwart hinein die Spezialisierung und Aufteilung der Geschichtswissenschaft befördert hat. Nicht zuletzt ist es dem daraus erwachsenden „Containerdenken“ (mit-)geschuldet, dass die Kreuzzüge auch heute noch zumeist als rein mittelalterliches Phänomen verstanden werden. Riley-Smith und einigen anderen ist es aber zu verdanken, dass sich in den letzten Jahren mehr und mehr Kreuzzugsforscher und -forscherinnen den Kreuzzügen, Kreuzzugsideen und -plänen in nachmittelalterlicher Zeit als lohnenswertem Studienobjekt zuwenden. Denn nur wer versteht, wie und warum die Erinnerung an die Kreuzzüge im 19. und 20. Jahrhundert wachgehalten bzw. wiederbelebt wurde, kann vielleicht auch erklären helfen, wie das Label „Kreuzfahrer“ bei aktuellen religiös motivierten Gewalttaten wieder solche Prominenz erlangen konnte. Auf dieses Problem geht Riley-Smith nur kurz ein – zum einen weil im Februar 2013, als er die Überarbeitung der dritten englischen Auflage dieses Werkes abschloss, die Gräueltaten des sogenannten „Islamischen Staates“ in den westlichen Medien noch kaum vorkamen und die Ereignisse von 2001 schon wieder an tagespolitischer Brisanz verloren hatten, zum anderen weil er stets völlig zu Recht betont hat, dass sich über die Kreuzzüge aus islamischer (oder hier besser: islamistischer) Sicht nur qualifiziert äußern könne, wer auch die entsprechenden Sprachkenntnisse besitze und somit die Originalquellen angemessen berücksichtigen könne.

Das vorliegende Werk ist also im wahrsten und besten Sinne des Wortes umfassend. Vor allem aber beherrscht Riley-Smith die große Kunst des präzisen und dennoch allgemein verständlichen Erzählens und Schreibens. Trotz seines voluminösen Umfangs ist es eine wahre Freude, in diesem Werk zu lesen, denn es gelingt Riley-Smith stets eine ungeheure Materialfülle so zu kondensieren, dass nicht nur die Ereignisgeschichte plastisch wird, sondern zugleich Forschungsprobleme und -fragen am jeweiligen Beispiel deutlich werden. Die Konstruiertheit und Vorläufigkeit unseres Wissens über die Kreuzzüge bleibt so stets präsent, obwohl Riley-Smith es trotzdem schafft, eine kohärente Geschichte zu erzählen.

Ein leider recht schwerwiegendes Manko muss jedoch noch benannt werden: Da schon in den englischen Originalauflagen auf einen umfassenden Anmerkungsapparat verzichtet wurde, finden sich natürlich auch in der deutschen Übersetzung keine direkten Quellenbelege und Literaturverweise. Als Anhang ist zwar eine hilfreiche kommentierte Bibliographie zur Forschungsliteratur und zu Quellenübersetzungen auf dem Stand von 2013 beigegeben, aber derjenige, der sich von Riley-Smiths Beispielen zu eigenen Arbeiten inspiriert fühlt, dürfte hin und wieder recht frustriert sein, wenn auch bei allem detektivischen Spürsinn nicht zu ermitteln ist, auf welche Quellen bzw. Forschungsarbeiten Riley-Smith sich im Einzelnen bezieht.

Auch sollte nicht verschwiegen werden, dass mittlerweile eine Generation von Kreuzzugshistorikern und -historikerinnen heranwächst, die nicht länger an der Unumstößlichkeit von Riley-Smiths Definition festhält. Tatsächlich stellt sich angesichts der Dominanz des frömmigkeitsgeschichtlichen Zugangs die Frage, welche Motive und Motivationen diejenigen prägten, die sich in den Kreuzfahrersherrschaften niederließen oder gar als Orientlateiner geboren wurden. Sind also Kreuzzug und das Leben in den von Kreuzfahrern eroberten Gebieten zwei unterschiedliche Phänomene? Und damit

verbunden stellt sich die Frage, ob nicht Motive und Motivationen wie zum Beispiel Mission oder auch territoriale Expansion, die in anderen Kreuzzugsgebieten sehr viel deutlicher hervortreten als in der Levante, nicht doch auch in die allgemeine Kreuzzugsdefinition einfließen müssten.

Riley-Smiths „Die Kreuzzüge“ ist und bleibt ein Meisterwerk und ein Meilenstein. Interessierte Laien finden hier eigentlich alles, was man über die Kreuzzüge wissen sollte. Für angehende Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen ist dieses Werk vor allem aber auch eine Anregung, ein Anfangspunkt für weitere Forschungen, für Tiefenbohrungen und Neujustierungen.

Kristin Skottki, Bayreuth

Goridis, Philippe, Gefangene im Heiligen Land. Verarbeitung und Bewältigung christlicher Gefangenschaft zur Zeit der Kreuzzüge (Vorträge und Forschungen, Sonderband 57), Ostfildern 2015, Thorbecke, 448 S., € 46,00.

Die Gefangenschaft eines christlichen Fürsten bei den Muslimen im Zuge der Kreuzzüge hatte große Auswirkungen auf dessen politisches, wirtschaftliches und soziales Umfeld. Es mussten Mechanismen und Regelungen gefunden werden, um die Abwesenheit des Herrschers zu kompensieren und die Rechte und das Eigentum der Gefangenen zu schützen. Die Bedeutung der Gefangenschaft hochrangiger christlicher Herrscher zeigt sich auch in der großen Anzahl narrativer und juristisch-diplomatischer Texte, welche die „historischen Wahrheiten“ entweder moralisch, axiomatisch oder historisch-faktisch wiedergeben. Eben diese beiden Fragen, wie eine Gefangenschaft durch das soziopolitische Umfeld bewältigt und welche (literarischen) Strategien genutzt wurden, um die Gefangenschaft „im Rahmen einer heilsgeschichtlichen Interpretation erklär- und verstehbar“ (14) zu machen, will die vorliegende Studie klären. In zwei größeren Abschnitten werden deshalb die „Formen der literarischen Verarbeitung von Gefangenschaften im Heiligen Land und in Europa [...] sowie die darauf basierenden Bewältigungsstrategien“ (32 f.) behandelt. Dabei dienen dem Autor unter anderem die Arbeiten von Yves Gravelle und Yvonne Friedman als Grundlage. Er weitet diese jedoch unter verstärkter Rücksichtnahme auf die politischen und sozialen Verhältnisse der Kreuzfahrerherrschaften überzeugend aus.

Um topische Darstellungen sowie Idealvorstellungen einer Gefangenschaft von realen Bedingungen und juristischen Herangehensweisen unterscheiden zu können, nutzt Goridis ein breites Quellenspektrum: narrative Quellen, Historiographie sowie Rechtsbücher und diplomatische Zeugnisse. Die Vielzahl der Quellen bringt jedoch auch die Notwendigkeit mit sich, die zu untersuchende Gruppe der Gefangenen zu begrenzen. Für die Analyse werden die weltlichen Eliten des lateinischen Ostens und der Kreuzzugsheere herangezogen, die in den Quellen gut fassbar sind und reichlich Material bieten. Zeitlich umfasst der Untersuchungsrahmen das 12. und 13. Jahrhundert.

Zunächst werden die Gefangennahme und die Haftbedingungen dargestellt, für deren Schilderung erzählende Quellen genutzt und deren narrative Spezifika herausgearbeitet werden, wobei zwischen einfachen Einschüben in Form von reinen Erwähnungen und „echten Gefangenschaftsnarrativen“ (23) unterschieden wird. Durch die kritische Lesart seiner Quellen kann der Autor dabei nach der „Funktion und Wandelbarkeit“ (380) der beschriebenen Gefangenschaften fragen und verschiedene Deutungskontexte ausmachen. Drei Erzählstrategien lassen sich auf diesem Wege identifizieren: Eine Darstellung der Gefangenschaft ohne eigene Narrativität kann vor allem in den nächstliegenden Quellen ausgemacht werden; eine zweite Gruppe stilisiert

den Gefangenen als Märtyrer im Sinne der *Imitatio Christi* oder als christlichen Ritter auf Abenteuerfahrt. Hier hätten auch die Bilder ‚heidnischer‘ Gefangenschaften in der Bibel und der seit der Spätantike tradierten Hagiographien einen großen Einfluss auf die europäische Vorstellung von Gefangenschaft gehabt. Zur dritten Gruppe können schließlich die Erzählungen im Nahen Osten und in Europa zählen, die die Gefangenschaftsepisode nutzen, um Kritik zu üben. Denn Erzählungen über Gefangenschaft eigneten sich, um die negativen „Folgen für die Beteiligten [einer] Niederlage oder fehlerhaftes Verhalten“ (177) darzulegen.

Sehr gewinnbringend in der vorliegenden Studie ist das Kapitel zu den „Topoi und Tendenzen in der Darstellung von Gefangenschaft“. Dabei macht der Autor vor allem an den Stellen topische Wendungen aus, die sich für moralische Botschaften eignen und intensive oder emotionale Momente der Gefangenschaft behandeln, wie die Gefangennahme oder den Moment der Freilassung. Den herangezogenen Augenzeugenberichten attestiert Goridis dabei eine „dosierte Verwendung von topischen und narrativisierenden Elementen“ (165). Auffällig sei jedoch, dass der Kenntnisstand der Schreiber sehr variere und gerade Unkenntnis Raum für Topoi und Ausschmückungen böte.

Der zweite große Teil der Untersuchung widmet sich der Bewältigung der Gefangenschaft. Er stellt vor allem die konkreten Maßnahmen vor, die ergriffen wurden, um die Abwesenheit des Fürsten zu kompensieren und die Befreiung des Gefangenen sowie seine Reintegration in die Gesellschaft und sein früheres Leben voranzutreiben. Die Gefangennahme beeinflusste die militärischen Optionen und die Regierungsgeschäfte im Herrschaftsgebiet und nahm dem Umfeld des Herrschers eine wichtige Identifikationsfigur. Für die meisten seiner Fälle kann Goridis die Bedeutung der Verhandlungen herausarbeiten, die zu (teils horrenden) Lösegeldzahlungen, zur Stellung von Bürgen und Geiseln oder zu einem Gefangenen austausch führten. Sehr risikobehaftet war eine gewaltsame Befreiung, die deshalb nur dann zur Anwendung kam, wenn alle anderen Möglichkeiten oder die notwendigen Ressourcen für Lösegelder erschöpft waren.

Überzeugend wird die Unterstützung durch die Familien (hier insbesondere die Ehefrauen), Freunde und militärischen Allianzen dargestellt. Die soziopolitischen Strukturen sorgten auch dafür, dass die Gefangennahme eines Herrschers aufgrund von Stellvertreterschaften der Söhne oder Ehefrauen vorübergehend kompensiert werden konnte. Trotzdem erwiesen sich überstandene Gefangenschaften häufig als „erhebliche Hypothek“, vor allem für Kreuzfahrer ohne wirtschaftliche oder soziale Basis im Heiligen Land – hier jedoch bezieht sich der Autor vor allem auf die monetäre Seite der Gefangenschaft; inwieweit die Bewältigung der Erlebnisse die Persönlichkeit oder das spätere Handeln beeinflusste, kann nicht geklärt werden. Lediglich die Vorurteile, gegen die die freigelassenen Herrscher zu kämpfen hatten, und die Bewertung ihres Verhaltens in der Haft und nach der Freilassung werden thematisiert. Letztendlich, so stellt die Studie heraus, hatten die Gefangenschaften noch einen weiteren Aspekt: Nach den glücklosen Bestrebungen, das Heilige Land dauerhaft zu erobern, konnte zumindest der karitative Gedanke der Kreuzzüge durch die Befreiung von Gefangenen und die Fürsorge für sie aufrechterhalten und vorangetrieben werden.

Die sehr quellenreiche und gut strukturierte Studie erleichtert das Verstehen durch gut platzierte Zwischenfazits und Übergänge; an manchen Stellen hätten jedoch Wiederholungen vermieden und die Quellenauszüge kohärenter entweder im lateinischen oder altfranzösischen Original oder in der Übersetzung (z. B. 13, 79, 83) wiedergegeben werden können.

Philippe Goridis bettet die christlichen Gefangenschaften in den interkulturellen, politischen und sozialen Kontext des Heiligen Landes ein und arbeitet sehr anschaulich das Verhalten des Umfelds und der Verbündeten heraus, welche an der Dauer der Gefangenschaft und dem Ausgang derselben einen großen Anteil hatten. Das vorliegende Buch ist eine überaus gewinnbringende Lektüre für jeden, der sich mit der Zeit der Kreuzzüge oder den Bedingungen militärischer Gefangenschaften, aber vor allem mit den Wechselwirkungen zwischen dem Gefangenen und seinem soziopolitischen Umfeld befassen möchte.

Mirjam Reitmayer, Bochum

Shukurov, Rustam, *The Byzantine Turks. 1204 – 1461 (The Medieval Mediterranean, 105)*, Leiden / Boston 2016, Brill, XIII u. 513 S. / Abb., € 166,00.

Das vorliegende, höchst interessante Buch ist die Frucht langjähriger Forschungsarbeiten zu den byzantinisch-türkischen Beziehungen, hauptsächlich in der Zeit zwischen dem frühen 13. Jahrhundert und der osmanischen Eroberung von Trapezunt (heute Trabzon) als letzter verbleibender byzantinischer Enklave im Jahre 1461. Grundlegende Analysen betreffen das Verhältnis beider Völker unter historischen, kulturellen und linguistischen Gesichtspunkten. In vergleichbarer Form noch nicht erfolgt ist die Auseinandersetzung mit den Lebensverhältnissen der „byzantinischen Türken“, einer Personengruppe, die auf byzantinischem Reichsboden siedelte und unter diesem Namen bereits in zeitgenössischen griechischen wie türkischen Quellen erwähnt wird. Oft christianisiert, waren sie zuweilen gut in die byzantinische Gesellschaft integriert. Dieses Phänomen wird bereits in aller Kürze in der „Introduction“ angesprochen (1–10, hier 8 f.). Ferner finden sich hier Ausführungen zur Zielsetzung des Buches, zu den methodischen Ansätzen und zur Forschungsgeschichte. – Das erste Kapitel, „The Byzantine Classification of the Turks“, widmet sich dem Versuch, das Verständnis türkischer Identität seitens der Byzantiner zu rekonstruieren (11–64). Nur selten findet sich in den griechischen Quellen ein Verweis auf die Ethnien einzelner Turkvölker, auf Kumanen oder Petschenegen; zumeist werden die Türken in Anwendung des typischen byzantinischen Archaismus mit Völkern des Altertums in Verbindung gebracht. Turkstämme aus dem nordöstlichen Schwarzmeerraum galten meist als *Hunnoi* oder *Skythai*, jene, die aus dem Osten kamen oder später in Anatolien siedelten, wurden oft als *Persai* beschrieben. Demgegenüber trat der Gebrauch des Wortes *Tourkoi* zurück. Geographische Kriterien wurden in der Terminologie der Byzantiner also als maßgeblicher erachtet als linguistische Aspekte. Grundsätzlich bestimmte sich die Identität durch die Zugehörigkeit zu einer religiösen Gruppe; byzantinische Identität war untrennbar mit der Orthodoxie verbunden. Hatte man ein anderes religiöses Verständnis, war man der großen Gruppe der „Nichtorthodoxen“ zugeordnet; eine eigene türkische Identität existierte hingegen nicht. – Im folgenden Kapitel, „Byzantine Onomastics: Problems of Method“, geht Shukurov jenen Personen mit türkischem Background nach, die im spätbyzantinischen Reich nachgewiesen wurden (65–85). Aufgrund unterschiedlicher Ausführlichkeit der ausgewerteten griechischen wie orientalischen Schriften ließen sich 350 Namen im europäischen, aber nur 65 Namen im anatolischen Reichsgebiet dokumentieren. – Das dritte Kapitel, betitelt „The ‚Persians‘ and the ‚Scythians‘“, untersucht, welche Personen oder Gruppierungen den beiden genannten griechischen Haupttermini im Einzelnen zugeordnet wurden (86–156). Es handelte sich um Angehörige unterschiedlicher sozialer Schichten, darunter Händler, Soldaten und Gefangene; besonderes Interesse fanden in den Quellen die Angehörigen der Oberschicht, die zu militärischen Ehren gekommen waren oder Teil der Hofgesellschaft werden konnten. Auch Flüchtlinge wie der berühmte Kaykâwus, der im Sommer 1262 in Byzanz politisches Asyl erhielt, sind be-

rücksichtigt. Das geographische Herkunftskriterium wird anhand zahlreicher Beispiele bestätigt: Skythen kamen aus dem Norden oder Nordosten, Perser aus Anatolien. Hier hatten sich die Türken bereits in der Folge der Schlacht von Mantzikert 1071 angesiedelt, um die Halbinsel fortschreitend in Besitz zu nehmen. Die Vorstöße der Mongolen verursachten 1262/63 eine weitere starke Einwanderungswelle. Die Analyse der folgenden Jahrzehnte wird durch die Quellen erschwert, die sich stärker auf den Balkanraum konzentrieren. Ein besonders wertvoller Zusatz zum Abschluß des Kapitels ist der Abdruck eines kaum bekannten persischen Textes, der den türkischen Vorstößen am Golf von Nikomedeia (Izmit) unter Sultan Mehmed I. (1413–1421) gewidmet ist; neben Edition und Übersetzung ist auch ein historischer Kommentar angefügt (147–156). – Das folgende Kapitel, „The Byzantine Turks in the Balkans“, greift die Entwicklung auf der Haimos-Halbinsel in Form einer Analyse einzelner geographischer Regionen vertiefend auf. Aufgrund der Quellendichte lassen sich dabei besonders für den makedonischen Raum ergiebige Studien durchführen (157–182). – Das fünfte Kapitel, „The Noble Lineages“, ist unter prosopographischen Gesichtspunkten gegliedert und geht im Zusammenhang den bekannten turkstämmigen Adelsfamilien im spätbyzantinischen Reich nach; es liefert dergestalt einen guten Einstieg in weiterführende Forschungen zur Familien- und Gesellschaftsgeschichte (183–215). – Unter den „Assimilation Tools“, die anschließend besprochen werden, kommt natürlich der Konversion zum Christentum eine erhebliche Bedeutung zu; sie führte zu gesellschaftlicher Integration und begünstigte höhere Karrieren in Verwaltung und Militär. Ungeachtet dessen blieben die Konvertiten als „byzantinische Türken“ Verbindungsglieder zu ihren Herkunftsregionen (216–254). – Das recht umfangreiche Kapitel „Asians in the Byzantine Pontos“ behandelt einen durch Detailstudien und Artikel ausgewiesenen Forschungsschwerpunkt des Verfassers, die Situation der Türken im Kaiserreich von Trapezunt (255–305). Schon aufgrund der vergleichsweise abgeschiedenen geographischen Lage läßt sich ein Unterschied zu den weiter westlich gelegenen byzantinischen Reichen um Nikaia oder – nach 1261 – um Konstantinopel feststellen: Man war weit aufgeschlossener und erlaubte den Fremdstämmigen verstärkt eine gesellschaftliche Integration, dies teils auch unter Beibehaltung des muslimischen Glaubens. – In dem sprachwissenschaftlich interessanten Kapitel „Turkophonia‘ in Byzantium“ wird der beachtliche Einfluß der Turksprachen auf das byzantinische Griechisch herausgearbeitet, der sich in Sachen Textilien oder Haushalt ebenso manifestierte wie in den Bereichen der Kleidung, der Speisen oder des Militärs (306–387). – Das sich anschließende „Etymological Glossary“ ist ein nützliches Arbeitsinstrument, das freilich in Kombination mit der weiterhin unersetzlichen Studie Gyula Moravesiks (Byzantinoturcica, Bd. 2: Sprachreste der Turkvölker in den byzantinischen Quellen, München 1958) genutzt werden sollte (388–412). – Im „Epilogue“ stellt Shukurov vergleichend die Situation der „byzantinischen Türken“ in Pontos und in Makedonien gegenüber, mit dem Ergebnis, daß die in den Quellen erwähnten Personen am Schwarzen Meer zu besserer Integration und erfolgreicherer Karrieren fanden als auf der Balkanhalbinsel (413–419). – Abgerundet wird die Darstellung von einer „Bibliography“ (421–473), einem lexikographisch interessanten „Index of Greek and Slavonic Names and Terms“ (474–485) und einem „General Index“ (486–513).

Im Gesamturteil hat Shukurov ein äußerst nützliches Buch geschrieben. Interessant und besonders hervorzuheben ist die starke Einbindung orientalischer Quellen, die durch Übersetzungen und gründliche Kommentierungen einem weiteren Personenkreis erschlossen werden. Ebenso bemerkenswert ist die starke Berücksichtigung der Geschichte des in der Forschung oft vernachlässigten Kaiserreichs von Trapezunt (es gibt bislang keine Gesamtdarstellung in deutscher, englischer oder französischer Sprache!), dessen Entwicklungen genau analysiert und denjenigen in den „westlichen“

Reichen von Epiros, von Konstantinopel und von Nikaia vergleichend gegenübergestellt werden. Damit geht Shukurovs Arbeit weit über das hinaus, was ansonsten im akademischen Schrifttum geboten wird. Nicht zuletzt dank dieser Aspekte hat die aufgrund ihrer Komplexität nicht immer leicht zu lesende Studie alle Voraussetzungen, um zu einem zentralen Handbuch und Standardwerk aufzusteigen.

Andreas Külzer, Wien

Sennis, Antonio (Hrsg.), *Cathars in Question (Heresy and Inquisition in the Middle Ages, 4)*, Woodbridge / Rochester 2016, York Medieval Press, VII u. 332 S., £ 60,00.

In den letzten Dezennien hat sich ein erstaunlicher Paradigmenwechsel gerade in der Mediävistik vollzogen. Die Auswirkungen der soziolinguistischen Methodologie haben auch die Geschichtswissenschaft verändert. Anstelle der überwiegend klassisch hermeneutischen Methode, mit deren Hilfe Historiker Fragen nach der Faktizität der historischen Geschehnisse beantworten wollten, trat in vielen Publikationen die ‚dekonstruktive‘ Methode. Historiker bemühten sich nun primär, wenn nicht sogar ausschließlich, die Entstehung und die Funktion der Narrative zu entschlüsseln. Indem Begriffe und Begrifflichkeiten einer kritischen Überprüfung unterzogen wurden, begannen sich aber oft auch die mit diesen Begriffen bezeichneten Dinge – Personen, Bewegungen, Ereignisse – aufzulösen. Sie erhielten den Beigeschmack des rein Konstruierten, Fabrizierten, des lediglich Ersonnenen.

Diese Entwicklung hat in Bezug auf die Erforschung der Häresie und insbesondere der Katharer zu einem fundamentalen Bruch mit der herkömmlichen Perspektive geführt. Die Katharer hat es, folgt man den Anschauungen einiger Historiker, überhaupt nicht gegeben. Sie seien eine Ausgeburt angstbesessener Kirchenreformer und paranoiden Mönche gewesen. Die Stimmen der Historiker, die sich gegen eine solche extrem dekonstruktivistische Perspektive aussprechen, werden auffallenderweise gerade in Frankreich weitgehend diffamiert oder marginalisiert. Es war also Zeit, sich der teilweise hitzigen Diskussion in angemessener Weise zu stellen.

Die Frage, die sich der in vorbildlicher Weise von Antonio Sennis zusammengestellte Sammelband stellt, ist im Wesentlichen die folgende: Gab es die Katharer, von denen noch immer angenommen wird, dass sie sich selbst nie mit diesem Begriff bezeichneten, sondern sich schlicht „gute Christen“ (und „gute Christinnen“) nannten, als strukturierte und Ländergrenzen übergreifende Bewegung tatsächlich, oder haben wir es mit einer Vielzahl dualistischer Häresien zu tun, die eigentlich rein lokaler Natur waren und nur durch die Brille ihrer katholischen Gegner zu einer uniformen und zusammenhängenden Strömung wurden? Der Sammelband bietet zu dieser Frage die unterschiedlichen und kontroversen Auffassungen der führenden Vertreter dieser historiographischen Debatte, die engstens mit der historischen Methodenfrage verknüpft ist. Die Beiträge sind die schriftliche Fixierung der Vorträge, die 2013 auf dem Kongress „Catharism: Balkan Heresy or Construct of a Persecuting Society“ in London gehalten wurden.

Wie der Titel der Tagung bereits vermuten lässt, ist einer der Protagonisten Robert Moore, dessen „Persecuting Society“ in den 80 Jahren des vorigen Jahrhunderts Furore machte. Zusammen mit dem Australier Mark Pegg, dessen „Corruption of Angels“ bereits ein mehr als selektiver und polemischer Versuch war, die Inquisitionsregister von Bernard de Caux und Jean de Saint-Pierre im Licht der Unterstellung der bewussten Konstruktion der Katharer durch die Inquisitoren zu lesen, führt er die Sektion der „Skeptiker“ an, die in den Inquisitionsprotokollen Rückhalt für ihre These

einer rein lokalen Bedeutung dualistischer Bewegungen im 13. Jahrhundert suchen. Peter Biller, Catharina Bruschi und Lucy Sackville präsentieren dagegen auf akribische Quellenauswertung gestützte Argumente, die für die traditionelle Sicht von den Katharern als strukturierter Bewegung sprechen, wenn sie die Schwierigkeiten thematisieren, Inquisitionsprotokolle angemessen auszuwerten.

In den Ausführungen der Skeptiker erweist sich vor allem die von Biller zu Recht konstatierte fehlende Kenntnis gerade der deutschsprachigen Forschung als methodisches Manko. Jörg Feuchter etwa verdeutlicht in seinem Artikel den Beitrag, den deutsche Historiker zur Einordnung der Katharerbewegung leisten können, indem er für die Region des Languedoc sehr wohl eine organisierte und bewusst eigenständig agierende religiöse Gruppe („self-conscious religious group“) nachweisen kann.

Der traditionellen Sicht sind auch die beiden Beiträge verhaftet, die sich mit dem Verhältnis der westlichen Katharer zu den östlichen Bewegungen der Bogumilen auf byzantinischem Boden und auf dem Balkan befassen. Yuri Stoyanov plädiert hierbei überzeugend für eine stärkere Beschäftigung mit dem reichen pseudoepigraphischen Material der Quellen der Ostkirche.

Sollte der Leser / die Leserin allerdings von diesem Band eine endgültige Antwort auf die Frage erwarten, welche der Forschungsperspektiven denn nun die richtige ist, wird er/sie enttäuscht. Dies aber dürfte auch nicht das Anliegen des Bandes gewesen sein. Information, nicht Urteil, Gedankenanstöße, nicht Festlegungen waren das Ziel. Um ein besseres Verständnis der oft diametral auseinanderliegenden Positionen zu gewinnen, leisten die Überlegungen John Arnolds einen essentiellen Beitrag. In seinem anregenden Artikel zeigt er, dass die Skeptiker und die Traditionalisten ein unterschiedliches Verständnis von Macht haben, das ihre Folgerungen und Perspektiven bestimmt: Während die Skeptiker Macht vor allem unter der Perspektive des Von-Oben-nach-Unten begreifen, mit den hieraus folgenden Machtmanipulationen, verstehen die Traditionalisten Macht als dialektischen Prozess, in dem beide Seiten, Herrschende und Beherrschte, eine wichtige Rolle spielen. Daneben aber ist es vor allem die unterschiedliche methodische und heuristische Handhabung der Quellen, die für die extrem unterschiedlichen Beurteilungen verantwortlich ist. Historiker, die auch die älteren Quellen vor dem 13. Jahrhundert kennen, kommen zu anderen Schlüssen als Historiker, die sich fast ausschließlich mit den zwar abundanten, aber doch sehr spezifischen Quellen des späteren Mittelalters befassen. Dass die aufgeworfene Frage keine rein akademische ist, sondern die Forscher und Forscherinnen auch emotionalisiert, zeigt sich an dem fast in allen Beiträgen gepflegten provokanten, teils aggressiven Stil. Insgesamt ist es also ein Band, der niemanden, der sich für die komplexe Verhältnisbestimmung von Orthodoxie und Häresie interessiert, kalt lassen kann – auch die Rezensentin nicht.

Daniela Müller, Nijmegen

Salonen, Kirsi, *Papal Justice in the Late Middle Ages. The Sacra Romana Rota (Church, Faith and Culture in the Medieval West)*, London / New York 2016, Routledge, XV u. 199 S., £ 95,00.

Von den großen kurialen Behörden haben bislang vor allem die Apostolische Kanzlei, die Apostolische Kammer und für die Neuzeit das Staatssekretariat das Interesse der Forschung gefunden. Dies gilt in jüngster Zeit dank der erweiterten Zugangsmöglichkeiten zu den Quellen ebenfalls für die Pönitentiarie. Auch in den lokalen Archiven findet man viele Schreiben der Kanzlei und der Sekretariate und immerhin auch Einzelstücke der Kammer und der Pönitentiarie. Für die Sacra Romana Rota, den

zentralen Gerichtshof der Kurie, ist die Lage weniger günstig. Sie ist der breiteren Öffentlichkeit meist nur als päpstliches Ehegericht bekannt, obwohl diese Angelegenheiten im Mittelalter und in der frühen Neuzeit nur einen sehr kleinen Anteil ihrer Aktivitäten ausmachten und erst seit dem Verlust des Kirchenstaates 1870 ins Zentrum ihrer Aufgaben gerückt sind.

Es ist daher erfreulich, daß das vorliegende Buch sich näher mit der Rota befaßt, und zwar mit ihrer Tätigkeit auf dem Höhepunkt ihrer Aktivität im 15. und 16. Jahrhundert, also bevor das Konzil von Trient einen Teil ihrer Zuständigkeiten in die lokale Befugnis der Bischöfe zurückverlagerte.

Ein grundsätzliches Problem spricht die Verfasserin gleich zu Anfang an: die Quellenlage, die verwickelter ist, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Bekanntlich hat Napoleon 1810 das Vatikanische Archiv nach Paris verschleppt, um es dort in ein Zentralarchiv seines Reiches einzugliedern. Nach seinem Sturz wurden die vatikanischen Bestände zwar zurückgegeben, aber aus Kostengründen nur langsam und unvollständig. Besonders die Akten der Rota wurden als weniger wichtig angesehen und teils in Paris als Altpapier verkauft. So kommt es, daß die Bestände oft große und willkürliche Lücken aufweisen. Freilich gehört auch zur Benutzung der vorhandenen Bände Mut: Es handelt sich, wie der Rezensent aus eigener Anschauung weiß, um sehr unhandliche dicke Wälzer, die zudem in stark abkürzender gotischer Schrift ausgeführt sind. Weiterhin sind viele Informationen, die den damaligen Notaren der Rota bekannt und selbstverständlich waren, ausgelassen und müssen heute mühsam rekonstruiert werden, soweit das überhaupt möglich ist.

Nach einem generellen Forschungsüberblick führt die Verfasserin in einem kurzen, aber präzisen Überblick die Bedeutung der Rota für die Kurie, ihre Entwicklung seit dem späten 12. Jahrhundert und die Verfestigung ihres Personalbestandes unter Sixtus IV. durch die Umwandlung der Auditoren- und Notarstellen in *officia venalia vacabilia* vor. Allerdings setzt sie die Entstehung der Datarie zu früh an: Vor der Zeit Calixts III. (dessen Beichtvater [!] als Datar fungierte) kann von ihr nicht die Rede sein, auch wenn der Beamte, aus dem sie sich entwickelte, das erste Mal schon unter Bonifaz IX. erwähnt wird (*ille, qui databit*). Wir können sodann dem Verlauf eines Prozesses im allgemeinen und anhand eines lokalen (selbstverständlich aus Finnland stammenden) Beispiels folgen, dessen Ausgang sich allerdings nicht ermitteln läßt – eine frustrierende Erfahrung, mit der der Forscher von Rotaprozessen immer rechnen muß.

Im zweiten Teil des Buches befaßt sich die Verfasserin mit den Materien, die vor die Rota kamen: fast überwiegend Pfründen- und Eigentumsangelegenheiten, nur ganz selten Ehefragen. Die lokale Verteilung der Litiganten läßt sich erwartungsgemäß mit der Regel „Je näher an Rom, um so häufiger vor der Rota“ beschreiben, wobei allerdings, wie die Verfasserin sorgfältig untersucht, politische Zustände (pragmatische Sanktion von Bourges, Suprematsakte in England) die Verteilung beeinflussten. An dieser Stelle hätte ich mir gewünscht, daß deutlicher auf das konkurrierende System der Delegationsreskripte hingewiesen worden wäre, das die lokale Verteilung ebenfalls beeinflusste. Die Verfasserin zeigt dann auf, daß Innozenz VIII. den Weg an die Rota auch für weltliche Angelegenheiten aus dem Kirchenstaat öffnete, was zu einer Erhöhung der Anzahl der Prozesse aus diesen Gebieten führte; dadurch wurde jene Entwicklung in Gang gesetzt, die im 19. Jahrhundert die Rota zum allgemeinen Obergericht des Kirchenstaates werden ließ. Die zeitliche Dauer der Rotaprozesse ermittelt die Verfasserin dahingehend, daß nach einem Monat 45 Prozent der Prozesse abgeschlossen waren, nach drei Monaten 62 Prozent; die Rota arbeitete damit genauso

schnell wie die Kanzlei, bei der nach einem Monat ebenfalls 45 Prozent der Expeditionen abgeschlossen waren, nach drei Monaten 66 Prozent. Das widerlegt das Märchen der sich ewig hinziehenden Rotaprozesse.

Zusammenfassend kann die Lektüre und Benutzung des Buches nur empfohlen werden. Es besticht durch klare Information und eine präzise, gut verständliche und unaufgeregte Sprache.

Thomas Frenz, Passau

Knäble, Philip, Eine tanzende Kirche. Initiation, Ritual und Liturgie im spätmittelalterlichen Frankreich (Symbolische Kommunikation in der Vormoderne), Köln / Weimar / Wien 2016, Böhlau, 435 S. / Abb., € 50,00.

Gelten tänzerische Praktiken als legitimer Ausdruck von Religiosität? Mit dieser Frage hat sich die Kirche seit ihren Anfängen immer wieder auseinandergesetzt. In der gesellschaftlichen und politischen Umbruchzeit des Spätmittelalters im Übergang zur Frühen Neuzeit gewinnt die theologische Debatte um das „gottgefällige“ Tanzen mit der einsetzenden Reformation eine polemische Schärfe, die sich in zahlreichen katholischen, lutherischen und calvinistischen Traktaten niederschlägt. Philip Knäble nimmt in seiner Dissertationsschrift die Verbindung von Tanz, Religiosität und Liturgie genauer in den Blick und untersucht in einer Fallstudie Tanzrituale von Klerikern im spätmittelalterlichen Frankreich. Er konstatiert zunächst ein für das christliche Abendland charakteristisches Spannungsfeld: zum einen die Verdammung des Tanzes als Teufelswerk, zum anderen die biblisch begründete positive Bewertung des Tanzes als Ausdruck einer spirituellen Verbundenheit mit Gott. Entsprechend ambivalent erscheint die von Knäble beleuchtete Rezeptions- und Forschungsgeschichte von den theologischen Diskursen der Reformationszeit über die Schriften der Aufklärung bis hin zu historischen, anthropologischen und ethnologischen Spezialstudien über liturgische Tanzpraktiken in der Moderne.

Der Fokus seiner Studie liegt auf zwei spätmittelalterlichen Tanzpraktiken an den Kathedraalkirchen Auxerre und Sens, die im Zusammenhang mit der Liturgie des Osterfestes stehen. Laut einer im „Mercur de France“ vom Mai 1726 wiedergegebenen Beschreibung des 16. Jahrhunderts tanzten in Auxerre am Nachmittag des Ostertages die Kathedralkanoniker eine *chorea* (Reigen) um ein in den Kirchenboden eingelassenes kreisrundes Labyrinth, der in der Mitte des Labyrinths stehende Dekan tanzte ein *tripudium* und warf den Kanonikern abwechselnd mit der linken Hand einen Ball zu, dazu sangen alle die Ostersequenz „Victimae paschali laudes“. In Sens vollzogen die Kanoniker unter Beteiligung ihres Bischofs zu Ostern die *Cazzole* bzw. *Carrole*, eine Tanzprozession zum Brunnen auf dem Platz vor der Kathedrale. Beide Tanzpraktiken werden in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts aufgegeben: in Sens um 1519 per Kapitelbeschluss, in Auxerre durch ein Gerichtsurteil des Pariser Parlaments vom 7. Juni 1538. Erstaunlich erscheint zunächst, dass zeitgenössische Quellen zu den Tänzen in Auxerre und Sens weitgehend fehlen. Darüber hinaus sind die frühneuzeitlichen Prozessakten zur sogenannten *Pelotte* von Auxerre nur rudimentär erhalten, Augenscheingutachten fehlen. Die hauptsächlichen Informationen stammen aus historiographischen Schriften französischer Kleriker des frühen 18. Jahrhunderts, die sich auf heute nicht mehr existente Archivquellen stützen.

Knäble erläutert, dass die ausgewählten Beispiele keine exzeptionellen Praktiken darstellen, sondern sich in eine vielfältige Tradition mittelalterlicher sakraler Tänze einfügen. Der Eindruck einer tanzfeindlichen Kirche bestätigt sich somit für Knäble nicht, zumal die konziliare Gesetzgebung bis weit in das 16. Jahrhundert sogar Tänze

von Klerikern im Kirchenraum toleriert. Weitere Hinweise zur Deutung der Tänze liefert die Funktion und Bedeutung der mittelalterlichen Kathedralkapitel. Diese entwickeln sich im Laufe des 13. Jahrhunderts zu autonomen, direkt dem Papst unterstellten Körperschaften mit eigenen Statuten und dem Recht zur Wahl des örtlichen Bischofs. Das Selbstverständnis dieser elitären Gemeinschaft von theologisch gebildeten Kanonikern äußert sich in einer Reihe spezifischer liturgischer *coutumes*, in denen tänzerische und spielerische Elemente einen festen Platz einnehmen. Knäble begreift diese Körperpraktiken als „Kommunikation unter Anwesenden“, das heißt als Teil einer spätmittelalterlichen Präsenzkultur, in der Rituale auf gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen und Herrschaftsentwürfe verweisen (384). So ist für ihn in Auxerre die Präsenz hoher weltlicher Amtsträger beim Tanz und beim anschließenden gemeinsamen Mahl sowie der Ausschluss des Bischofs von den Feierlichkeiten ein sichtbares Zeichen für die exponierte Stellung des Kapitels innerhalb der Stadtregerung. Nachvollziehbar erscheint darüber hinaus die Interpretation der *Pelotte* als Initiationsritual zur Aufnahme neuer Anwärter, das sich in Anlehnung an die Liminalitätstheorie des Ethnologen Victor Turner als Übergangsritus bzw. „Statusübergang“ deuten lässt.

Die Quellenlage zeigt allerdings eine grundsätzliche Problematik auf: Retrospektive Berichte über im Bewusstsein nicht mehr präsente Rituale lassen einen tiefgreifenden mentalen Wandel erkennen, der vielfach zu einer Missdeutung der Tänze als bizarre überholte „gotische“ Bräuche geführt hat. Wir erfahren aus diesen Quellen daher wenig über die konkrete choreographische Umsetzung, die Motivation und Wahrnehmung der Tanzenden oder deren Bewegungsverhalten, das überhaupt erst aus der Interaktion zwischen Beteiligten und ihrer Umwelt seine Dynamik entfaltet. Das Dilemma des ephemeren Phänomens „Tanz“ lässt sich über den Untersuchungsansatz der „Cultural Performances“ nur teilweise lösen, woraus der eher diskursanalytische Zugriff Knäbles resultiert.

Interessant ist die Frage nach der theologischen Legitimation der positiv konnotierten Tänze. Knäble verweist hier auf die Wahrnehmung des Tanzes als Nachvollzug der kosmischen Sphärenharmonie in Anlehnung an neuplatonische Vorstellungen, die seit dem 12./13. Jahrhundert an den französischen Kathedralschulen verbreitet werden. Als Vorbild für die Verknüpfung von Tanz und Labyrinth gilt der antike Theseus-Mythos, der im Mittelalter zur Auferstehung Christi und zum Sieg über den Satan umgedeutet wird. Der Ball als Symbol für die Weltkugel ist versinnbildlicht in Abbildungen Gottes als spielender Schöpfer des Universums, wie auf einem Relief am Westportal der Kathedrale von Auxerre. Insgesamt betrachtet vollzieht sich im Tanz und im Ballspiel nicht nur die alljährliche Aufnahme neuer Kanoniker, sondern auch die Reintegration in die göttliche Ordnung, „indem Christi Auferstehung in der Performance der Kanoniker gegenwärtig“ wird (323).

Das Ende der Tänze von Auxerre und Sens interpretiert der Verfasser als performative Neuverhandlung kirchlicher und politischer Machtpositionen. Die Ersetzung der *Pelotte* durch eine lineare Prozession steht für die nunmehr exponierte Stellung des Bischofs; den Ausschlag geben letztlich die Zentralisierungsbestrebungen des Pariser Parlaments im Zuge der Gestaltung des frühmodernen französischen Staates. In Sens liegt der Grund für die Aufgabe der *Cazzole* in der zunehmend als störend empfundenen Teilnahme von Laien beiderlei Geschlechts.

Die Studie von Philip Knäble eröffnet dem Leser vielfältige Forschungsfelder, die dazu beitragen, Tanz als Mittel der symbolischen Kommunikation besser zu verstehen. Darüber hinaus wird erkennbar, dass dem Tanz eine wesentliche Bedeutung für das

Verständnis von Religiosität im Kontext gesellschaftlicher Transformationsprozesse zukommt. Eine vergleichende Untersuchung anderer, ebenfalls im Verlauf des 16. Jahrhunderts verbotener französischer kirchlicher Tanzpraktiken sollte hier vertiefende Aufschlüsse geben, auch im Hinblick auf eine Identitätsgeschichte Frankreichs im Kontext Europa. Dies macht eine gezielte Auswertung weiterer Pariser Prozessakten unumgänglich. Weiterhin offen bleibt die Frage, ob die symbolische Verknüpfung von Tanz und Spiel als Charakteristikum einer spezifisch französischen Gesellschaftsentwicklung aufzufassen ist oder vielmehr zur gemeinsamen Kultur eines vormodernen Europa gehört, in der Kirche und Gesellschaft, Liturgie, höfisches Zeremoniell und Alltagskultur keine Gegensätze darstellen, sondern als verschiedene Manifestationen einer universellen, göttlichen Ordnung zu begreifen sind.

Valeska Koal, Marburg

Bailey, Mark, The Decline of Serfdom in Late Medieval England. From Bondage to Freedom, Woodbridge 2016, Boydell Press, IX u. 373 S. / graph. Darst., £ 25,00 [zuerst 2014 als Hardcover].

Eine agrarsoziale Untersuchung über das spätmittelalterliche England wird, zumal wenn ein in regionalen Verhältnissen (Suffolk) und generellen Fragen („black death“) prominent ausgewiesener und gut vernetzter Mediävist wie Mark Bailey (University of East Anglia) als Autor firmiert, die besondere Aufmerksamkeit eines Kontinentalmediävisten provozieren. Denn er beneidet ihn um einen Überlieferungsreichtum – die zahllosen, oft in dichten Serien vorhandenen „court rolls“ und „manorial accounts“ –, dessen gezielte Auswertung seit Jahrzehnten einmaliges Detailwissen über die ländlichen Haushaltsstrukturen, über das Auf und Ab der Bewohnerzahlen, der Landlöhne und Agrarpreise, über die soziale Mobilität, über das alltägliche Gebaren der Landleute und die Einkommenspolitik ihrer Herren und vieles Andere zutage fördert. Und er hofft dementsprechend auf Ergebnisse, die hochrelevant für seinen eigenen Umgang mit oft extrem kargem Schriftgut sein könnten, denn es geht um die Anschlussfähigkeit der Resultate an die kontinentalen (und auch mediterranen) Wissensbestände, letztlich um gemeineuropäische Okzidentalistik.

Und doch sind maßgebliche Fragen zur englischen Geschichte dieser Jahrhunderte – 1300–1500 – nicht wirklich beantwortet. Eine der wichtigsten ist die Frage nach dem „decline of serfdom“. Trotz allem grassierendem Argwohn gegenüber jedwedem historisch gemeinten Singular: Man kann dem Haupttitel des Buches trauen. Warum das für den Untertitel nicht in vergleichbarer Weise gilt, soll später erläutert werden.

Der „decline“: Gegen 1300 galten in England etwa 2 Millionen Menschen, die Hälfte der Landleute, als *villeins*, *neifs*, *bondmen* und *churls*. Sie wurden so bezeichnet, weil sie in spezifischer Weise an einen Herrn und/oder ein Stück Land gebunden waren und der gerichtlichen Kontrolle und willkürlichen Macht ihres Herrn unterlagen. Gegen 1500 waren es nur noch ein paar Tausend (4). Was in den Dokumenten ab und an *vil-leinagium* oder *bondagium* heißt und was die moderne Forschung und mit ihr Bailey meist austauschbar „serfdom“, „servility“ oder „villeinage“ nennt, war bedeutungslos geworden, und zwar ohne jedwedes förmliche ‚Abschaffungsgesetz‘. „Between c. 1350 and c. 1500 (serfdom) simply withered away.“ (5)

Über die Ursachen und Wirkungen dieses für das englische Selbstverständnis wichtigen Großereignisses wird seit Anbeginn gestritten. Die letzte Synthese dazu liegt aber über vierzig Jahre zurück (R. Hilton, 1968). Seitdem ist auch die Hypothese, das Verschwinden des „serfdom“ habe maßgeblich zur Agrarkrise und zur Entstehung des

„capitalist farming“ beigetragen (oder nicht), anhaltend diskutiert worden (vgl. Justus Nipperdeys Rezension zu „Dimmock, The Origin of Capitalism in England“, in: Zeitschrift für Historische Forschung 43 [2016], 365–367). Dieses alte Eisen, ideologisch brenzlich geblieben, schmiedet Bailey, jeder Argumentation mit aus ihren Überlieferungstexten gerissenen Kronzitataten abhold, nun methodisch makellos um. Sein Beweisgang kann in Ausdruck und Aufbau klarer kaum sein.

Im ersten Teil werden die Relevanz des Niedergangs und die dazu vorliegenden Forschungsergebnisse – „historical significance, chronology of decline (villein tenures / servile incidents), causes“ – entfaltet. Der Leser weiß am Ende genau, was die bisherige Forschung weiß und was nicht und wie, orientiert an diesem Wissensstand, ein innovativer Forschungsplan entsteht (3–83).

Der zweite Teil (87–282) besteht aus einem vielschrittigen Beweisgang nach stets demselben Muster. Bailey hat sämtliche „court rolls“ und „manorial accounts“ sowohl von 15 großen „manors“ reicher kirchlicher und aristokratischer Herren (Abteien, Dukes) (Kap. 6–11) als auch von 23 kleinen „gentry manors“ (Kap. 12) in den South Midlands und in East Anglia – beide regional repräsentativ für das, was man bisher über „villeinage“ weiß – anhand eines systematischen Fragerasters zu allen Niedergangsindizien detailliert ausgewertet und datiert und so erstmals ein präzises Verlaufsbild der lokalen „declines“ erstellt (dargestellt in über 60 Tabellen und Graphiken). Jeder Kasus hat, so sein Ergebnis, sein eigenes ‚Gesicht‘.

Im dritten Teil (285–337) werden diese partikularen Ergebnisse zusammengefügt und mit dem Forschungsstand konfrontiert. Das Ergebnis, grob zusammengefasst: Der Niedergang, von der Forschung bisher in die Jahrzehnte von 1370 bis 1410 datiert, fand um etwa zwei bis drei Jahrzehnte früher statt, von 1350 bis 1380. Diese Umdatierung zwingt nun zu einer radikal anderen Begründung. Die herkömmliche lief darauf hinaus, dass nach der Dezimierung der „manor“-Leute durch die erste Pestwelle die Landherren die verbliebenen durch die Erhöhung des Rentenniveaus und die Verschärfung der Bodenbindung unter Dauerdruck gesetzt hätten („second serfdom“, „seigniorial reaction“), der sich, nach vielerlei lokalem Widerstand, im großen Aufstand von 1381 entladen habe. Und erst diese Erfahrung habe die Landherren langfristig zum Nachgeben genötigt, das heißt zu „freedom“ geführt, also zur Tilgung erniedrigender Bezeichnungen, zur Lockerung der Bodenbindung, zur Zulassung, Aushandlung und schriftlichen Sicherung von Formen und Fristen der Bodenleihe („contractual copy“- bzw. „leasehold“), zur freien Abwanderung sowie zur Reduktion bzw. Kommutation aller Dienste und vieler Abgaben in Münzrenten. Diesem vom bäuerlichen Widerstand her begründeten Gesamtbild setzt Bailey nun die These entgegen, dass die Herren ihren abrupten Untertanenschwund direkt nach dem Durchzug der Pest durch die oben genannten Erleichterungsmaßnahmen kompensierten. Nicht in der Stärke (und dem Würdeverlangen) der Bauern, sondern in der Schwäche (bzw. dem Realitätssinn) der Herren gründe der dramatische Niedergang der „villeinage“ in den Jahrzehnten nach der ersten Pestpandemie. Hauptursächlich für den Niedergang war die demographische Katastrophe. Was sich darüber hinaus an Einzelmaßnahmen vollzog, die später entweder verschärft oder abgeschafft wurden (1380–1500), geht auf das Konto lokaler und seignioraler Konstellationen, nachweislich ohne überlokalen Widerstand. Aus all diesen Schwundvorgängen resultierte eine Mobilisierung und Monetisierung der „tenure“-Nutzungsstrukturen („leaseholds“, „copyholds“), die langfristig auf eine neuartige Spaltung der Dörfler in Großbetriebe und ihnen dienstgängige Häusler hinauslief, die Befreiung von den „villeinage“-Lasten vergrößerte den Spielraum für marktorientiertes Wirtschaften. Auch wenn es den Bauern des 16. Jahrhunderts deutlich besser ging als denen des 14.: Lässt sich diese Lage „freedom“ nennen, wie im

Untertitel unterstellt? Das Schlusskapitel (285–337) bleibt bestimmt vom Niedergangsgeschehen, vom Schwinden der „vilain tenures“ und der „servile incidents“, eine Befreiung von Lasten und sozialem Makel. Bailey diskutiert nicht ernsthaft, ob das, was an deren Stelle trat, Pachtformen, Geldrente und Marktorientierung, womöglich nicht allein eine Befreiung und Vergrößerung des Handlungsspielraums war, sondern – umgekehrt – eine neue Bindungsform der Bauern darstellte, die für die Zeit vor dem Übergang zum „capitalist farming“ die Einkommenschancen der Landherren bzw. Grundeigentümer stabilisierte, ja verbesserte. So gesehen wäre dann von einem Formwechsel der Abhängigkeit zu sprechen! Baileys Umdeutung fordert eine in England seit langem etablierte Forschungsrichtung heraus, die sich als kritische Geschichte von unten und von sozialen Basiskonflikten versteht. Entsprechend heftig wird das Echo sein, das auch anderswo Diskussionen auslösen wird – allerdings wohl nur in England, denn Bailey gestattet sich keine Ausweitung seines Blicks über den Kanal. Das ist jammerschade. Denn dort sind seit zwei Jahrzehnten, teilweise international organisiert, zeugniskritische, semantische, regionale und konjunkturelle Forschungen zur feudalen *servitus* in Gang gekommen, die dringend detailreicher Ergänzungen und Vergleiche harren. Wer sich für derlei verantwortlich fühlt, muss zu Baileys Buch greifen, auch wenn ihn oder sie seine Freiheitsthese nicht überzeugt.

Ludolf Kuchenbuch, Berlin

Crombie, Laura, Archery and Crossbow Guilds in Medieval Flanders. 1300–1500, Woodbridge / Rochester 2016, Boydell Press, IX u. 259 S. / Abb., £ 60,00.

„Das Schießen der Bürger ist ihr ureigenes Turnier“ – dieses Diktum Peter Johaneks von 1993 mit all seinen sozial- und kulturhistorischen Implikationen ist in der Stadtgeschichtsforschung bis zuletzt auf keinen fruchtbaren Boden gefallen. Lange nach der klassischen Studie von Theo Reintges zum Ursprung und Wesen der spätmittelalterlichen Schützengilden (1963) haben sich nun zwei Dissertationen mit Blick auf zwei zentrale europäische Stadtlandschaften diesem stadthistorischen Desiderat gewidmet. Neben Jean-Dominique Delle Luches Pariser Doktorarbeit von 2015 zum oberdeutschen Schützenwesen ist hierbei vor allem das zu besprechende Werk von Laura Crombie zu nennen, das im Wesentlichen auf einer 2010 eingereichten Dissertation an der University of Glasgow fußt und vor allem nach der Bedeutung von Bogen- und Armbrustschützengesellschaften für städtische Vergemeinschaftung und stadtbürgerliche Wertvorstellungen fragt. Der gewählte Untersuchungsraum ist die spätmittelalterliche Grafschaft Flandern, die „most urbanised and best-documented region of the Low Countries“ (2). Entsprechend kann Crombie nicht nur auf einem reichen Forschungsstand zur Ritual- und Festkultur flandrischer Städte – zu nennen sind hier etwa die Arbeiten von Peter Arnade, Marc Boone, Élodie Lecuppre-Desjardin und Anne-Laure van Bruaene – aufbauen, sondern auch auf einer breiten, teils archivalisch erschlossenen Überlieferung – Stadtrechnungen, Privilegien, Eigenüberlieferung der Schützengesellschaften, Stadtchronistik und andere narrative Zeugnisse. Jenseits größerer urbaner Zentren wie etwa Brügge, Gent, Ypern, Lille oder Douai ist damit auch der Zugriff auf das Schützenwesen kleinerer Städte – Oudenaarde, Sluis, Denendermonde, Courtrai – möglich.

Nach einleitenden Bemerkungen zum Begriff der „shooting guilds“ (4) – im Deutschen wohl am ehesten mit „Schützengesellschaften“ zu übersetzen – und zur politischen Verfasstheit des Untersuchungsraums beschäftigt sich das erste Kapitel mit den historischen Ursprüngen und der militärischen Funktion der flandrischen Schützengesellschaften. Anstelle zeitgenössischer Gründungsmythen im Sinne einer „invention

of tradition“ plädiert Crombie überzeugend für eine späte Emergenz gemeinschaftlich organisierter und stadtobrigkeitlich geförderter Schützengesellschaften in den 1320er und 1330er Jahren, nicht zufällig in einer Phase ohnehin intensivierter städtischer Identitätsstiftung. Nach Crombie ist bei der Gründung von Schützengesellschaften nicht von rein militärischen Zweckbindungen auszugehen, auch wenn sie im 14. und 15. Jahrhundert häufig im Dienste der städtischen Sicherheit standen und im Heeresaufgebot des Grafen von Flandern zum Einsatz kamen. Kapitel 2 bietet Einblicke in die Organisationsformen, Ämter- und Altershierarchien wie auch Aufnahmevoraussetzungen der Schützengesellschaften. Die prosopographische Erfassung von 902 Armbrustschützen und 755 Bogenschützen aus Brügge im Zeitraum von 1437 bis 1480 bzw. von 1454 bis 1481 zeigt eine erhebliche soziale Streuung der Mitglieder, die keineswegs einen exklusiven Zirkel, sondern den Querschnitt der städtischen Gesellschaft abbilden: Adelige, Neubürger (*poorters*), politische Akteure, Angehörige der Kaufmannselite und handwerkliche Milieus. In Kapitel 3 geht es um Geselligkeits- und Frömmigkeitspraktiken: Während das für die Gruppendynamik zentrale Papageienschießen (*papegay*), zu dem sich alljährlich alle Schützengesellen versammelten, nur spärlich Erwähnung findet, geht Crombie ausführlich auf Festmähler und insbesondere auf die religiöse Dimension des Gemeinschaftslebens ein, nicht zuletzt am Beispiel der Genter Schützengesellschaften. Kapitel 4 nimmt die Beziehungsnetze der Schützengesellen zu politischen Herrschaftsträgern in den Blick, allen voran zu den städtischen Obrigkeiten, die „zur Ehre der Stadt“ die heimischen Schützen großzügig mit Geld, Wein, Kleidung und Land ausstatteten. Über Privilegierungen und Wettkampfteilnahmen waren auch Adelige und Landesherren in die soziale Formation der Schützengesellschaften eingebunden. In Kapitel 5 geht Crombie den Schützenwettkämpfen bzw. Preisschießen nach, die in Flandern wie auch in anderen Teilen Europas von zahlreichen Städten mit landesherrlicher Zustimmung und teils überregionaler Ausstrahlung ausgetragen wurden. Aus der Untersuchung von Einladungsschreiben und Eintrittszeremonien geht hervor, dass die agonale Disposition der Schützenfeste stets von einer Semantik des Gemeinschaftssinns, der Eintracht und Freundschaft begleitet war. Kapitel 6 schließlich nimmt die Preisschießen als regionale Integrationsfaktoren in den Blick, die ungeachtet einer ohnehin überschaubaren Anzahl von Konfliktfällen als „tools of social peace“ (190) wirkten und letztlich der Einheit und dem Gemeinwohl ganz Flanderns dienten. Ein straff gehaltenes Fazit sowie ein Register beschließen den Band.

In der Abwägung kann Crombies Arbeit durchaus damit punkten, dass sie den ausgetretenen lokalgeschichtlichen Pfad bei der Erforschung des spätmittelalterlichen Schützenwesens zugunsten einer regionalen Systematisierung verlässt. Allerdings hat die Perspektive auf eine ganze Stadtlandschaft auch ihre Tücken. So sehr Crombies Fluchtpunkt einer einheitsstiftenden Wirkung der Schützengesellschaften auf den ersten Blick – auch wenn die dafür herangezogene Hauptquelle dem späteren 16. Jahrhundert zuzuordnen ist – überzeugen mag: Die Mikropolitik des städtischen Schützenwesens im Alltags- wie Festtagsmodus sowie das Interessengeflecht der unterschiedlichen sozialen Gruppen und Milieus bleibt reichlich blass. Auch überregionalen Einflussfaktoren wie dem Hansennetzwerk, das über eine ausgeprägte Schützentradition verfügte und im Flandernhandel sehr aktiv war, wird zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Wenig systematisch geht die Autorin dem Vergleich mit anderen europäischen Regionen wie dem Rheinland oder den oberdeutschen Städten nach, deren Schützenwettkämpfe vorschnell und unzulässig als „carnavalesque“ (161) abgetan werden. Überhaupt führt der an sich begrüßenswerte Detailreichtum dazu, dass übergreifende Fragestellungen und Forschungshorizonte etwas aus dem Blickfeld geraten: Wie fügt sich das Selbstverständnis der Schützengesellen, eine „recreational

assembly“ (130) zu sein, in die Geschichte der ‚Freizeit‘ und ihrer stadtobrigkeitlichen Vereinnahmung ein? In welchem Verhältnis steht die männliche Geselligkeitspraxis des Schießens zu bürgerlichen Waffenfähigkeits- und Männlichkeitsidealen, wie sie zuletzt von B. Ann Tlusty anhand oberdeutscher Beispiele herausgearbeitet wurden? Das stärkste Monitum betrifft allerdings die thematische Binnenbalance des Bandes: Crombie unternimmt zwar langwierige und im Ergebnis wohlbekannte Bohrungen in die Terra cognitissima mittelalterlicher laikaler Korporationen, unterschlägt dabei aber weitgehend das Spezifikum ihres Forschungsgegenstands: das Schießen als Körpertechnik und Sportkultur. Dessen performative Praxis und waffentechnische Voraussetzungen bleiben dabei ebenso außen vor wie die Prozeduren der Wettkampfororganisation und die Rolle der Zuschauer als Zeugen und Multiplikatoren der Preisschießen. Für eine Kulturgeschichte des Agonalen, wie sie dem von Crombie zuweilen bemühten Johan Huizinga einst vorschwebte, bietet die vorliegende Studie nur ganz vereinzelte Anhaltspunkte.

Christian Jaser, Berlin

Ewert, Ulf Ch. / Stephan Selzer, Institutions of Hanseatic Trade. Studies on the Political Economy of a Medieval Network Organisation, Frankfurt a. M. [u. a.] 2016, Lang, 195 S. / Abb., € 55,95.

Endlich, mag man sagen, endlich ist ein Wagon an einen fahrenden Zug angekoppelt worden, den die deutsche Wissenschaft bereits in den 1870er Jahren auf einem Abstellgleis geparkt hatte und der seitdem dort zwar gewartet wurde, auf Bewegung aber vergeblich hoffte. So oder so ähnlich ist das Fazit für den von Ulf C. Ewert und Stephan Selzer erstellten Band zur Institutionenlehre des hansischen Handels zu ziehen. Dabei ist dieser Band in zweierlei Hinsicht bemerkenswert. Zum ersten ist allein die Tatsache, dass ein in Deutschland produzierter Band zur Hansegeschichte auf Englisch geschrieben wurde, beachtenswert. Normalerweise begnügt sich die deutsche Hanseforschung mit deutschen Beiträgen, was aufgrund von Sprachdefiziten dazu geführt hat, dass das Bild, das die anglosächsische und frankophone Forschung von der Hanse hat, dem von 1964 entspricht, als die letzte ins Englische übersetzte Gesamtmonographie von Dollinger erschien. Neuere Forschungen wurden bislang kaum zur Kenntnis genommen. Durch Ewerts und Selzers Band ist die internationale Forschung also allein aus sprachlichen Gründen ein gutes Stück weitergekommen.

Aber Sprache allein sagt noch nichts über den Inhalt und die Qualität aus. Und hier liegt, zum zweiten, das eigentlich Neue an diesem Band. Die „Erfinder“ der Hansegeschichte im 19. Jahrhundert, vor allem Karl Koppmann und Dietrich Schäfer, konzipierten durch ihre Beiträge und Editionen die Hanse als politischen Staat im Staate. Durch die Hansehistoriker sollte „der strengen Forschung [ein] Gegenstand unverkürzt zurück[erstattet werden], dessen sich die Vertreter der sog. Kulturgeschichte zur geringen Ehre der Wissenschaft bemächtigt haben“, so Konstantin Höhlbaum 1876. Diese Haltung bedeutete nicht nur die Abkehr von der sozialgeschichtlichen Forschung, sondern vor allem und in erhöhtem Maße die Abkehr und Loslösung von der deutschen und später internationalen (national-)ökonomischen Forschung. Seit den 1870er Jahren dümpelte die Hanseforschung nahezu unberührt von den Forschungsmethoden der Ökonomen als Sondergebiet der deutschen Mediävistik vor sich hin. Dieser Missstand wird nun von Ewert und Selzer bereinigt. Zwar sind die Begriffe der Institutionen, die Institutionentheorie, der Game- und Netzwerktheorie schon seit längerem durch die Arbeiten der Verfasser, aber auch durch Stuart Jenks', Mike Burkhardts oder Carsten Jahnkes Studien im Zusammenhang mit der Hanse genannt worden, aber eine übergreifende, auf ökonomischen Modellen ba-

sierende Gesamtanalyse der Hanse nach modernen Maßstäben fehlte bisher. Dieses Manko wird nun beseitigt. Ewert und Selzer exerzieren die verschiedenen Modelle anhand der Hanse durch. Das hansische Netzwerk wird nicht allein als Netzwerk benannt, sondern mit modernen Ideen in seiner ökonomischen Funktion erläutert, die Fragen des Vertrauens und der Agentbeziehungen werden nicht nur angeschnitten, sondern durch Anwendung der Game-Theorie wirtschaftlich begründet. Hierdurch gewinnt die Forschung nicht nur an neuem (altem) Vokabular, sondern vieles, was bisher meist nur phänomenologisch beschrieben wurde, wird jetzt theoretisch erklärt und eingebettet.

Bei aller Freude und aller Begeisterung über diesen Fortschritt sind aber auch Bedenken und Kritik anzumelden. In ihrem Bemühen um Abstraktion und Klarheit sind Ewert und Selzer natürlich gezwungen zu verkürzen und zu vereinfachen, wodurch, gewollt oder ungewollt, alte Ideologeme neue Bedeutung gewinnen. So behandeln sie beispielsweise Hanse, Hansetage und Kontore vielfach als eines, eine Koppelung, die bedenklich ist. Auch wird bei der systemischen Analyse zum Teil eine travezentrierte Zentralperspektive eingenommen, die zwar nicht die Idee des 19. Jahrhunderts verkörpert, aber immer noch Anklänge daran beinhaltet und zum Beispiel die Rolle kleiner und kleinster Städte sowie der nicht wendisch-preußisch-westfälischen Städtegruppen in der Hanse nicht besonders explizit macht. Hier wie in anderen Punkten wird der vorliegende Band sicherlich zu weiteren Diskussionen anregen, aber – das muss der Ehrlichkeit halber gesagt sein – diese Fragen sind auch sehr speziell.

So bleibt als Fazit festzuhalten, dass auch der Salonwagen der Hansegeschichte plötzlich wieder in den Fahrbetrieb aufgenommen wurde. Ulf Ch. Ewert und Stephan Selzer haben es geschafft, der internationalen Forschung die Bedeutung der Hanse aus ökonomischer Sicht mit modernen Theorien zu verdeutlichen und der heimischen Hanseforschung Instrumente an die Hand zu geben, deren Nichtbeachtung in Zukunft nicht mehr möglich sein wird. Endlich!

Carsten Jahnke, Kopenhagen

Hamburger, Jeffrey / Eva Schlotheuber / Susan Marti / Margot E. Fassler (Hrsg.), Liturgical Life and Latin Learning at Paradise bei Soest, 1300–1425. Inscription and Illumination in the Choir Books of a North German Dominican Convent, 2 Bde., Münster 2017, Aschendorff, XIII u. 781 S. / Abb. (Bd. 1); IX u. 634 S. / Abb. (Bd. 2), € 178,00.

In Zeiten intensiver Debatten über Stand, Bedeutung und Zukunft der mediävistischen Grundlagenforschung setzt die zweibändige Studie zum Dominikanerinnenkonvent Paradise bei Soest Maßstäbe. Im Mittelpunkt dieser sowohl quantitativ als auch qualitativ herausragenden Detailstudie stehen liturgische Handschriften, die zwischen dem 13. und dem 15. Jahrhundert von den Dominikanerinnen aus Soest angefertigt wurden oder in ihrem Auftrag entstanden.

Band 1 umfasst insgesamt sechs Abschnitte zur Herstellung und Ausgestaltung der Handschriften durch die Soester Schwestern sowie zu ihrer Bedeutung für die dominikanische Liturgie im Allgemeinen und die Frömmigkeitspraxis norddeutscher Frauengemeinschaften im Besonderen. Es verdankt sich der Interdisziplinarität des verantwortlichen Forscherteams, dass dabei historische mit kunst-, liturgie- und musikhistorischen Perspektiven kombiniert werden.

Den Auftakt bildet eine eingehende Untersuchung zur Gründung der Soester Dominikanerinnengemeinschaft, zu ihrer Klosteranlage und zur Ausbildung, Belesenheit und Frömmigkeit der dortigen Schwestern (Abschnitt I). Das hierbei gezeichnete Bild

einer umfassend gebildeten Schwesternkommunität, die sich nicht nur für die Inhalte liturgischer Handlungen interessierte, sondern in diese auch textkundig einzugreifen wusste, wird durch eine Untersuchung des Bibliothekskatalogs aus dem Dominikanerinnenkonvent von Lemgo gewinnbringend erweitert. Im zweiten Teil werden die von den Soester Schwestern hergestellten Handschriften kodikologisch beschrieben und inhaltlich ausgewertet (II). Neben Handschriften, die innerhalb des Konvents Verwendung fanden, werden auch Codices berücksichtigt, die explizit für „auswärtige Zwecke“, also für andere Gemeinschaften angefertigt wurden. Bereits diese beiden Abschnitte vermitteln einen bemerkenswerten Einblick in Sprachkenntnisse und theologischen Wissensbestände spätmittelalterlicher Frauengemeinschaften: Ganz offensichtlich war die Erziehung der Schwestern nicht auf das einfache Nachvollziehen liturgischer Handlungen und das Abschreiben entsprechender Handschriften beschränkt; vielmehr künden die in den Codices erhaltenen Kommentare durch Wort und Bild von einer Verinnerlichung und Weiterentwicklung der kopierten Inhalte.

Das sich hier bereits andeutende Innovationspotential des Soester Konvents wird in den folgenden Abschnitten, in deren Mittelpunkt das reich illuminierte Graduale D11 steht, noch weiter untermauert. Die Untersuchung der Ausgestaltung des Graduale (IV), der sich darin manifestierenden hagiographischen Schwerpunkte (V) und Inskriptionen (VI) ebenso wie die Studie der erhaltenen Sequenzen (III) zeigen die Soester Schwestern als eine hochgebildete und um die Wirkmächtigkeit von Illuminationen wissende Gemeinschaft. So lassen sich etwa die Neukomposition ganzer Sequenzen und ihre Verschriftlichung gleichsam als ein zeitgenössischer Kommentar zur Liturgie auf gleich drei interpretativen Ebenen (Musik, Text und Bild) verstehen. Gleichzeitig zeigen die zahlreichen Vermerke in den verschiedenen Handschriften, dass die erlernte Schriftkultur der Schwestern untrennbar mit einer lebendigen Lesepraxis verbunden war. Dominikanische Erziehung, theologische Ausbildung, gelebte Frömmigkeit – am Beispiel der Soester Handschriften wird ganz konkret sichtbar, wie eng diese Bereiche miteinander verwoben waren. Die liturgische Rahmung eines jeden Tages wurde dabei von den Schwestern nicht nur in besonderem Maße reflektiert, sondern auch fundiert interpretiert und sogar aktiv umgestaltet. Vor dem Hintergrund dieser außergewöhnlichen Beispiele für die klösterliche Lebenspraxis werden auch die Bedeutung und Ausgestaltung von Gemeinschaftsvorstellungen neu durchdacht werden können.

Die sorgfältigen Studien des ersten Teilbandes gründen zu einem großen Teil auf dem viel zu bescheiden als „Anhänge“ deklarierten Bestand des zweiten Teilbandes: Tatsächlich finden sich hier eine Edition der Soester Gründungslegende („De institutione Paradisi et humili ingressu sororum“, mit Übersetzung ins Englische), eine Edition des bereits erwähnten Bibliothekskatalogs aus Lemgo (inklusive aktueller Editionen und Arbeiten zu den aufgelisteten Werken), eine Beschreibung der Soester liturgischen Handschriften, Tabellen der überlieferten Sequenzen (samt einem Vergleich mit anderen zeitgenössischen Überlieferungsträgern aus dominikanischem Kontext), ausgewählte Sequenzen mit Noten- und Texttranskriptionen, Transkriptionen der Johannes-Offizien sowie von Initialen und Inskriptionen, ein Verzeichnis der Quellen dieser Inskriptionen, ganzseitige Farbabbildungen der untersuchten Handschriften auf knapp 350 Seiten, eine ausführliche Bibliographie und ein detailliertes Register.

Es ist kaum möglich, den thematischen Reichtum dieser Publikation und ihre Impulse für künftige Arbeiten angemessen zu würdigen. Die ungewöhnlich opulente und hochwertige Buchproduktion eröffnet ein beeindruckendes Panorama des Lebensalltags spätmittelalterlicher dominikanischer Frauengemeinschaften und vermittelt ungekannte Einblicke in Umfang und Praktiken der Ausbildung, Bestand und Nutzung der Bibliotheken, Modi der Buchproduktion sowie Inhalte und Strukturen domini-

kanischer Liturgie. Die exzellente Bildqualität lenkt das Augenmerk des Betrachters auf stets neue Aspekte und ergänzt so sicherlich fruchtbar die von der ULB Düsseldorf bereits besorgte Onlinepräsentation der untersuchten Handschriften. Zu guter Letzt aber verdeutlicht das Werk mit seiner modernen und qualitätvollen Präsentation den Mehrwert einer gründlichen Untersuchung, historischen Kontextualisierung und kritischen Auswertung mittelalterlicher Handschriften.

Julia Burkhardt, Heidelberg

Taguchi, Masaki, Königliche Gerichtsbarkeit und regionale Konfliktbeilegung im deutschen Spätmittelalter. Die Regierungszeit Ludwigs des Bayern (1314–1347) (Freiburger Rechtsgeschichtliche Abhandlungen. Abteilung B: Abhandlungen zur Deutschen Rechtsgeschichte. Neue Folge, 77), Berlin 2017, Duncker & Humblot, 439 S., € 89,90.

Im Jahr 2014 hat die deutsche Mittelalterforschung das 700-jährige Krönungsjubiläum Kaiser Ludwigs des Bayern mit einer Ausstellung und zahlreichen Veröffentlichungen gebührend begangen. Doch wer Interesse am Umgang des Wittelsbachers mit den Konflikten in seinem Reich hatte, sollte in den Publikationen zum Gedenktag nicht recht fündig werden. Diese Lücke schließt nun – zumindest für drei ausgewählte Landschaften des römisch-deutschen Reiches – die in den „Freiburger Rechtsgeschichtlichen Abhandlungen“ erschienene Monographie Masaki Taguchis. Die Arbeit fragt nach den Beziehungen zwischen König respektive Königshof einerseits und Region andererseits, die aus den politischen Verhältnissen herausdestilliert werden sollen. Diesen Ansatz versinnbildlichen die modernen und deshalb vielleicht auch angreifbaren Begriffe „Vormacht“, „Hegemonie“, „unmittelbare Herrschaft“ und „Autonomie“, mit denen Taguchi allenthalben operiert.

Der Verfasser gliedert seine Studie in drei verschieden umfangreiche Kapitel, die den Regionen Mittelrhein (24–215), Elsass/Oberrhein (216–295) und schließlich Westfalen (296–351) entsprechen. Der Textteil zum Mittelrhein ist wohl auch deshalb länger, weil in einem eigenen Abschnitt die „Wege und Techniken der Konfliktbeilegung in der Region“, also Fehde, Vermittlung, Schiedsgericht, die geistliche Gerichtsbarkeit und das Lehnengericht allgemein vorgestellt werden (27–59). Dass gerade die königlichen Verfahren wie zum Beispiel die am Hofgericht in der Arbeit nicht eigens eingeführt werden und diese dann später nur im Kleinklein der Konflikte zur Sprache kommen, verwundert mit Blick auf den Titel des Bandes etwas. Ansonsten folgen die Kapitel zu den drei Regionen einem ähnlichen Aufbau: Zuerst werden jeweils die politischen Strukturen in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts nachgezeichnet, danach anhand von Beispielen die Konfliktbeilegung illustriert, bevor schlussendlich Fälle präsentiert werden, an denen der König in irgendeiner Form beteiligt war.

Als empirische Grundlage hat sich der von Bernhard Diestelkamp herausgegebene fünfte Band der „Urkundenregesten zur Tätigkeit des deutschen Königs- und Hofgerichts bis 1451“ aus dem Jahre 1987 angeboten, den Taguchi regelmäßig verwendet. Sowieso – und dabei handelt es sich um einen erwartbaren, jedoch betontenwertigen Befund – überwiegt in der Summe die Nutzung regionaler Konfliktlösungsverfahren ohne den König jene der königlichen Gerichtsbarkeit bei Weitem (355). Besonders deutlich wird das im zweiten und dritten Kapitel zu den Regionen Elsass/Oberrhein und Westfalen, in denen der königliche Hof zur Zeit Ludwigs des Bayern selten bzw. niemals Halt gemacht hat, sodass das Reichsoberhaupt mit seinen Verfahren den Ereignissen dort schlichtweg zu fern gewesen sei. Für den mittelrheinischen Raum wertet

Taguchi zuvorderst die ersten beiden Bände der erzbischöflich-mainzischen Regesten aus, wobei der Leser ab und an Geduld auf der Suche nach dem König beweisen muss und Taguchi sich in der Darstellung einer immensen Menge von Einzelkonflikten ohne königliche Beteiligung etwas verliert. Insofern Ludwig der Bayer dann berührt ist, liegt der Schwerpunkt generell auf der Zeit nach 1330 (22 f.), in der das Urkundenmaterial dichter wird, wie eine statistische Auswertung des fünften Bandes der Diestelkamp'schen Regesten auch leicht hätte zeigen können.

Unabhängig von der Frage, ob der König an der Regelung einer Streitsache mitwirkte oder nicht, kann Taguchi belegen, dass die Schiedsgerichtsbarkeit oder an die schiedsrichterliche Streitlösung angenäherte Verfahren in den drei Regionen erstaunlich häufig begegnen. Das Konzept von „institutionellen Schiedsgerichten“ (37, 48, 59) darf in Frage gestellt werden, ist aber der älteren Literatur durchaus zu eigen und adäquat wiedergegeben. Ein Grund zumindest, weshalb die Schiedsgerichtsbarkeit derart häufig nachzuweisen ist, dürfte sein, dass sie vergleichsweise stark die Entscheidungen der Streitparteien berücksichtigte, anders etwa als autoritative Urteile, die sich in der Zeit Ludwigs weit seltener finden lassen. Dass die Entscheidung der Streitenden für eine schiedsgerichtliche Lösung einem „Sprung ins Ungewisse“ (353) gleichgekommen sei, erscheint demgegenüber widersprüchlich. Welch großes Gewicht die Handlungsentscheidungen der Streitenden zunächst bei der Auswahl und dann auch während der Konfliktlösungsverfahren besaßen, wird anhand der Beispiele immer wieder deutlich und von Taguchi mal mehr, mal weniger auch betont (57, 213, 215, 282, 350). Mitunter aber schimmert das in einem Spannungsverhältnis dazu stehende Bild vom allwissenden Monarchen durch, dessen persönliche Haltung sich in seinen Urkunden und Mandaten ausgedrückt habe (152, 157, 214), wenn dieser nur die Gelegenheit hatte, in den einzelnen Regionen präsent zu sein.

Überhaupt neigt die Monographie eher lieb gewonnenen und traditionellen Sichtweisen zu, womöglich weil überwiegend Literatur verwendet worden ist, die vor 2011 erschienen ist. Etwa eine Handvoll Darstellungen stammt noch aus dem Jahr 2012, eine immerhin von 2013. So hätte etwa das Konzept von Gerichts- und Rechtslandschaften, das Anja Amend-Traut gemeinsam mit anderen Rechtshistorikern in den Jahren 2007 und 2008 entwickelt hat, als theoretischer Ansatz gerade wegen des regionalen Blickwinkels eine Erwähnung verdient gehabt. Auch zur Fehde bringt Taguchi nur das Allerwesentlichste und Bekannteste (28–30). Die Formulierung, dass „auch in Westfalen häufig Fehden und Kriege geführt“ worden seien (324), dürfte das Phänomen eher unterkomplex beleuchten. Ein anderes Beispiel ist die Trennung von Landfriedens- und Städtebünden, die Taguchi nach bekannter Manier zementiert (64 f.), wohingegen die jüngere Forschung diese eher aufzulösen versucht.

Dennoch finden einige strukturelle Verbindungen des Königtums in die einzelnen Regionen wie die Landfriedenseinungen (154) und die königlichen Landvögte (285, 295) zu Recht Erwähnung und ergänzen den bei Taguchi sonst dominanten Erklärungsansatz der Nähe-Ferne-Relation zwischen Throninhaber und Konfliktgeschehen. Herausgestellt wird auch die Flexibilität einzelner Verfahren, beispielsweise das Auftreten des königlichen Hofrichters als Schiedsrichter (169 f., 356). Generell überzeugen die Ausführungen immer dann, wenn der Verfasser die Konflikte im Detail und nicht nur episodisch in engem Takt beschreibt, obwohl dabei vielfach die königliche Gerichtsbarkeit und das politische Handeln Ludwigs arg in den Hintergrund treten. Die Neigung zu einem einfachen Satzbau mit vielen klar formulierten Hauptsätzen macht die Arbeit gut lesbar. Große Mühe hat sich Taguchi außerdem mit einem ausführlichen Personen- und Ortsregister sowie mit einem handlichen Sachregister gemacht, allesamt begrüßenswerte Abkürzungen für den Leser auf dem Weg zu den

vorgestellten Streitfällen. Die im Schlusssatz der Monographie anklingende Ansicht des Autors, mit seinem Werk ein „Bild der Gerichtsbarkeit eines Herrschers im deutschen Spätmittelalter“ (357) entworfen zu haben, mag am ehesten für den Mittelrhein gelten. Es muss aber berücksichtigt werden, dass die politischen Gewichte sich schon unter Karl IV. im Reich ganz anders darstellten und folglich manche Erkenntnis nicht vorschnell auf das gesamte Spätmittelalter übertragen werden sollte.

Hendrik Baumbach, Marburg

Keane, Marguerite, Material Culture and Queenship in 14th-Century France. The Testament of Blanche of Navarre (1331–1398) (Art and Material Culture in Medieval and Renaissance Europe, 5), Leiden / Boston 2016, Brill, X u. 261 S. / Abb., € 110,00.

Die von Marguerite Keane vorgelegte Publikation beschäftigt sich mit der verwitweten französischen Königin Blanche de Navarre (1331–1398). Die Studie sieht sich als atypische Untersuchung ihrer Kunstförderung, da sie sich in erster Linie auf testamentarische Bestimmungen von 1396 und 1398 stützt (1). Weiteres Ausgangsmaterial sind unter anderem die von Blanche in Auftrag gegebenen Grabmale für sich und ihre Tochter Jeanne in Saint-Denis, für ihre Eltern in der Jakobiner-Kirche in Paris sowie noch existierende Kunstwerke und Haushaltsrechnungen. Das Testament enthält keine Auskünfte zu beteiligten Künstlern, Kosten oder Verträgen. Hier finden sich vielmehr autobiographische Informationen und Hinweise auf die Beziehungen zum regierenden französischen König Karl VI., seiner Gemahlin, dem Hof, zu Familienangehörigen aus dem Königshaus von Navarra, zu adeligen Zeitgenossen, dem Beichtvater, religiösen Institutionen und dem Haushaltspersonal.

Methodisch bezieht sich die Verfasserin auf das von Theresa Earenfight für mittelalterliche Königinnen entwickelte Modell der Machtausübung als diskursive Praxis (8). Sie unterstreicht die Notwendigkeit eines interdisziplinären Vorgehens und der Aufhebung der traditionellen kunsthistorischen Unterscheidung zwischen ‚hoher‘ Kunst und Kunsthandwerk. Dazu geht sie auf das ‚Leben‘ der Objekte ein. Aus den Beschreibungen im Testament möchte sie Rückschlüsse darauf ziehen, wie die Erblasserin Gegenstände beurteilte, woraus sich ihre Wertschätzung ergab und welche Rolle sie für ihre Sammelaktivität spielten. Marguerite Keane strebt eine Kombination aus Kunstgeschichte, Geschichte, Sachkulturforschung und Literaturwissenschaft an (Analyse des Testaments als autobiographischer Text). Dabei steht das Ziel im Vordergrund, über den Dialog der Objekte, Blanches „personal visual culture“ zu erschließen (die optische Darstellung ihrer ästhetischen Vorlieben, der Ausübung von Macht und Autorität und, unter dem Aspekt von „gender“, ihrer Eigenschaft als weibliche Mäzenin, 15).

Das erste Kapitel beschäftigt sich mit Blanches Biographie und Mäzenatentum. Blanche wurde 1331 als Tochter des Königspaares von Navarra geboren. Ihre Mutter war eine Tochter des französischen Königs Ludwig X., die man in Frankreich bei der Thronfolge sowohl 1317 als auch 1328 übergangen hatte. Diese Vorgänge gaben später, vor allem ab dem 15. Jahrhundert, Anlass zu juristischen Konstruktionen, die als salisches Gesetz (*loi salique*) bezeichnet wurden. Sie schrieben den generellen Ausschluss von Frauen von der französischen Thronfolge fest. Die heutige Forschung spricht in diesem Zusammenhang von Legendenbildung. In Navarra war die weibliche Thronfolge möglich. Blanches Bruder, König Karl II. von Navarra (†1387), der Anspruch auf den französischen Thron erhob, war deswegen immer wieder in Auseinandersetzungen mit dem jeweiligen französischen König verwickelt, die zeitweise mit Waffengewalt ausgetragen wurden. Blanche trat dabei wiederholt als Vermittlerin auf. 1350 heiratete sie den französischen König Philipp VI., der jedoch schon

nach einigen Monaten starb. Ihre Tochter Jeanne wurde nach dem Tod des Vaters geboren. Sie starb tragischerweise 1371 in Béziers auf der Reise zu ihrer Hochzeit mit dem Sohn des Königs von Aragón. Ihr Körper wurde nach Paris zurückgebracht und in Saint-Denis beigesetzt, wo ihre Mutter eine Kapelle für sie und sich selbst ausstattete. Es gab jedoch (bis zur Zerstörung 1562) auch ein Grab oder einen Ort des Gedenkens (möglicherweise ein Organgrab) in der Kathedrale von Béziers. Blanche selbst starb 1398. Während ihrer kurzen Ehe war sie nicht zur Königin gekrönt worden, sodass kurzzeitig Zweifel entstanden, ob sie in der Abtei Saint-Denis begraben werden könne. Nach Ansicht der Autorin kam es damals auch zu einem Konflikt, da Blanche dem Karmeliterkloster in Paris einen Nagel vom Kreuz Christi vermacht hatte. Damit sei der Abtei unerwünschte Konkurrenz entstanden. Der Bericht des Religieux de Saint-Denis über Blancches Tod habe deshalb das Ziel verfolgt, ihren Status herabzusetzen.

Das zweite Kapitel des Buches untersucht das Testament als rechtliches Dokument und Ausdruck von Gefühlen. Die Autorin vertritt die These, Blanche habe sich vor allem in ihrer traditionell geprägten Rolle als Mutter und (Friedens-)Vermittlerin präsentieren wollen. Die folgenden Kapitel orientieren sich am Typ der hinterlassenen Objekte: Bücher (Kap. 3), Reliquiare, Altaraufsätze und Gemälde (Kap. 4), tragbare Reliquiare, Metallarbeiten und Gemmen (Kap. 5), Textilien wie Raumaushängungen, Kleidung, Bettwäsche (Kap. 6). Tendenziell wurden Gegenstände des unmittelbaren persönlichen Gebrauchs an nahe Familienangehörige vererbt, Haushaltsgegenstände und Kleidung an im Haushalt tätige Personen wie Hofdamen und Zofen. Besonders bemerkenswert sind die im Testament angegebenen Besitzketten zu Voreigentümern. Sie ermöglichen Rückschlüsse auf die emotionale Bedeutung von Gegenständen und den Wunsch, sie kommenden Generationen als Familienerbe zu erhalten. Eines der interessantesten Objekte war ein Brevier Ludwigs des Heiligen, das Anlass zu einem ausdrücklich erwähnten Wunder gegeben haben soll. Ludwig gehörte zu den Vorfahren Blancches und der französischen Könige. Seine Verehrung spielte eine wichtige Rolle für das dynastische Bewusstsein (206). Blanche erwähnt die königlichen Vorbesitzer. Sie vermachte das Brevier ihrem Neffen, König Karl III. von Navarra.

In die gleiche Richtung weisen die dem Hôtel-Dieu von Vernon hinterlassenen Gegenstände, eine Reliquie des heiligen Vorfahren und seine Lebensbeschreibung, die zum Gedenken an den Hospitalstifter regelmäßig vorgelesen werden sollte. Teilweise wurden Objekte unter Berücksichtigung ihrer ursprünglichen Herkunft verteilt. So erhielt der regierende französische König Karl VI. einen Siegelring aus dem Besitz des verstorbenen königlichen Gemahls Blancches und einen Reliquiengürtel, den dessen erste Frau für ihn hatte anfertigen lassen und von dem man sich Schutz in Schlachten versprach. Bei einigen Gegenständen wird die reiche Edelsteinverzierung hervorgehoben, bei anderen die persönliche Bedeutung thematisiert (z. B. bei den Büchern, mit denen Ludwig der Heilige oder Blancches Tochter lesen gelernt, oder bei den Ringen, die ihr Gemahl oder sie selbst täglich getragen hätten). Blanche stellt sich als verantwortungsvolle Patentante und Dienstherrin dar. Die Angaben zur Verwendung von liturgischem Gerät und Reliquiaren geben Auskunft über die Frömmigkeitspraxis.

Sehr gelungen und wichtig sind die Vergleiche mit anderen zeitgenössischen Testamenten und Kunstsammlungen, die durch reiches Bildmaterial ergänzt werden. Dabei hebt die Autorin wiederholt die Vorbildfunktion der Tante Blancches, Jeanne d'Évreux (†1371), hervor, die, wie sie selbst, ebenfalls eine verwitwete Königin war. Die Ausrichtung der Darstellungsreihenfolge an Objekttypen führt allerdings zu einer Reihe von Wiederholungen, was die Lesbarkeit erschwert. Bestimmte Gegenstände werden mehrfach diskutiert (innerhalb ihres Typs und im Hinblick auf ihren Empfänger / die gemeinsame Weitergabe

mit anderen Geschenken). Auch deshalb sind die systematisch geordneten, übersichtlichen tabellarischen Anhänge äußerst nützlich. Insgesamt gesehen leistet der Band einen sehr materialreichen, weiterführenden Beitrag zur Erforschung der Kunstförderung, Selbstdarstellung und Frömmigkeitspraxis mittelalterlicher Königinnen und Witwen, zu Bibliotheken und zur Emotionsforschung. Er gibt einen fundierten Überblick über die diesbezügliche englisch- und französischsprachige Forschung sowie über einige Arbeiten zu Navarra. Besonders erfreulich ist, dass im Text nicht nur eine englische Übersetzung geboten wird, sondern auch die mittelfranzösischen Originalzitate wiedergegeben werden.

Gisela Naegle, Gießen / Paris

Möhlig, Andreas, Kirchenraum und Liturgie. Der spätmittelalterliche Liber ordinarius des Aachener Marienstifts (Bonner Beiträge zur Kirchengeschichte, 29), Köln / Weimar / Wien 2016, Böhlau, 277 S. / Abb., € 40,00.

Es fällt auf, dass Aachen und speziell sein Münster (seit 1930 Kathedrale des Bischofs von Aachen) in der Erforschung der ortskirchlichen Liturgietraditionen bisher wenig Aufmerksamkeit gefunden haben. Dies erscheint umso bemerkenswerter, als sich mit der aus der Pfalzkapelle Karls des Großen hervorgegangenen Stiftskirche bedeutende politische und frömmigkeitsgeschichtliche Funktionen verbanden. Das Aachener Münster war von 936 bis 1531 Ort von dreißig Königskrönungen und bildete mit seinen zahlreichen Reliquien ein wichtiges Wallfahrtsziel. Auch das hier angesiedelte Kanonikerstift, das in Spitzenzeiten 40 Kanonikerpfründe umfasste, besaß überregionale, zeitweise reichsweite Bedeutung. Insofern war eine Studie zur mittelalterlichen Liturgie des Aachener Marienmünsters schon seit langem ein Desiderat der Forschung. Das vorliegende Buch, hervorgegangen aus einer theologischen Dissertation an der Universität Bonn (betreut von Gisela Muschiol), bietet dafür nun einen wichtigen Baustein.

Die Studie stellt den ältesten der vier erhaltenen *Libri ordinarii* des Aachener Marienstifts in den Mittelpunkt der Untersuchung. Angelegt wohl zwischen 1337 und 1358, bietet diese Handschrift (G 1) eine dem Kirchenjahr folgende Ordnung des Stiftsgottesdienstes, indem sie jeweils die Initien der Lesungen, Gesänge und Gebete beim Stundengebet und bei der Messe sowie weiteren liturgischen Handlungen verzeichnet. Ergänzend treten Angaben zum rituellen Vollzug, zu Prozessionswegen und -stationen, aber auch zu Gewandung und Geläut hinzu. Die weiteren Ordinarien (G 2: 2. Hälfte 15. Jh., G 3: 1. Hälfte 17. Jh., G 4: 1. Hälfte 18. Jh.), die den Anbau der gotischen Chorhalle (1414 eingeweiht) an das Pfalzoktagon berücksichtigen, stellen weitgehend Abschriften der jeweils älteren Vorlage dar. Der Grundstock der mittelalterlichen Gottesdienstordnung wurde demnach nicht nur bis in die Frühe Neuzeit tradiert, sondern hat auch – mit entsprechenden Anpassungen und Veränderungen – die liturgische Praxis beeinflusst.

Nach Hinweisen zum Forschungsstand (11–18) und zu den im Domarchiv Aachen aufbewahrten Handschriften des *Liber ordinarius* (19–33) nimmt die Teiledition des ältesten Ordinarius den umfangreichsten Raum des Buches ein (34–176). Geboten wird der Text des „*Ordinarium de tempore*“ (fol. 1r–53r), also der Verlauf des Kirchenjahres vom ersten Adventssonntag bis zum Fronleichnamfest und den nachfolgenden Sonntagen. Ausgeklammert bleibt das „*Ordinarium de sanctis*“ (53v–93v) mit der Feier der nach Tagesdatum geordneten Heiligengedenktage. Bei seinen Editionsgrundsätzen orientiert sich Möhlig an „den in den letzten Jahren in der Liturgiewissenschaft erschienenen *Liber-ordinarius*-Editionen“ (35). Als Vergleichshandschrift zieht er den

jüngsten Ordinarius (G 4) heran; Varianten und Abweichungen zwischen G 1 und G 2 werden jeweils kenntlich gemacht.

Inhaltlich bietet der älteste Ordinarius die weithin bekannten Formen hoch- und spätmittelalterlicher Liturgie: die Aschermittwochsprozession, die ausgedehnten Riten bei der Palmsonntagsprozession, Fußwaschung und Altarwaschung am Gründonnerstag, Kreuzverehrung und Heilig-Grab-Riten am Karfreitag und in der Ostersnacht, *visitatio sepulchri* und dramatisierende Pfingstfeier mit Taubendarstellung. Das Fronleichnamsfest (in G 1 als *festum eucharistiae* bezeichnet) steckt noch in den Anfängen seiner Entwicklung, eine Prozession (nach der Tagesmesse!) findet sich deshalb auch erst in den Handschriften G 2 bis G 4. Bemerkenswert sind allerdings die Ansätze einer szenischen Liturgie an Weihnachten und die Erwähnung des volkssprachlichen Kirchenliedes „Syt willekomen hero kryst“.

In einem abschließenden Kapitel (193–227) werden die Bezüge zwischen dem Kirchenraum und seiner Ausstattung und den zahlreichen Prozessionen herausgestellt und kommentiert. Es zeigt sich, dass sich auch in Aachen ein ausgeprägtes Prozessionswesen entwickelte, das sowohl die Sakraltopographie des Münsters mit dem Oktogon und der Chorthalle als auch die Kirchenfamilie der mittelalterlichen Stadt mit St. Adalbert, St. Johann Baptist, St. Jakob und dem Salvatorberg einbezog.

Die sehr erfreuliche Studie stellt erstmals ein wichtiges liturgiehistorisches Zeugnis des Aachener Marienstifts der Forschung zur Verfügung. Es wäre wünschenswert, wenn die Anregungen Möhligs aufgegriffen würden, auch den Sanctorale-Teil der Handschrift G 1 zu bearbeiten und die Prozessionsliturgie eingehender zu beleuchten.

Jürgen Bärsch, Eichstätt

Vitiello, Joanna Carraway, Public Justice and the Criminal Trial in Late Medieval Italy. Reggio Emilia in the Visconti Age (Medieval Law and Its Practice, 20), Leiden / Boston 2016, Brill, XII u. 219 S., € 104,00.

Die Richtlinien und Verfahrensweisen der Justiz waren in Italien im späten Mittelalter so ausdifferenziert wie die politischen Strukturen, obwohl mit der Universität Bologna eine sehr einflussreiche Normierungskraft für das Rechtsdenken existierte. Zahlreiche Studien haben in den letzten Jahrzehnten immer ausgehend von den Grundbedingungen in einzelnen Städten gezeigt, dass die Juristen zwar nach den Grundsätzen des kanonischen und/oder römischen Rechts rechtstheoretisch geschult waren, sie aber im Arbeitsalltag die Statutengesetzgebung ihres Wirkungsraums berücksichtigten und sich an politischen Vorgaben orientierten, was zu einem heterogenen Bild der gelebten Rechtspraxis führte. Das Privileg der Städte, einen jeweils individuell aus dem *jus commune* herausgelösten Rechtsraum mit statutarisch definierten Vorgaben für die Gerichtsbarkeit zu bilden, wurde zur Festigung der eigenen Identität (die Verfasserin spricht von „symbolically“, 25) ausgeschöpft. Dies konnte für die dynamische Anpassung des Rechts an die sich wandelnde Gesellschaft der Städte sorgen bzw. die bewusste Ablehnung neuer Vorgaben dokumentieren, die nicht in die Statuten aufgenommen wurden (25). Nach zentralen Studien über die gelebte Rechtswirklichkeit in Bologna, Florenz, Mailand, Siena und anderen Städten hat sich die Verfasserin in ihrer historischen Dissertation an der Universität Toronto mit Reggio Emilia beschäftigt, einer Kleinstadt in der südlichen Lombardei, die im 14. Jahrhundert ihre Unabhängigkeit verlor und von den Visconti in das Mailänder Territorium eingegliedert wurde. Die Rückwirkungen dieser politischen Neuerungen zwischen 1371 und 1411 auf die Statuten und den Alltag der Rechtsprechung zu untersuchen, hat

sich die Verfasserin ebenso zur Aufgabe gemacht wie die Analyse der Prozessverfahren insbesondere mit Blick auf die verschiedenen Formen der Prozessöffnung, die Fama, die Beweisverfahren einschließlich der Folter sowie die Prozessbeendigung und Wiederherstellung des städtischen Friedens. Neben den Rechtskommentaren des 13. und 14. Jahrhunderts basiert die Untersuchung auf den in Reggio Emilia überlieferten Statuten und Gerichtsakten, der Korrespondenz der Visconti und auf Chroniken. Mit den Statuten und Gerichtsakten wurden bisher nicht edierte Archivbestände ausgewertet und partiell in den Fußnoten abgedruckt. Dadurch erhält die Studie besonderen Wert.

In der einführenden Darstellung der Geschichte von Stadt und Diözese Reggio werden die politischen Strukturen und die Institutionen der Justiz skizziert. Aufmerksamkeit geschenkt wurde den jeweiligen Zuständigkeiten des Podestà, Referendario, Capitano della Città, Judex Maleficorum, Vicarius und der Notare in der Stadt sowie der Lords im Contado. Einzelne Amtsträger wurden hinsichtlich ihrer Ausbildung und Netzwerke charakterisiert. Dabei beschränkt sich die Verfasserin eindeutig auf die weltliche Gerichtsbarkeit. Das zweite Kapitel ist dem Inquisitionsverfahren gewidmet. Die Verfolgung von Straftätern galt als zentrale Aufgabe, weil es ein öffentliches Interesse daran gab, dass Straftaten nicht unbestraft blieben. Die Durchsetzung des Rechts war für die Legitimierung neuer politischer Strukturen von grundlegender Bedeutung (11). Unterschieden werden Inquisitionen *ex officio*, *ex querela* und „by a public official“ (61 f.). Anonyme Anzeigen wurden, anders als in Florenz und Siena, nicht verfolgt, wie bereits am Ende des ersten Kapitels (53) vorausgreifend klargestellt wird. Reflexionen über die Narrationstechnik der Prozessakten schließen sich in diesem Kapitel an (82–84). Der Prozessform ist geschuldet, dass in Kapitel 3 die Rolle von *fama* und *notorium* untersucht werden, wofür das theoretische Rechtsschrifttum der Zeit und einzelne konkrete Fallbeispiele aus Reggio herangezogen werden. Beweise, Verteidigungsstrategien sowie die Unterscheidung von Schuld und Unschuld werden in Kapitel 4 thematisiert, wobei erwartungsgemäß die Bedeutung des Geständnisses hervorsteht (115–123), aber auch medizinische Gutachten eine Rolle spielen (127–132). Den Abschluss der Studie bilden Untersuchungen zu Formen der Prozessbeendigung. Die verschiedenen Strafmaße werden auf der Grundlage von Statuten und Urteilen thematisiert, aber auch Ausgleichsregelungen mit Beispielen vorgeführt.

Die jüngeren Forschungen zur ober- und mittelitalienischen städtischen Gerichtsbarkeit der Zeit werden vergleichend hinzugezogen und die Besonderheiten der Lage in Reggio Emilia immer wieder herausgearbeitet. Die Rezeption der Forschung zur Fama ist selektiv und keineswegs auf dem neuesten Stand. Untersuchungen zu Consilien, Statuten oder – aufgrund der gewählten Fallbeispiele bemerkenswert – zur sozialen und rechtlichen Situation von Prostituierten blieben ebenfalls außen vor. So dankenswert die Aufarbeitung und Einordnung im Einzelnen ist, für eine Durchdringung der sozialen Verhältnisse und der Wechselwirkungen von Politik und Justiz in Reggio Emilia im 14. und 15. Jahrhundert wird es noch zahlreicher weiterer Auswertungen des Materials bedürfen. Die Fallbeispiele sind in ihrer Zahl sehr begrenzt und zeigen ein Übergewicht an Streitfällen mit Outsidern der Gesellschaft, neben den Prostituierten vor allem Fremde. Ob es sich um eine repräsentative Auswahl aus den 951 hinsichtlich der Prozessöffnung untersuchten Inquisitionsprozessen (61 f.) handelt oder ob hier nur besonders aussagekräftige Beispiele für Prozessöffnungen, Fama und Schiedssprüche etc. in die Argumentation eingebracht wurden, bleibt undeutlich. Ihr Stellenwert innerhalb der gesamten Prozessüberlieferung wird nicht selten nur sehr vage thematisiert. Trotz des erklärten Bestrebens, die Rechtswirklichkeit der Prozesse im

Verlauf der politischen Veränderungen herauszuarbeiten, ist in der Darstellung die Dominanz der normativen Texte nicht zu leugnen. Mögliche Gründe für die vermerkten Lücken in der Archivüberlieferung bei den „trial records“ und den „condamnation records“ (10, Anm. 40 u. 41) werden nicht reflektiert. Der Diskurshorizont der Studie verweist insgesamt sehr stark auf die 1990er und 2000er Jahre. Analysen zu neuen, eigenen Fragestellungen, wie derjenigen nach der Möglichkeit der Strafverfolgung von Militärs in Besatzungsgebieten, werden nicht systematisch vorgenommen. Der zitierte Brief Reginas della Scala an den Podestà von Reggio vom 22. Februar 1374 (193) hätte dafür ein Ausgangspunkt sein können. Eine intensivere Reflektion über die Rechtsbereiche von kirchlicher und weltlicher Justiz im politischen Umbruch schiene eine lohnende Ergänzung. Ob die Justizkompetenz nur eine Illusion von Macht (203) bewirkte oder doch ein Machtinstrument war, bedarf weiterer Diskussion. Ärgerlich ist die Qualität der Register. Wahllos werden Personen genannt oder übergangen. Selbst für verzeichnete Namen (z. B. Dinus) sind die Angaben lückenhaft. Da auch zentrale Begrifflichkeiten wie „criminal court“, „lord“, „penalty“, „signore“, „statute“ etc. fehlen, kann man die drei Register nur als Pro-forma-Beigaben, nicht als wissenschaftliche Hilfsmittel bezeichnen.

Heike Johanna Mierau, Erlangen

Litzenburger, Laurent, Une ville face au climat: Metz à la fin du Moyen Âge (1400–1530) (Archéologie, espaces, patrimoines), Nancy 2015, PUN, 487 S. / Abb. / CD-Rom, € 40,00.

Auf den ersten Blick erscheint es wie ein fundamentaler Widerspruch, eine Geschichte des Klimas und seiner Auswirkungen mit einem stark begrenzten regionalen Fokus zu schreiben: Klimaveränderungen sind nie lokal und dehnen sich oft über längere Zeiträume, so dass schon 130 Jahre ein eher kurzer Ausschnitt zu sein scheinen. Doch Laurent Litzenburgers Studie stößt instinktsicher in eine Forschungslücke und füllt diese, so viel sei vorweggenommen, überzeugend aus: Weder gibt es bisher regionale Studien, obwohl nur diese präzise Abschätzungen bezüglich des Impacts von Extremwetter erlauben, noch wissen wir viel über das Klima im 15. Jahrhundert. Es wurde oft als Übergangsperiode charakterisiert, ja es soll in seiner zweiten Hälfte sogar für ein stabilisiertes Klimaregime nach den Umbrüchen des 14. Jahrhunderts stehen, wie in Bruce Campbells fundamentalen Werk „The Great Transition“ (2016) zu lesen ist. Bereits Chantal Camenischs Studie zur Klimageschichte der Burgundischen Niederlande im 15. Jahrhundert (2015) hat unser Bild substantiell erweitert, und in starker räumlicher Konzentration gelingt dies erst recht der vorliegenden Monographie, die 2012 als Dissertation an der Université de Nancy 2 angenommen wurde.

In der Großgliederung seiner Studie zu Metz orientiert sich Litzenburger an den schon 2005 von Christian Pfister und Rudolf Brázdil formulierten Forschungsfeldern der historischen Klimatologie: Rekonstruktion, Vulnerabilität historischer Gesellschaften, soziale Repräsentationen vergangener Klimaphänomene. Dass es Litzenburger gelingt, zu allen drei Aspekten substantielle Aussagen im Metzger Kontext zu treffen, unterscheidet sein Buch von anderen Arbeiten, die sich nur auf ein bis zwei der genannten Felder konzentrieren. Nicht zuletzt ist das Buch großzügig und vorbildlich mit Schaubildern versehen, die samt zugehöriger Daten auf der beiliegenden CD-ROM zur Weiternutzung durch andere Forscher bereitliegen.

Im ersten Kapitel breitet Litzenburger die für Metz herangezogenen narrativen, vor allem aber administrativen Quellen vor dem Leser aus, die ganz unterschiedlich dicht überliefert sind. Dann wird dargelegt, wie Proxies wie Weinlesedaten, Abgaben auf Wein oder auch Mühlenaktivitäten analysiert werden – allerdings ohne dass hier ganz

klar würde, welchen Einfluss andere Faktoren als das Wetter auf diese Daten hatten. Ausführlich erläutert der Autor, wie er saisonal aufgelöste Klimaindizes für Temperatur und Niederschlag definiert, wobei Litzenburger hier zusammen mit der Studie von Camenisch neue Standards setzt. Im folgenden Kapitel geht er einen Schritt weiter, indem er extreme Wetterereignisse wie Eisstau, Fluten, Stürme und Dürren nach sorgfältig dargelegten, lokal genau begründbaren Kriterien ebenfalls indiziert; dabei beeindruckt die genaue Analyse der kommunalen Überlieferung etwa zum Mühlenbetrieb, die solche Aussagen überhaupt erst möglich macht; das Potential administrativer Aufzeichnungen auf lokaler Ebene wird so überdeutlich. Insgesamt ballen sich die genannten Ereignisse in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und in den ersten beiden Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts: Können wir wirklich von einer so eindeutigen Zunahme extremer Wetterereignisse ausgehen oder wird schlicht die kommunale Überlieferung dichter?

Die lokalen Ergebnisse stellt der Autor dann abschließend in die größeren klimatischen Zusammenhänge der Mittelalterlichen Klimaanomale und des Einsetzens der Kleinen Eiszeit, so problematisch diese Bezeichnungen auch sein mögen, wie er zu Recht unterstreicht. Erstaunlich ist, dass Litzenburger dabei als naturwissenschaftliche Proxies die Variationen der Seespiegelhöhen und die Entwicklung dreier Alpengletscher zum Vergleich heranzieht, nicht aber Dendrodaten oder Warvenchronologien, die im geographischen Kontext ebenso sinnvoll gewesen wären.

Der zweite Hauptteil der Arbeit thematisiert die Vulnerabilität Metz' anhand der schwankenden Nahrungsmittelvorräte, vor allem in Bezug auf Wein und Getreide auf der Basis narrativer Quellen und Abgabenaufzeichnungen, aber auch in Bezug auf Heu, Milch, Gemüse und Obst auf der Basis chronikalischer Überlieferung. Die daraus abgeleiteten Phasen schlechter Ernten liegen vor allem zwischen 1470 und 1520; doch deren Bedeutung für die Preisbildung relativiert Litzenburger mit einem ausführlichen Verweis auf die (meist unzureichenden) Mechanismen der Vorratshaltung in Metz und externe Faktoren wie Krieg, Handel und Epidemien: Der „strukturellen Vulnerabilität“ der Stadt wird eine höhere Bedeutung zugeschrieben als den Ernteschwankungen, die jedoch diese Verwundbarkeit sichtbar machten. Die spezifische Anfälligkeit Metz' resultierte aus einem zu kleinen Hinterland und einer schlechten Anbindung an den überregionalen Getreidehandel. Trotzdem blieb die Stadt attraktiv für Landflüchtige, deren Ansprüche in Kombination mit denen der Alteingesessenen die Stadtrepublik im Krisenfall regelmäßig überforderten.

Im dritten Teil fokussiert Litzenburger auf die kulturellen Bewältigungsstrategien: von Bauernregeln über die erstaunlich spät rezipierte Astrometeorologie bis zu Heiligenkulten, Prozessionen und Glockenläuten – all dies nahm seit den 1480er Jahren zu oder ist zumindest in den Quellen besser greifbar. Nicht zuletzt gilt dies auch für Hexenverfolgungen, womit die nicht unumstrittene These Wolfgang Behringers auf lokaler Ebene vergleichsweise früh geprüft und von Litzenburger auch bestätigt wird. Diese beeindruckende Vielzahl gesellschaftlicher Adaptionsprozesse interpretiert der Autor als „klimatische Risikokultur“ einer städtischen Gesellschaft, die nicht passiv blieb angesichts der Umweltveränderungen, denen sie ausgesetzt war.

Als Resümee ist festzuhalten, dass der Autor für Metz eine neue Spitze der Kleinen Eiszeit („Hyper-PAG“) konstatiert; dieser Übergang vom 15. zum 16. Jahrhundert verdient also weitere regionale und übergreifende Studien, die unsere Vorstellungen von Phasen intensivierter Klimaverschlechterung weiter differenzieren könnten. So überzeugend Litzenburgers Ergebnisse für die lothringische Metropole sind, so müssten doch ähnliche Studien für andere Städte Mitteleuropas erst noch erweisen, in

welchem Maß die spezifische Überlieferungslage in Metz auch eine gewisse Verzerrung der Ergebnisse bedeuten könnte. Litzenburgers Resultate sind dicht und vielfältig, sorgfältig recherchiert und abwägend präsentiert, dabei aber nicht immer leicht zu rezipieren: Die Dreiteilung der Monographie, in sich durchaus schlüssig, lässt manch verbundene Phänomene isoliert erscheinen. Manchmal wünschte man sich also, die Studie wäre mehr „Narrativ“ (462), wie auch der Autor selbstkritisch anmerkt; so könnte eine leichtere Rezeption außerhalb der klimahistorischen Community erreicht werden. Doch dieser Einwand und andere Monita sollen nicht bedeuten, dass Litzenburgers Monographie weniger wäre als ein großer Schritt in der klimahistorischen Forschung, und das gilt keineswegs nur für die mittelalterliche Epoche. Lokale Klimageschichten sind nicht nur möglich, sondern auch dringend nötig: Nur sie können die notwendige Tiefenschärfe in Bezug auf den sozioökonomischen Impact und die Vulnerabilität betroffener Gesellschaften liefern.

Martin Bauch, Leipzig

Voßhall, Anja, Stadtbürgerliche Verwandtschaft und kirchliche Macht. Karrieren und Netzwerke Lübecker Domherren zwischen 1400 und 1530 (Kieler Werkstücke. Reihe E: Beiträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 12), Frankfurt a. M. [u. a.] 2016, Lang, 712 S. / Abb., € 114,95.

Arbeiten zu den Domkapiteln des späten Mittelalters legten den Fokus traditionell auf die im Süden und Südwesten der heutigen Bundesrepublik beheimateten Institutionen. Die quantitative und qualitative Hochphase dieses Forschungszweigs spiegelt sich in mehreren grundlegenden Studien wider, die von den 1980er Jahren bis ins frühe 21. Jahrhundert hinein entstanden sind. Trotz des mittlerweile abgeflauten Booms blieben jedoch noch mehr als genug weiße Flecken auf der Karte zurück. Besonders virulent ist dies im Norden Deutschlands. Es ist auch deshalb erfreulich, dass Anja Voßhall mit der Druckfassung ihrer Promotionsschrift zu den Lübecker Domherren des 15. und frühen 16. Jahrhunderts eine beeindruckende Erweiterung des Forschungstableaus liefert.

Waren Untersuchungen bis in die 1970er Jahre hauptsächlich rechts- und verfassungsgeschichtlich geprägt, legten vor allem die grundlegenden Studien von Rudolf Holbach zu Trier, Michael Hollmann zu Mainz und nicht zuletzt von Voßhalls Betreuer Gerhard Fouquet zu Speyer einen besonderen Fokus auf die Prosopographie der Domkapitel. Vor allem ausgehend von den Arbeiten Andreas Meyers wurde um die Jahrtausendwende zudem der Blick verstärkt auf den päpstlichen Pfründenmarkt gelenkt. Methodisch greift die Autorin diese unterschiedlichen Ansätze auf und verortet die Lübecker Domherren sowohl im lokalen und regionalen als auch im transalpinen Raum.

Ziel der Studie ist es, ausgehend von den Methoden der Netzwerkanalyse und Personengeschichte die Besetzungsmechanismen innerhalb des Lübecker Domkapitels zwischen 1400 und 1530 zu analysieren. Eingeteilt ist Voßhalls Untersuchung in vier Oberkapitel. Zum Anfang wird die Rolle der Institution in Lübeck selbst in den Blick genommen. Hierbei unterstreicht die Autorin die reziproken Verbindungen zwischen Stift und städtischen Führungsgruppen. Aus einer Melange von Verwandtschaft, Handelsbeziehungen und gemeinsamer Mitgliedschaft im Rat oder in Kompanien heraus knüpften sich die Netzwerke, die einzelne Angehörige der lokalen Führungsschichten zu Kanonikaten führten. Vor allem auf Grundlage von Patronage-Klientel-Verhältnissen kamen jedoch auch Söhne aus Familien, die nicht im Rat saßen, zu Pfründen.

Im nachfolgenden Kapitel wird der Untersuchungsbereich auf Norddeutschland und den südlichen Ostseeraum erweitert. Zahlenmäßig ragen unter den Domherren aus auswärtigen Städten besonders die Lüneburger hervor. Insgesamt 21 Kleriker stammten von dort, was vor allem durch die engen verwandtschaftlichen und anderen sozialen Beziehungen zwischen den Eliten Lübecks und der Salzstadt begründet sein dürfte. Ein wichtiger Faktor war zudem wahrscheinlich, dass den Söhnen der Lüneburger Oberschicht im lokalen Umland kaum geistliche Einrichtungen offenstanden und sie sich daher bei der Suche nach Pfründen über die Heide hinaus orientieren mussten.

Als weitere wichtige Herkunftsorte Lübecker Domherren macht Voßhall Hamburg und Hannover aus. Auch für Kleriker aus diesen beiden Städten spielten persönliche Netzwerke eine besondere Rolle auf dem Weg zu Kanonikaten. Die Analyse der Herkunft der Domherren aus den drei genannten Städten macht deutlich, dass keinesfalls von zeitlich ungebrochenen gradlinigen Verbindungen zwischen dem Domkapitel und auswärtigen Führungsschichten ausgegangen werden kann. So war es gelegentlich die gleichzeitige Bepfründung einzelner eng miteinander verbundener Personengruppen, die zu einer kurzzeitigen Ballung von Lüneburgern oder Hannoveranern an der Trave führte, während in anderen Zeitabschnitten immer wieder auch gar keine Kanoniker aus diesen Städten mit Pfründen ausgestattet waren. Der Großteil der Kleriker – sowohl inner- als auch außerhalb der Stadt – war dabei bürgerlicher Herkunft. Anders als in den Domkapiteln Süd- und Südwestdeutschlands war der Adel in Lübeck weitestgehend marginalisiert.

Nach der räumlichen und sozialen Herkunft der Kanoniker nimmt Voßhall in einem weiteren Schritt die Bedeutung des Universitätsbesuchs in den Blick. Für den Untersuchungszeitraum kann von einer regelrechten Akademikerschwemme gesprochen werden, absolvierten doch insgesamt 228 von 301 identifizierten Klerikern ein Studium. Begründet war dies vor allem dadurch, dass die meist bürgerlichen Domherren mangels adliger Geburt der universitären Graduierung bedurften. Mehr als ein Drittel der späteren Lübecker Kleriker hatte die hohe Schule in Rostock (117) besucht. Beachtlich hohe Zahlen finden sich zudem für Erfurt (57), Leipzig (31), Bologna (29) und Köln (23). Nicht zuletzt dürften die während des Studiums an den verschiedenen Universitäten gebildeten Netzwerke Faktoren gewesen sein, die schlussendlich zu einer Pfründe verhelfen konnten.

Das letzte und mit mehr als 100 Seiten auch umfangreichste Kapitel der Arbeit befasst sich mit der Verortung der Lübecker Kanoniker auf dem päpstlichen Pfründenmarkt. Hierbei arbeitet die Autorin anhand von Einzelbiographien sowie institutionell und strukturell gegliederten Abschnitten die verschiedenen, sich häufig gegenseitig beeinflussenden Faktoren heraus, die an der Kurie den Erwerb eines Kanonikats ermöglichten bzw. verhinderten. Dabei wird offenbar, dass dem Papsttum eine weit wichtigere Rolle bei der Besetzung der Pfründen an der Trave zukam als bisher angenommen, wurden doch im 15. und frühen 16. Jahrhundert zwei Fünftel aller Stellen durch kuriale *litterae* vergeben. Eine nicht zu vernachlässigende Zahl von Pfründeninhabern war zu unterschiedlichen Zeiten zudem an der Kurie selbst tätig. Beschlossen wird die Studie durch ein mit mehr als 350 Seiten geradezu monumentales Verzeichnis der Lübecker Domherren im Untersuchungszeitraum sowie ein Personen- und Ortsregister.

Anja Voßhall hat eine überzeugende Arbeit vorgelegt, die die Erzählung vom kurienfernen Lübecker Domkapitel entkräftet und die Verankerung der Institution und ihrer Mitglieder in den sozialen Kontexten diesseits und jenseits der Alpen verdeut-

licht. Sie zeigt, dass innovative, quellennahe Forschungen an örtlich eingegrenzten Fallbeispielen Ergebnisse generieren können, die auch über die unterschiedlichen „turns“ hinaus Bestand haben werden. Anja Voßhalls Studie wird bleiben.

Benjamin Müsegades, Heidelberg

Cable, Martin J., „Cum essem in Constantie ...“. Raffaele Fulgosio and the Council of Constance 1414–1415 (Medieval Law and Its Practice, 19), Leiden / Boston 2015, Brill, XI u. 389 S. / Abb., € 140,00.

Cables Studie zu Raffaele Fulgosios Konstanzer Aufenthalt ist weit mehr, als sie auf den ersten Blick zu sein scheint. Allerdings geht sie in eine andere Richtung, als dem neugierigen Leser durch den Buchtitel suggeriert wird. Denn Cable hat weder ein neues Tagebuch noch eine unbekannte Briefsammlung entdeckt. In akribischer Arbeit hat er dagegen bislang weitgehend unbeachtete Notizen ausgewertet, die Informationen über den Aufenthalt und das Wirken des Paduaner Juristen auf dem Konstanzer Konzil geben. „In so-doing, a potential new source for the council in its formative and under-documented opening period can therefore be revealed.“ (5) Diese Selbsteinschätzung (vgl. 304–306) scheint dem Rezensenten jedoch überzogen, denn der Erkenntniszuwachs zum Konzil bleibt eher bescheiden. Dies gilt selbst für die erste Phase bis kurz nach der Flucht Papst Johannes XXIII. im März 1415, als Fulgosio den Konzilsort nach nur wenigen Monaten wieder in Richtung Italien verließ.

Demgegenüber dürfte die eigentliche Zielsetzung dieser Arbeit mehr darin liegen, Fulgosios Wirken auf dem Konzil in den Kontext seiner eigentlichen Tätigkeit als Jurist, Universitätslehrer und Anwalt vor und nach dem Konzil zu stellen, wie Cable im Vorwort auch schreibt (X). Diesen Anspruch kann er zweifellos einlösen, trotz der Schwierigkeiten, die seiner Ansicht nach dadurch entstanden sind, dass Fulgosio Spuren verwischt hat (300 f.). In einer exemplarischen Studie gelingt es Cable, mit dem Paduaner Rechtslehrer einen Vertreter jenes Berufsstands vorzustellen, der auf den Konzilien des frühen 15. Jahrhunderts eine wachsende Bedeutung gewinnen sollte. Vor dem Hintergrund von Fulgosios konziliaren Erfahrungen wird aber nicht nur das alltägliche Leben eines prominenten Juristen und akademischen Lehrers ausgeleuchtet, sondern auch die enge Verzahnung von Herkunft und beruflichem Werdegang, von praktisch juristischer und akademischer Arbeit sowie politisch-diplomatischen Aktivitäten sichtbar gemacht.

Zunächst geht Cable auf die von ihm ausgewerteten Quellen ein (19–46), Notizen und Randbemerkungen, die Fulgosios Rechtskommentaren entnommen sind. Insbesondere problematisiert er dabei die Umstände der Überlieferung. Cables zweiter großer Quellenfundus sind die *consilia*, Rechtsgutachten, in denen mitunter Erfahrungen aus seiner Konstanzer Zeit reflektiert werden. Beiden Quellengruppen ist gemeinsam, dass sie Fulgosios Erinnerungen an das Konstanzer Geschehen erst Jahre später und in einem veränderten Kontext wiedergeben. Konkret ging es dem Rechtslehrer um die Diskussion von Rechtsfällen vor seinen Studenten; ein im engeren Sinne historiographisches Interesse lässt sich jedenfalls aus den Randbemerkungen und den retrospektiven Verweisen kaum herauslesen.

Im nächsten Abschnitt beschäftigt sich Cable mit Fulgosios „persönlicher“ Biographie (47–86), bevor er ausführlich auf dessen professionelle Tätigkeiten als akademischer Lehrer und Anwalt eingeht sowie dessen diplomatische Aktivitäten bis zur Reise nach Konstanz nachzeichnet (87–146).

Nach etwa der Hälfte (!) des Buches wendet sich Cable schließlich seinem Titelthema, dem Besuch Fulgosios auf dem Konstanzer Konzil, zu: Es dürften sein Ruf als glänzender Jurist, vor allem aber seine Erfahrung im politischen Geschäft gewesen sein, die die Universität und die Stadt Padua dazu veranlassten, ihn als ihren Vertreter zum Konzil zu entsenden. Fulgoso blieb indes nicht nur ein einfacher Konzilsgesandter, sondern machte ‚Karriere‘. Obgleich mit dem kanonischen Recht bis dahin eher weniger in Berührung gekommen und auch ohne größere praktische Erfahrung im Umgang mit der kirchlichen Hierarchie und der Kurie, wurde der weiterfahrene Gelehrte bereits im November 1414 zu einem der vier Konzilsadvokaten berufen (147–155).

Schließlich analysiert Cable verschiedene Rechtsfälle, mit denen sich der Jurist in Konstanz beschäftigte, und die Gutachten (*consilia*), die er dort verfasste (155–253). Zunächst geht es um einen Streitfall aus den Marken. Zu klären war die Legitimität von Rechtsakten, die durch inzwischen abgesetzte Päpste gesetzt worden waren. Auch ein weiterer Fall, der vermutlich einen Kölner Hintergrund hatte, zielte in diese Richtung: Erneut ging es um Konsequenzen, die aus dem Nebeneinander mehrerer Päpste resultierten. Eine Lösung dieser Konflikte, der Frage nach der Rechtmäßigkeit von Besitzständen, „would indeed be key to the final settlement agreed between the three obediences at Constance“ (221). Fulgosios *consilia* scheinen auf der Linie zu liegen, die etwa von König Sigmund vertreten wurde, der den Rücktritt aller Papstpräbendanten anstrebte. Mehrfach beschäftigte sich Fulgoso zudem mit Status- und Rangfragen, vor allem mit dem Verhältnis von römischem König und Papst: Als der frisch gekrönte König in der Weihnachtsnacht 1414 das Evangelium sang, trug er offenbar die Kaiseranstatt der Königskrone, obwohl er noch nicht gekrönt worden war. Dies musste als Anmaßung verstanden werden. Sigmunds Auftreten löste offenbar eine Kontroverse aus, in die sich Fulgoso indes als Advokat einzugreifen weigerte. Stattdessen versuchte er die Angelegenheit herunterzuspielen. Jahre später gab er gegenüber seinen Studenten im Nachhinein eine Begründung für dieses Verhalten: Die Dominanz des Königs habe ihn davon absehen lassen, etwas zu unternehmen, obwohl er dessen Verhalten missbilligt habe. Involviert war der Rechtsgelehrte auch in die umstrittene Frage des Stimmrechts und der Repräsentation, konkret, als es um das Vertretungsrecht von Prokuratoren Abwesender ging. Dazu verfasste er ein Gutachten für eine Partei, deren Position nicht die seine war, und von dem er sich später – als Privatmann – distanzierte. Die Mimikry geht so weit, dass er in sprachlicher Verschleierung die eigene Autorschaft zu verbergen suchte und den darin vertretenen Standpunkt kritisierte. Demgegenüber wertet Cable Fulgosios Eintreten für Johannes XXIII. in der Verteidigungsrede vom 15. Februar 1415 eher als eine Einzelfallvertretung, nicht aber als eine grundsätzliche Entscheidung für die Pisaner Seite (302 f.).

Schließlich geht der Autor noch der Frage nach (254–284), wann und warum Fulgoso das Konzil so bald verließ. Für eine Abreiseerlaubnis hatte er offenbar gesorgt, indem er seine Universität oder aber Venedig dringend seine Rückkehr fordern ließ und damit quasi einen Passierschein besaß – auch hier das bekannte Mimikry-Spiel. Es spricht in der Tat einiges dafür, dass er Konstanz kurz nach Beschlussfassung des Dekrets „*Haec sancta*“ den Rücken kehrte. Dass dies als Ausdruck des Protests gegen das Dekret zu bewerten ist (263), lässt sich vermuten, aber nicht belegen.

Nach der Rückkehr nahm er in Padua sein früheres Leben wieder auf, „returned to its customary routines of lecturing and advisory work“ (285–299, Zitat 264). Noch einmal wird der Rechtslehrer aber von Konstanz eingeholt: Obgleich nicht mehr vor Ort, bezieht er in einem *consilium* zur *causa Petit* Stellung zur Tyrannenmordfrage.

Komplettiert wird die vorliegende Arbeit durch drei Quellenstücke: das Testament Fulgosios sowie das seiner Frau und ihr Besitzverzeichnis aus den Jahren 1437/39 (317–338); überdies enthält das Buch ein genaues Stellenverzeichnis der benutzten Quellen, eine sorgfältige Bibliographie sowie einen Index (339–389).

Insgesamt ist die Publikation solide gemacht, fast frei von orthographischen Fehlern. Auch haben sich nur wenige inhaltliche Ungenauigkeiten eingeschlichen (152, 182, 210, 225). Den Wert der Studie können diese Kleinigkeiten indes nicht beeinträchtigen.

Ansgar Frenken, Ulm

Decaluwe, Michiel / Thomas M. *Izbicki* / Gerald *Christianson* (Hrsg.), *A Companion to the Council of Basel* (Brill's Companions to the Christian Tradition, 74), Leiden / Boston 2017, Brill, XI u. 542 S., € 204,00.

1987 veröffentlichte der Historiker Johannes Helmrath eine Studie zum Basler Konzil (1431–1449), die in einem souveränen Überblick den damaligen Forschungsstand darlegte und Forschungsdesiderate benannte. In den drei Jahrzehnten nach Erscheinen des Werks, auf das der hier zu besprechende Band von Brills „Companion“-Reihe gleich zu Beginn der Einleitung verweist, sind zahlreiche Einzelstudien zu verschiedenen Aspekten des Basiliense entstanden; ein Werk, das einen Überblick über dieses theologisch wie verfassungsgeschichtlich bedeutende Konzil als Ganzes gibt, war jedoch nicht darunter. Der hier zu besprechende Band möchte diese Lücke füllen und behandelt dazu in sechzehn Einzelbeiträgen eine Fülle von Themen. Die Herausgeber betonen völlig zu Recht, dass es sich bei diesem Konzil nicht einfach nur um eine Kirchensynode gehandelt habe, sondern die Versammlung in Basel als ein Kristallisationspunkt der politischen Kultur des Spätmittelalters und facettenreiches gesamteuropäisches Ereignis zu betrachten sei.

Nicht nur die Themen des Konzils werden in diesem Sammelband vorgestellt, sondern auch die Quellen, was angesichts der Quellenflut besonders hilfreich ist. Kritisch anzumerken wäre jedoch, dass neben den Dekreten und der zeitgenössischen Historiographie (Johannes von Ragusa, Enea Silvio Piccolomini, Johannes von Segovia) eine etwas intensivere Behandlung anderer Quellen wie der Protokolle angebracht gewesen wäre. Auch die umfangreiche Traktatliteratur hätte eine ausführlichere Darstellung verdient, ebenso die wichtigsten dahinterstehenden Autoren. Auch wenn das Konzil als Korporation agierte, wäre eine Vorstellung besonders prominenter und aktiver Konzilsväter interessant gewesen, gerade auch ‚Frontenwechsler‘ wie zum Beispiel Heymericus de Campo.

Ein weiterer unentbehrlicher Beitrag in diesem Zusammenhang findet sich in Teil 3 („The Issues at Basel“); er behandelt die Behördenorganisation des Konzils und stammt aus der Feder des in dieser Materie sehr versierten Historikers Hans-Jörg Gilomen. Besonders positiv zu werten ist, dass hier neben der reinen Organisation des bürokratischen Verwaltungsapparates auch ideelle Aspekte des Verfahrens und der konziliaren Meinungsbildung wie die *libertas dicendi* und der Konsensgedanke angesprochen werden. Kurz behandelt werden dort auch die Urkunden des Konzils. Dieser Aspekt aus dem Bereich der Historischen Hilfswissenschaften (einschließlich der Siegel) hätte vielleicht eine etwas detailliertere Beschreibung verdient gehabt, doch hätte dies angesichts der zahlreichen Themen und Aspekte des Konzils sicher den Rahmen gesprengt.

Ebenfalls hoch zu schätzen ist der darauffolgende Beitrag „Lawyers and Legal Proceedings in the Council“ von Émilie Rosenblieh, der auch erfahrenen Konzilshis-

torikern einen sehr hilfreichen Überblick über und zugleich wertvolle neue Einblicke in das Konzil bietet. Besonders positiv hervorzuheben ist hier die Erwähnung des Hexendiskurses auf dem Konzil (245). Dabei ist aber zugleich anzumerken, dass mit Blick auf die neuere Literatur eine ausführlichere Darstellung der Thematik – die Hexerei-Debatte war eben kein offizielles Thema des Konzils – wünschenswert gewesen wäre.

Dass in einem Beitrag von Alberto Cadili die konziliare Liturgie – mit Verweis auf die Predigten – eigens behandelt wird, ist ebenfalls als äußerst wertvoll und hilfreich zu werten. Die umfangreiche Reformagenda stellt der Beitrag von Birgit Studt vor, der neben den ‚großen‘ Themen auch weniger bekannte Debatten wie die um den Priesterzölibat nicht vergisst. Die Reformaktionen des Konzils im Bereich der Klosterreform hätten wie die Haltung der einzelnen Orden zum Konzil wiederum etwas ausführlicher vorgestellt werden können.

Diese nun schon mehrfach vorgebrachte Einzelkritik gilt auch für den gesamten Sammelband: Viele Aspekte werden nur en passant erwähnt oder fehlen ganz. So werden die beiden großen politischen Mächte – Frankreich und das Reich – in ihrer Haltung zum Konzil recht ausführlich behandelt, für andere Staaten wie jene der Iberischen Halbinsel oder Schweden (mit Nicolaus Ragvaldi) muss der Rezensent ein deutliches Defizit konstatieren. Auch hätte dem Band ein eigener Beitrag zur Synode als Friedensstifterin (oder vielmehr: zu ihrem meist erfolglosem Bemühen um Frieden) angesichts des eigenen Anspruchs, die Vielfalt und Komplexität des Geschehens auf dem Konzil zu behandeln, gut angestanden. Ähnliches gilt für den Bereich *fides* (neben *pax* und *reformatio* das dritte große Feld des Konzils): Zwar wird die Auseinandersetzung mit den Hussiten detailliert dargestellt, daneben finden aber andere Verfahren wie Ketzerprozesse (Favaroni wird zumindest kurz genannt), die Mariologie, die Debatte um Birgitta von Schweden und das Kanonisationsverfahren Peters von Luxemburg keine oder fast keine Berücksichtigung. Auch die Rolle der Universitäten, das Verhältnis zwischen den Prälaten und dem niederen Klerus oder zwischen Felix V. (zu dem es einen eigenen Beitrag gibt) und dem Konzil, die Haltung des Konzils zu den Laien, die Selbstdarstellung (außerhalb der Liturgie) und die Konzilsstadt werden kaum behandelt.

Der in der Einleitung formulierte Anspruch des Sammelbands, nicht nur den Konflikt zwischen Papst und Konzil darzustellen, sondern das Konzil als „a gathering, where people interact, and where ideas and convictions collide“ zu verstehen und deshalb „a comprehensive portrait of a rich and complex assembly“ zu bieten, wird somit nicht ganz erfüllt. Themenreichtum und Komplexität des Konzils werden in den Einzelbeiträgen immer wieder genannt, aber nicht umfassend dargestellt. Der Sammelband kritisiert eingangs die traditionelle theologische Herangehensweise; nichtsdestotrotz konzentriert sich das Buch selbst auf die eher klassischen Themen: Konziliarismus gegen Papalismus, Behördenorganisation, Hussiten, Reform, Griechenunion, Frankreich und das Reich als politische Größen. Dagegen treten zahlreiche andere Aspekte und Themen des facettenreichen Konzils stark in den Hintergrund.

Jedoch sollen die hier vorgebrachten Kritikpunkte und Verweise auf Lücken nicht den Wert dieses wichtigen Sammelbands schmälern, sondern vielmehr bestätigen, was in dessen Einleitung angedeutet wurde: Das Basler Konzil ist mehr als nur ein theologischer Streitfall; es ist ein historisches Ereignis von großer Komplexität und ein Ort vielfältiger Unternehmungen. Wenn wir uns das Konzil als einen Ort vorstellen, zu dem und durch den uns dieser „Companion“ begleiten möchte, müssen wir feststellen, dass er den Leser in viele Räume des Konzils führt, aber nicht in alle. Er zeigt uns ausführlich die großen und beleuchteten Räume; die kleinen Kammern, die vielen Winkel und

Ecken hingegen spart er oft aus oder deutet sie nur an. Manche Räume und Ecken muss man bei der Beschäftigung mit dem Konzil noch selbst erkunden. Insgesamt bleibt das Buch aber dennoch ein wertvoller Begleiter, wenn es darum geht, einen Einstieg in die vielen Facetten des Basler Konzils zu finden.

Stefan Sudmann, Dülmen

Spruch von den sibnen. Die ältesten Konstanzer Baugerichtsprotokolle (1452–1470), hrsg., komm. u. eingel. v. Barbara *Hausmair* / Gabriela *Signori* (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen, 46), Ostfildern 2016, Thorbecke, XXIX u. 113 S. / graph. Darst., € 24,90.

Kein Gegenstand der Menschheitsgeschichte hat so viele Konflikte ausgelöst wie die Müllbeseitigung – dies belegt auch eine Neuerscheinung, in welcher die Erstedition der ältesten Konstanzer Baugerichtsprotokolle vorgelegt wird. In einem aus drei Lagen bestehenden Heft aus Papier wurden die zwischen 1452 und 1470 ergangenen Urteile des vom Konstanzer Rat eingesetzten Baugerichts (oder Siebener-Gericht), dem auch der städtische Oberbaumeister angehörte, protokolliert (Stadtarchiv Konstanz K II,1). Meist wurde das Gericht wegen Streitfällen um Grundstücksgrenzen, Bautätigkeiten und Sicherheitsbestimmungen bei Öfen, Kaminen und offenen Feuern angerufen, vor allem aber bei Auseinandersetzungen um die Müllbeseitigung.

Im Rahmen eines Lehrprojekts an der Universität Konstanz erarbeiteten die beiden Herausgeberinnen zusammen mit sechs Studierenden eine zuverlässige diplomatische Edition der Baugerichtsprotokolle: Den Kern bilden insgesamt 190 Einträge, die hauptsächlich zwischen 1456 und 1467 protokolliert wurden; zusätzlich in die Edition aufgenommen wurden ein Nachtrag von 1470 und zwei Urkunden. Alle Einträge wurden von den Edierenden mit Regesten versehen, die einen verlässlichen und bequemen Zugriff auf die Texte ermöglichen. Vielfach nähern sich die zum Teil sehr ausführlichen Regesten sogar einer Übersetzung an. Hilfreich wäre es gewesen, das jeweilige Datum an den Beginn des Regests zu stellen. Im Apparat werden alle editorischen Eingriffe transparent gemacht, zudem kodikologische Auffälligkeiten vermerkt und einige Wortbedeutungen erklärt. Besonders herauszuheben ist die dank der älteren Edition der Steuerbücher der Stadt Konstanz fast vollständig mögliche Identifizierung von Personen und Orten, die zum einen im Apparat nachgewiesen werden, zum anderen aber auch in einem aufwändig erarbeiteten Orts- und Personenverzeichnis und in mehreren Karten in vorbildlicher Form aufbereitet sind. Die knappe Auswahlbibliographie dokumentiert zum Teil auf das spätmittelalterliche Konstanz bezogene, zum Teil darüber hinausweisende Literatur, nicht aber alle in der Einleitung zitierten Publikationen.

Die Einleitung wurde fast ausschließlich von den beiden Herausgeberinnen formuliert, möglicherweise hat man sich deswegen entschlossen, die Edition auch nur unter ihren Namen zu veröffentlichen. Die Einführung bietet in erster Linie eine statistische Auswertung der Protokolle, wobei die Verwendung des Begriffs „Treffer“ statt „Eintrag“, „Fall“ oder „Schiedsspruch“ etwas irritiert. Die knappe inhaltliche Auswertung konzentriert sich auf die Lokalisierung der Konflikte (XXV–XXVIII).

Insgesamt ist zu würdigen, dass die Erstedition der ältesten Konstanzer Baugerichtsprotokolle, insbesondere in Verbindung mit den Arbeiten Peter Schusters zur Konstanzer Stadtgeschichte des 15. Jahrhunderts, neue Einsichten in Formen der Konfliktlösung, in die Rechtspraxis und in das Alltagsleben der mittelalterlichen Stadt ermöglicht. Aber auch Fragen der Sozialgeschichte des Rechts, der neueren Kriminalitätsgeschichte und der Umweltgeschichte können zukünftig mit dieser Edition

bearbeitet werden, ebenso wie Fragestellungen der Kunstgeschichte oder der Stadtarchäologie.

Andreas Bihrer, Kiel

Mußnug, Dorothee, Acht und Bann im 15. und 16. Jahrhundert (Historische Forschungen, 111), Berlin 2016, Duncker & Humblot, 368 S., € 99,90.

Dieses Buch reiht sich nicht ein in die wogende Flut der Jubiläumsliteratur, die uns in diesem Jahr an die Ereignisse von 1517 und danach erinnert. Und dennoch wird sein Gegenstand in aller Munde bzw. zwischen allen Buchdeckeln dieses Jubiläumsjahres wieder auftauchen: die Verbindung von Reichsacht und päpstlichem Bann. Tatsächlich widmet auch die Verfasserin diesem im kollektiven Gedächtnis vielleicht berühmtesten Achtverfahren, der „Causa Lutheri“, rund dreißig Seiten ihrer Studie. Es steht aber nicht isoliert, sondern als Wendereignis, als „Höhepunkt und Ende einer aufeinander bezogenen und sich wechselseitig stützenden Gerichtsbarkeit“ (202) von Papst und Kaiser. Zum letzten Mal zog der Bann die Acht unmittelbar nach sich.

Tatsächlich trafen Acht und Bann während des 15. und 16. Jahrhunderts aber nur ganz selten zeitlich zusammen – auch wenn die Theorie, wie sie etwa im Sachsenspiegel des Eike von Repgow zu finden war, etwas anderes nahelegte. Das überrascht. Nicht so sehr, weil man ein engeres Zusammenarbeiten von Papst- und Kaisertum erwartet hätte, sondern weil die tatsächliche Zahl der Fälle so unglaublich klein ausfällt: Letztlich kann Dorothee Mußnug nur vier Fälle im Betrachtungszeitraum nachweisen, in denen Reichsacht und päpstlicher Bann zugleich verhängt wurden.

Das heißt aber natürlich nicht, dass die vielen gescheiterten Versuche nicht dokumentiert würden. Detailreich zeichnet Mußnug auf der Grundlage umfangreichen gedruckten Materials Acht- und Bannverfahren zwischen Sigismund und Ferdinand I. nach und beleuchtet die politischen Umstände, unter denen im Einzelfall das eine jeweils das andere doch nicht nach sich zog. Dabei steht merklich die kaiserliche bzw. Reichsperspektive im Mittelpunkt. Insbesondere die Reichstagsakten werden dabei gründlich ausgewertet und ausführlich zitiert. Diese Ausführlichkeit freilich geht manchmal auf Kosten der Interpretation, die dann dem Leser überlassen wird. Mit der Nachfolge Ferdinands I. auf den Thron seines Bruders, der von Papst Paul IV. energisch widersprochen wurde, wurden „die Bande, die noch zwischen päpstlichem Bann und kaiserlicher Acht bestanden [...], endgültig zerschnitten“ (305). Ferdinand ließ seinen Reichsvizekanzler Sigmund Seld ein umfangreiches Gutachten erstellen, das die schon lange mangelnde Hilfe des Papst- für das Kaisertum unterstrich. Die Realität eines längst bikonfessionellen Reiches war als Resonanzkörper sicher wichtiger als dieser persönliche Konflikt: Zwar behaupteten die Kaiser noch immer die Kirchenadvokatie in ihren Wahlkapitulationen; aber schon bei der Wahl Maximilians II. erwirkten die weltlichen Kurfürsten die Feststellung, „daß sie den König so viel den vorhergehenden Articul [betrifft] [...] nicht darmit verbunden, noch selbsten darein bewilligt haben wollten“ (306).

Zwei kritische Bemerkungen müssen dieser fleißigen und gewissenhaften Arbeit gegenüber erlaubt sein: Die eine betrifft die Literatur, die nur ausnahmsweise bis in die letzten zehn Jahre reicht, was offenbar auch an einer längeren Unterbrechung bei der Bearbeitung des Manuskripts liegt, auf die Mußnug im Vorwort kurz hinweist. Die andere – und auch das mag dem Drang nach raschem Abschluss der Arbeit geschuldet sein – ist die nur sehr, sehr knappe Rahmung der Detailstudien durch eine Einleitung und „Schlußbemerkungen“ von jeweils gerade einmal vier Seiten. Vor allem der zu knappe Forschungsüberblick (gut eine Seite!) zu Beginn und das praktisch vollständige

Fehlen einer Leitfrage oder von Erläuterungen zum geplanten Vorgehen erschweren den Einstieg in das Buch, dem doch gerade wegen seiner Gründlichkeit und seiner vielen Details ein wenig Lenkung für den Leser gutgetan hätte. Die „Schlußbemerkungen“ holen das in gewisser Weise, aber sicher nicht gänzlich nach – zumal auch Mußnug sich bis zum Ende gegen einen „einfache[n] Schlußstrich“ (318) wehrt – sicher auch zu Recht. Tatsächlich aber „verführt [die Geschichte] dazu, bei der Beschreibung ins Detail zu gehen“ (ebd.), und zwar vor allem die Verfasserin selbst. Genau das macht diese Arbeit zu einer anstrengenden, wenn auch lohnenden Lektüre. Lohnend allerdings nicht so sehr für die Vogelperspektive und synthetisierende Einsichten – denn die verwehrt Mußnug dem Leser weitestgehend –, sondern vor allem im Hinblick auf die Einzelfallanalysen. Damit ist das Risiko groß, dass die Studie als Steinbruch für spätere erhalten muss. Schade eigentlich. Sie hätte mehr verdient.

Hiram Kümper, Mannheim

Baker, Patrick / Ronny Kaiser / Maike Priesterjahn / Johannes Helmraht (Hrsg.), Portraying the Prince in the Renaissance. The Humanist Depiction of Rulers in Historical and Biographical Texts (Transformationen der Antike, 44), Berlin / Boston 2016, de Gruyter, IX u. 489 S., € 99,95.

Bereits Jacob Burckhardt wies in seinem klassischen Werk über die „Kultur der Renaissance in Italien“ an mehreren Stellen auf die seit der Mitte des 14. Jahrhunderts einsetzende Blüte der Biographik hin. Ausgehend von einer Neuentdeckung des Menschen und dem erwachenden Interesse an dessen aus eigener Kraft gestaltetem Lebenslauf hätten sich Einzel- und Sammelbiographien nach dem Vorbild von Petrarca's „De viris illustribus“ einer zunehmenden Beliebtheit erfreut, weshalb diese literarische Gattung geradezu als Epochensignatur der Renaissance im Gesamten gelten könne.

Das vorliegende Werk ist mit der Herrscherbiographie bzw. der Darstellung von Fürsten in schriftlichen Quellen einem zentralen Themenfeld humanistischer Literatur gewidmet, wobei neben einschlägigen Texten und Textsammlungen auch biographische Abschnitte in Epen oder Nationalgeschichten untersucht werden. Der Band beinhaltet die schriftlichen Beiträge einer unter gleichnamigem Titel im Rahmen des SFB 644 „Transformationen der Antike“ vom 6. bis 8. November 2014 in Berlin veranstalteten Tagung, die um einen Aufsatz erweitert in der gemeinsamen Publikationsreihe des SFB und des August-Boeckh-Antikezentrums an der Humboldt-Universität zu Berlin erschienen sind. Die Publikation schließt thematisch an die beiden vorangegangenen Tagungsbände „Medien und Sprachen humanistischer Geschichtsschreibung“ (2009) und „Historiographie des Humanismus“ (2013) an und stellt somit den Abschluss einer Trilogie zur Neubewertung der humanistischen Historiographie des 15. und 16. Jahrhunderts dar.

Die einzelnen Beiträge sind um vier Themenkreise gruppiert, wobei in einem ersten Abschnitt *virtutes* als wesentliches Element humanistischer Fürstenporträts aus unterschiedlichen Perspektiven in den Blick genommen werden. In vier Beiträgen wird dabei unter anderem die Zuschreibung von Herrschertugenden durch humanistische Biographen und Historiographen am Beispiel Karls VII. von Frankreich (Thomas Schwitter), Karls des Großen (Maike Priesterjahn), der englischen Könige Heinrich V. und Heinrich VI. im Vergleich (Stefan Schlelein) sowie Alfons' I. von Neapel (Hester Schadee) thematisiert.

Der folgende Themenkreis widmet sich kulturellen, politischen und protonationalistischen Motiven in Herrscherbiographien. So illustriert etwa der Beitrag von Luka Špoljarić über bis in die römische Antike zurückreichende Ursprungsmythen kroatischer Adelsfamilien anschaulich den instrumentellen Charakter dieser dynastischen Selbstinszenierungen nicht zuletzt im Rahmen eigener diplomatischer Aktivitäten. Die beiden weiteren Beiträge dieses Abschnitts beschäftigen sich mit historiographischen bzw. epischen Werken aus dem Gebiet des Römisch-Deutschen Reiches: zum einen mit der bereits von Zeitgenossen heftig kritisierten „Germaniae Exegesis“ des Franciscus Irenicus, einer national ausgerichteten Stoffsammlung über germanisch-deutsche Herrschergestalten (Ronny Kaiser), zum anderen mit Riccardo Bartolinis „Austrias“, einer epischen Schilderung des bayerisch-pfälzischen Erbfolgekriegs nach dem Vorbild Vergils und Lucans, in der Maximilian I. als von himmlischen Mächten unterstützter Herrscher begegnet (Florian Schaffenrath).

Die dritte Sektion des Bandes ist der Frage nach Imitation und Transformation antiker Werke (Gary Ianziti, Thomas Hays), aber auch nach mittelalterlichen und zeitgenössischen literarischen Vorbildern (Markus Schürer, Wolfgang Strobl) gewidmet. Insbesondere Marc Laureys' Studie zu den bislang kaum beachteten Fürstendarstellungen in den „Elogia virorum bellica laude illustrium“ des Flamen Jacobus Sluperius belegt anschaulich die Vorbildwirkung nicht nur klassischer Werke der antiken Literatur, sondern auch einschlägiger Publikationen zeitgenössischer Humanisten.

Die Beiträge des letzten Abschnitts beschäftigen sich mit Zugängen und Methoden der Renaissance-Biographik sowie der zeitgenössischen Debatte über die *ars historica*. Dabei untersucht etwa Kira von Ostenfeld-Suske die in zwei Traktaten veröffentlichten methodischen Überlegungen des spanischen Hofhistoriographen Juan Páez de Castro (ca. 1510–1570), der als Vorarbeit zu einer geplanten Geschichte der Regierung Kaiser Karls V. nicht nur inhaltliche und stilistische Anforderungen formulierte, sondern auch eine adäquate Quellenauswahl und -bewertung forderte, um den gelehrten Lesern auf der Basis einer *mejor historia* die durch Moral und politischen Scharfsinn ausgezeichneten Handlungen des Herrschers zu verdeutlichen.

Umklammert werden die einzelnen Beiträge des Bandes von einer ausführlichen und instruktiven Einleitung der Herausgeber, die in die Konzeption und inhaltlichen Schwerpunkte der Publikation einführen, sowie von einer konzisen, theoriegeleiteten Zusammenfassung von Albert Schirrmeyer, der die einzelnen Artikel ausgehend von dem in Berlin entwickelten Konzept der Transformation kultureller Wandlungsprozesse diskutiert.

Die Publikation ist sorgfältig redigiert und enthält Beiträge in englischer und deutscher Sprache, wobei jeder Artikel mit einem in der jeweils anderen Sprache verfassten Abstract eingeleitet wird. Auch wenn nicht alle Beiträge durchgängig dem stringenten Konzept der Herausgeber folgen und zuweilen eine Einbeziehung zeitgleich entstandener bildlicher Herrscherdarstellungen vorteilhaft gewesen wäre, zeichnet sich der Band dennoch durch eine umsichtige Konzeption und ein durchwegs hohes wissenschaftliches Niveau seiner Beiträge aus. Der Tagungsband „Portraying the Prince in the Renaissance“ stellt somit einen innovativen Beitrag und weiteren wichtigen Baustein zu einer Neubewertung der humanistischen Historiographie des 15. und 16. Jahrhunderts dar.

Daniel Luger, Wien

Posset, Franz, Johann Reuchlin (1455–1522). A Theological Biography (Arbeiten zur Kirchengeschichte, 129), Berlin / Boston 2015, de Gruyter, XXVI u. 917 S. / Abb., € 99,95.

Der Pforzheimer Humanist Johannes Reuchlin, Vater der griechischen und hebräischen Sprachstudien in Deutschland, findet neuerdings erfreulich große Aufmerksamkeit, sind doch in den letzten Jahren nicht weniger als drei umfangreiche Monographien zu ihm erschienen: Den Anfang machte 2011 David H. Price mit „Johannes Reuchlin and the Campaign to Destroy Jewish Books“; 2015 folgte die hier zu besprechende Biographie Franz Possets, bevor Ende 2016 Jan-Hendryk de Boers Göttinger Dissertation „Unerwartete Absichten – Genealogie des Reuchlinkonflikts“ eine Neuinterpretation des sogenannten „Judenbücherstreits“ lieferte.

Vor seiner Reuchlinbiographie hat sich Posset, der nach dem Studium der katholischen Theologie an der Universität Tübingen (u. a. bei Joseph Ratzinger) seit den 1980er Jahren als Theologe und Seelsorger in den USA tätig ist, bereits in „Renaissance Monks“ und „Unser Martin. Martin Luther aus der Sicht katholischer Sympathisanten“ näher mit dem Umfeld des Pforzheimer Humanisten beschäftigt, enthalten doch beide Bücher eine Reihe von Biographien wichtiger Briefpartner Reuchlins (Bernhard Adelmann von Adelmansfelden, Caspar Amman, Veit Bild, Nikolaus Ellenbog, Konrad Leontorius, Heinrich Urban).

Sieht man von der für ein breiteres Publikum bestimmten Lebensbeschreibung Reuchlins durch Max Brod von 1961 („Johannes Reuchlin und sein Kampf“) ab, stammt die letzte wissenschaftliche Biographie aus dem 19. Jahrhundert. Verfasst wurde sie 1871 von Ludwig Geiger („Johann Reuchlin. Sein Leben und seine Werke“), einem Sohn des bekannten Reformrabbiners Abraham Geiger. Von Seiten der Reuchlinforschung kann Possets Buch daher nur begrüßt werden. Auf über 900 Seiten geht Posset in insgesamt 15 Kapiteln dem Leben Reuchlins von dessen Geburt als Sohn des Verwalters des Pforzheimer Dominikanerklosters 1455 bis zu dessen letzten Lebenstagen und dessen Tod in Stuttgart 1522 mit großer Liebe zum Detail und unter Einbeziehung umfangreicher, vielfach entlegener wissenschaftlicher Literatur nach (daher ist die auf Verlagswunsch erfolgte Beschränkung auf eine Auswahlbibliographie umso bedauerlicher). Mehr als die Hälfte der Biographie ist dem „Judenbücherstreit“ gewidmet, der sich an Reuchlins Gutachten für Kaiser Maximilian I. entzündete, in welchem der Pforzheimer Humanist im Unterschied zu den anderen Gutachtern 1510 für eine Erhaltung der jüdischen Literatur mit Ausnahme der gegen die christliche Kirche gerichteten Schmähschriften plädierte. Der von Reuchlin zur Verteidigung seiner Auffassung 1511 veröffentlichte „Augenspiegel“ wurde von der Theologischen Fakultät der Universität Köln und in der Folge auch von den Theologen in Löwen und Paris als ketzerisch und die Juden begünstigend verurteilt. Ein sich über etliche Jahre hinziehender Prozess, der zuletzt an der römischen Kurie verhandelt wurde, rief eine heftige literarische Kontroverse hervor, die sich zu einem Grundsatzstreit zwischen Humanismus und Scholastik entwickelte. In zwei eigenen Kapiteln behandelt Posset die beiden Hauptwerke Reuchlins, „De verbo mirifico“ von 1494 und „De arte cabalistica“ von 1517. Ein Personenregister und eine Liste der Bibelstellen schließen das mit zahlreichen Abbildungen ausgestattete Buch ab.

Posset versteht sein Buch als eine „theologische Biographie“, in der er Reuchlins Schriften und Korrespondenz nach dessen „religiosity“ befragen will. Er greift damit eine Frage auf, der 1990 Stefan Rhein („Religiosità individuale e riforma della società. Un contributo alla teologia di Johannes Reuchlin“) und zuletzt Matthias Dall’Asta („Frömmigkeit und Kirchenkritik: der Laientheologe Johannes Reuchlin“, 2016)

nachgegangen sind. Seinen eigenen Standpunkt beschreibt Posset in der Einleitung als den eines Autors, der mit den Reformen des Zweiten Vatikanischen Konzils, vor allem mit dessen Erklärung „*Nostra aetate*“ zum Verhältnis der katholischen Kirche zu den nichtchristlichen Religionen vom 28. Oktober 1965, und den von der Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum erarbeiteten „Richtlinien und Vorschlägen zur Ausführung von *Nostra aetate*“ vom 1. Dezember 1974 übereinstimmt. Die Reuchlinbiographie soll einen Beitrag zur Klärung der Position der katholischen Kirche gegenüber den Juden liefern.

Die Zielsetzung, Reuchlins „Katholizität“ zu belegen und ihn als einen Vorläufer der Erklärungen des Konzils zum Verhältnis zu den Juden sichtbar zu machen, führen leider zu einer Reihe von Vereinfachungen und Verzerrungen. Schon die unterschiedslose Verwendung des Begriffs „catholic“ für die Zeit vor und nach der Reformation erscheint – zumindest aus der Sicht des deutschsprachigen Lesers – problematisch. In dem Bestreben, Reuchlins Leben aus einer „catholic theological perspective“ zu beschreiben, unternimmt Posset zunächst den Versuch, Reuchlin aus dem Einfluss der protestantischen Geschichtsschreibung zu lösen, die den Humanisten aufgrund von Melanchthons 1552 veröffentlichter „*Oratio continens historiam Ioannis Capnionis Phorcensis*“ als Vorläufer oder Befürworter der Reformation dargestellt hatte. Von dieser Sichtweise hat sich die Forschung jedoch schon lange verabschiedet. Possets Urteil, dem zufolge es sich bei Reuchlin um den bedeutendsten Lientheologen („the greatest lay theologian“) der Zeit vor der Reformation handelt, ist bei aller Wertschätzung von Reuchlins Leistungen sicherlich nicht haltbar. Die „Theologie“, wenn man von einer solchen überhaupt sprechen kann, bleibt bruchstückhaft. Auch die Gegenüberstellung von Reuchlin als „staunch [unerschütterlichem] catholic“ und Erasmus von Rotterdam als Vertreter des „catholic liberalism“ ist wenig zielführend. Erinnert kommt, dass sich gerade die als Zeugnisse für Reuchlins standhafte Treue zur Kirche angeführten Zitate aus dessen Widmungsbriefen zu „*De arte cabalistica*“ an Papst Leo X. und zu „*De accentibus et orthographia*“ an Kardinal Adriano Castellesi wegen ihrer klaren Zielsetzung, die Unterstützung führender Vertreter der römischen Kurie im Prozess um den „Augenspiegel“ zu gewinnen, nicht unbedingt als Belegstellen eignen. Eine Engführung ist Possets Interpretation des „Judenbücherstreits“ als Kampf zwischen der alten Form der Theologie (Scholastik) und einer neuen Form von „biblischer Theologie“, in welche die Ergebnisse der philologischen Bemühungen um die Sprachen der Heiligen Schrift einfließen. Wenn auch die Betrachtung von Johannes Pfefferkorn (er war Reuchlins Hauptgegner im Streit um die jüdischen Bücher) als einer Marionette der Kölner Dominikaner überholt ist (siehe bereits die Kritik Geigers), so ist umgekehrt aber auch Possets Auffassung von den Dominikanern als bloßen Gefolgsleuten Pfefferkorns unhaltbar. In seinem Bestreben, Reuchlin als Vorläufer für die Verständigung der katholischen Kirche mit dem Judentum zu zeigen und den von Heiko A. Oberman und James Overfield erhobenen Vorwurf des Antijudaismus zu entkräften, zeichnet Posset ein Bild Reuchlins, das die Unterschiede und Widersprüche in den Äußerungen zu den Juden in dessen Schriften und dessen Korrespondenz (siehe z. B. den Brief an den Augsburger Arzt Johannes Stocker vom Februar 1512) nicht erkennen lässt. Ein besonders bemerkenswertes Beispiel ist hier Possets Interpretation der 1505 auf Anfrage eines unbekanntenen Adligen verfassten „*Tütsch missive*, warumb die Juden so lang im ellend sind“, in welcher Reuchlin die Diaspora des jüdischen Volkes als Folge von dessen Verstocktheit gegenüber dem von Gott gesandten Messias deutet und die Juden der Schmähung von Jesus, Maria und der Kirche bezichtigt, als bloße Diskussion unterschiedlicher Meinungen und als Angebot zum Gespräch. Auch wenn Reuchlin von den in der „*Tütsch missive*“ vertretenen Positionen später abgerückt ist, so hielt er doch am Ziel der Bekehrung der Juden zum christlichen Glauben, wozu auch

seine eigenen Schriften beitragen sollten, stets fest. Als Vorbild für den jüdisch-christlichen Dialog ist Johannes Reuchlin bei aller Achtung seiner Verdienste um die Bewahrung der jüdischen Bücher deshalb nur bedingt geeignet.

Gerald Dörner, Heidelberg

Salatowsky, Sascha / Winfried Schröder (Hrsg.), *Duldung religiöser Vielfalt – Sorge um die wahre Religion. Toleranzdebatten in der Frühen Neuzeit* (Friedenstein-Forschungen, 10), Stuttgart 2016, Steiner, 313 S., € 56,00.

Weshalb braucht es einen weiteren Sammelband zu Toleranzdebatten in der Frühen Neuzeit? Die Herausgeber des hier zu rezensierenden Werkes nennen vier Aspekte, die aus ihrer Sicht bisher zu wenig Beachtung gefunden haben: erstens die Legitimation von Intoleranz, zweitens der Fokus auf den Zeitraum zwischen dem Reformationszeitalter und der Aufklärung (ca. 1580–1670), drittens die Berücksichtigung konfessioneller Besonderheiten und viertens die Einbeziehung „der realgeschichtlichen Kontexte [in] die einschlägige philosophische Theoriebildung“ (11).

Auffällig ist die Diversität der Disziplinen, welche die 15 Autoren und die (einzige) Autorin vertreten. Bei mehr als der Hälfte handelt es sich nicht um klassische Historiker, sondern um Philosophen, Theologen, Germanisten sowie Rechts- und Religionswissenschaftler. Jan Assmann eröffnet das Feld mit einem Artikel zum Verhältnis von Monotheismus und Intoleranz. Walter Sparr verdeutlicht am Beispiel der beiden Theoretiker Johann Gerhard und Theophil Lessing, wie die Duldung anderer Religionen sowohl theologisch als auch naturrechtlich begründet wurde. Mit der Frage, inwieweit die Ringparabel Gotthold Ephraim Lessings (ein Enkel des eben erwähnten Theophil) „modern“ ist, beschäftigt sich Friedrich Vollhardt.

Die große Mehrheit der Artikel fokussiert auf christliche Konfessionen und ‚Sekten‘ in Europa. Gleich zwei Beiträge befassen sich mit den antitrinitarischen Sozinianer (Sascha Salatowsky und Justin Champion). Łukasz Bieniasz zeigt am Beispiel dreier Jesuiten auf, wie im polnischen „Jahrhundert der Toleranz“ (60) Stimmung gegen religiöse Dissidenten gemacht wurde. Kęstutis Daugirdas nimmt die „Toleranz aus der Perspektive der Remonstranten und ihrer reformierten Kontrahenten“ in den Blick. Mona Garloff beschäftigt sich mit der Kontroverse rund um die Konversion Heinrichs IV., während Jens Glebe-Møller sich auf das Verhältnis zwischen Politik, Religion und Handel in Dänemark konzentriert. Weitere Fallstudien gibt es zur anglikanischen Kirche in England (Ulrich Niggemann) und zur Religionspolitik in Mannheim (Harald Stockert).

Auf den Islam wird hingegen nur am Rande eingegangen. Wiep van Bunge diskutiert zwar die Wahrnehmung von Muslimen in den Niederlanden; religiöse Aspekte spielten hier aber nur eine marginale Rolle. Dem Judentum widmet der Sammelband keinen eigenen Artikel. Demgegenüber gibt es einen Artikel vom US-amerikanischen Ideenhistoriker John Christian Laursen zum peruanischen Indigenen Felipe Guaman Poma de Ayala. Guaman Poma setzte sich Anfang des 17. Jahrhunderts mit einem bemerkenswerten Traktat für sein Volk ein. So spannend dieses Thema auch ist, so bleibt in diesem Fall der Beitrag zur Toleranzdebatte doch eher fraglich. Hingegen wäre gerade für die nichtchristlichen Religionen ein Blick auf Spanien und Portugal interessant gewesen (Wolfgang Forsters Beitrag zur „Toleranzgarantie für Kaufmänner und Seeleute im spanisch-englischen Friedensvertrag von 1604“ nimmt in erster Linie den Protestantismus in den Blick).

Was schließlich den Begriff der Toleranz selbst betrifft, hinterlässt der Sammelband einen etwas ambivalenten Eindruck. Als theoretisches Leitkonzept hätte der bereits im Vorwort genannte Ansatz von Rainer Forst dienen können. Auf dessen Idee der vier Dimensionen – Toleranz als Erlaubnis, Koexistenz, Respekt und Wertschätzung – geht allerdings nur Harald Stockert näher ein (277). Ein roter Faden, der die einzelnen Beiträge auf einer theoretisch-methodischen Ebene verbinden würde, fehlt somit. Hingegen bieten die Reflexionen von Mona Garloff (164f.) und Ulrich Niggemann (240f.) Anknüpfungspunkte für eine grundsätzliche Debatte: Dabei geht es um die Frage, inwieweit sich „Toleranz“ überhaupt als Analysebegriff für die Geschichtswissenschaft eignet. Tatsächlich erscheint Toleranz geradezu als das Paradebeispiel eines „Postulats der Moderne“ (Arndt Brendecke), vor dessen Hintergrund die Frühe Neuzeit als defizitär erscheinen muss – allen guten Absichten zum Trotz.

Joël Graf, München / Bern

Rublack, Ulinka (Hrsg.), *The Oxford Handbook of Protestant Reformations*, Oxford / New York 2017, Oxford University Press, XIX u. 823 S. / Abb., £ 95,00.

Rechtzeitig zum Jubiläum erscheint das gewichtige Handbuch mit 37 thematischen Kapiteln in sechs Gruppen von 27 Autoren und 11 Autorinnen. 18 kommen aus den USA, 12 aus Großbritannien, 4 aus Deutschland und je einer aus Belgien, Israel, Kanada und den Niederlanden. Verglichen mit anderen Handbüchern bleibt das Werk im Format konservativ, will aber inhaltlich durchaus innovativ sein. Darauf weist bereits die etwas impressionistische Einleitung der Herausgeberin hin, die von Luther ausgehend die weltweite Vielfalt von „Reformations“ von 1400 bis 1750 zum Thema erklärt. Kulturgeschichtliche Fragestellungen sollen sogar die Unterschiede innerhalb der verschiedenen Zweige zur Sprache bringen. Spirituelle Praxis und Alltagsverhalten werden untersucht, woraus sich neue Erkenntnisse nicht nur zur Rolle der Geschlechter, sondern auch zu den „Dauerbrennern“ Max Weber und Modernität ergeben.

Unter „The New Theology“ verfolgt Christopher Ocker die Sünden- und Gnadenlehre vom Mittelalter über Luther bis zu späteren Reformatoren und Katholiken, einschließlich Sprachregelungen. Alec Ryrie hingegen untersucht höchst innovativ die spirituellen Erfahrungen von verschiedenerlei Protestanten mit den Folgen für deren kulturelle Praxis. Laut Robin B. Barnes gab es auch ohne den päpstlichen Kalender eine protestantische Zeitreform, die der allgemeinen Homogenisierung und verstärkten Messung der Zeit entsprach, aber auch die Trennung zwischen Zeit und Ewigkeit sowie apokalyptische Tendenzen verstärkte, mit Angst als Ergebnis. Glenn Burgess kann keine Einheit im politischen Denken der Reformation erkennen, das hier strikten Gehorsam predigte und dort Widerstand oder Revolution legitimierte. Meines Erachtens hätte er den jeweiligen politischen Kontext, etwa die Rolle Magdeburgs, einbeziehen und die deutsche Forschung zur Kenntnis nehmen sollen.

Die zwölf Kapitel über „Geographies and Varieties of the Reformations“ werden von Graeme Murdock mit einer Dekonstruktion der Kartographie eröffnet: Es ist unmöglich, die bunte evangelische Welt mit ihren porösen Grenzen durch Flächenfärbung angemessen wiederzugeben, vom zeitlichen Wandel ganz abgesehen. Der Band verzichtet daher bewusst auf Karten (5)! Howard Louthan behandelt anschließend Böhmen von Karl IV. bis ins 17. Jahrhundert, Thomas Kaufmann Luther als Ursprung der Reformation und das Luthertum mit seiner Konfessionskultur, Randolph C. Head die Schweizer Reformationen von 1520 bis 1720 und ihre Konfessionskulturen im engeren Sinn – Calvin und Genf werden hier nur gestreift –, C. Scott Dixon die Radikalen im

umfassenden Sinn Gottfried Arnolds und ihre Bedeutung für die weitere Entwicklung des Protestantismus. Anschließend geht es bei Mack P. Holt um Calvin und die Reformierten in Kontinentaleuropa, mit einem Schwerpunkt auf der Prädestinationslehre, bei Felicity Heal um die Reformationen auf den Britischen Inseln, die im Sinne der neueren Forschung als religiöse Praxis gesehen werden. Philip M. Soergel befasst sich mit den Praktiken der vier Konfessionen nach Wiedererstarben des Katholizismus, Andrew Colin Gow und Jeremy Fredkin untersuchen das Verhältnis zu anderen Religionen: komplex zum Judentum und negativ zum Islam. Mit Comenius, Alsted und anderen greift Howard Hotson die Linie der „Abweichler“ wieder auf, die von Ulrike Gleixner für den Pietismus fortgesetzt wird. Zum Schluss schildert Mark Häberlein den vielgestaltigen außereuropäischen Protestantismus mit Schwerpunkt Nordamerika.

„Communicating the Reformations“ befasst sich mit dem Einsatz des Buchdrucks (Andrew Pettigree), der Wortkultur in Bibel und Predigt (Helmut Puff), neuen liturgischen Formen (Susan C. Karant-Nunn) – der Kirchenbau wird von Soergel und Puff angesprochen –, aber auch umfangreichen Korrespondenznetzen der Reformatoren – 12.000 Briefe bei Bullinger (Mark Greengrass).

Unter „Sites, Institutions, and Society“ behandelt Michael Heyd (†) Universitätslehrer als Träger der Reformation im ideengeschichtlichen Kontext, Charlotte Methuen das neue Schulwesen samt der katholischen Konkurrenz, Joel F. Harrington die überwiegend konservative protestantische Justiz, die oft beim kanonischen Recht blieb. Beat Kümin hält Protestantismus auf dem Lande für das Ergebnis langfristigen Aushandelns mit den Obrigkeiten, ungeachtet der frühen Begeisterung im Bauernkrieg. Guido Marnef bestätigt auf dem Hintergrund des Spätmittelalters die These von der städtischen Initiative, was aber keineswegs religiöse Geschlossenheit bedeuten musste. Ronald G. Asch zeigt, wie – Überzeugung in Ehren – Europas Adel den evangelischen Glauben unter verschiedenen Bedingungen mit seinen Standesinteressen zu verbinden wusste.

Mit „Identities and Cultural Meanings of the Reformations“ wird Neuland beschritten, denn auf die theologische und politische Geschichte sowie die Sozialgeschichte (Moeller) der Reformation soll als vierte ihre Kulturgeschichte folgen. Craig Koslofsky referiert die Diskussion über Ursachen der Reformation, identifiziert ihre notwendigen Bedingungen und erklärt dann implizit Reformation als überfällige Kulturrevolution zur hinreichenden Bedingung, wobei freilich von den Folgen auf die Ursachen geschlossen wird. Bridget Heal diskutiert reformatorische Bilderstürme und Bildkulturen, Christopher Boyd Brown reformatorische Musikverbote und Orgelzerstörungen ebenso wie volkssprachlichen Gesang im Gottesdienst als Neuerung, ungeachtet der Transkonfessionalität von Kirchenmusik. Herman Roodenburg bindet die affektive Rhetorik der Predigt in Begriffen der Zeit an die konkrete Körperlichkeit der Beteiligten, aber klar unterschieden von katholischer Emotionalität. Kathleen M. Crowther konfrontiert die einheitlichen protestantischen Geschlechterrollen mit irritierenden Befunden zeitgenössischer Wissenschaftler und Reisender. Ute Lotz-Heumanns Forschungsbericht mit Fallstudie über lutherische Wunderquellen demonstriert, dass der Protestantismus sein säkularisierendes Potential zunächst nicht ausreizte, sondern sich ähnlich wie der Katholizismus mit Vorstellungen vom Übernatürlichen in dieser Welt arrangierte. Max Webers kanonischer Text muss noch erwähnt werden, obwohl Christine R. Johnsons Kapitel über Handel und Verbrauch ein weiteres Mal zeigt, dass er empirisch überholt ist. Konfessionelle Unterschiede gibt es nur im Zusammenhang konfessioneller Praxis. Auch Robert K. Mertons entsprechende These vom protestantischen Ursprung der modernen Naturwissenschaft ist nicht mehr

zu halten, so dass Alisha Rankin viel bescheidener nach glaubensbedingten Eigentümlichkeiten evangelischer Naturphilosophie fragen muss.

In „Assessing the Reformations“ vergleicht Merry Wiesner-Hanks Luther mit seinen Zeitgenossen Guru Nanak, Wang Yangming und Li Zhi. Anschließend verweist sie auf vormoderne Anfänge protestantischer Globalität. Der Calvin-Experte Bruce Gordon hingegen wirft einen kritischen Blick auf das aktuelle Jubiläum, konfrontiert es mit Geschichte und Erinnerung bei den Reformatoren und ihren Nachfolgern sowie den früheren Jubiläen.

Während zur Vertiefung fast nur englischsprachige Lektüre empfohlen wird, werden die Endnoten der internationalen Forschung durchaus gerecht, wenn auch mit Lücken. Das Register erweist sich als zuverlässig. Fazit: ein grundlegendes Werk, zusätzlich flankiert von Handbüchern zu Luther (2014) und Calvin (2017). Bleibt die Frage, welcher Hintersinn mit Luther auf dem Totenbett als Umschlagbild verbunden wird, vielleicht: Luthers Reformation ist tot, aber die vielen Reformationen sollen leben?

Wolfgang Reinhard, Freiburg i. Br.

Hasecker, Jyri, Quellen zur päpstlichen Pressekontrolle in der Neuzeit (1487–1966) (Römische Inquisition und Indexkongregation, 19), Paderborn 2017, Schöningh, 667 S., € 89,00.

„Presse“ meint Erzeugnisse der Druckerpresse, und „Kontrolle“ soll heißen, dass es um mehr geht als nur um Zensur, auch wenn diese im Mittelpunkt des Großprojekts zu Inquisition und Index steht, zu dem dieses Werk einen strategischen Beitrag leistet. Denn die Dokumente, mit denen die päpstliche Kommunikationspolitik rechtlich und praktisch geregelt wurde, sind selbstverständlich überwiegend bekannt und oft auch gedruckt; sie wurden aber noch nie in einer brauchbaren Gesamtausgabe vorgelegt. Die Sammlungen „Index des livres interdits“ von de Bujanda und anderen (1984–2002) und „Catholic Church and Modern Science“ von Baldini und Spruit (seit 2009) haben andere Schwerpunkte und enthalten andere Texte. Im vorliegenden Band finden sich 33 Dokumente für die gesamte Kirche von der Bulle „Inter multiplices“, mit der 1487 die Buchzensur eingeführt wurde, bis zur Abschaffung des Index der verbotenen Bücher 1966, 23 Stücke für die etwas abweichende Praxis in Rom und im Kirchenstaat von 1543 bis 1848 sowie 13 Dokumente zur Organisation der römischen Zensurbehörden von 1542 bis 1965. Die Textedition entspricht bestem Standard mit Kopfregeisten, Listen von Fundstellen und Varianten, speziellen Literaturangaben und einem Fußnotenapparat, der neben Lesarten die erforderliche Identifikation von Personen, Sachen und Texten sowie Querverweise enthält. Darauf folgt als Hilfsmittel die deutsche Übersetzung sämtlicher lateinischer und italienischer Quellentexte – in einer Zeit, in der selbst Experten manchmal nicht mehr über gründliche Sprachkenntnisse verfügen, eine bemerkenswerte und verdienstvolle Handreichung! Der Edition sind 132 Seiten vorangestellt, die sich bescheiden als „Einführung in die Dokumente“ vorstellen, in Wirklichkeit aber eine Geschichte der päpstlichen Pressekontrolle bieten. Ausführliche Anmerkungen belegen Haseckers Beherrschung der auf diesem Feld ziemlich aktiven internationalen Forschung.

Der Schwerpunkt liegt zu Recht auf der Frühen Neuzeit, denn im 16. und 17. Jahrhundert konnte die Kirche durch lückenlose Überwachung aller Veröffentlichungen, auch der Bilder und Nachrichtenblätter (Avvisi), eine ebenso lückenlose Überwachung des Denkens anstreben, in Italien mittels der 1542 gegründeten Inquisition (Dokument C 1), 1571 durch die spezialisierte Indexkongregation ergänzt (C 3, C 4, C5), auf der

Iberischen Halbinsel durch die spanische und die portugiesische Inquisition. Aus einer komplizierten Entwicklung schälten sich der Index des Konzils von Trient von 1564, dessen allgemeine Regeln bis 1900 gültig blieben (A 9), sowie ihre Konkretisierung durch die „Instructio“ im Index Clemens' VIII. von 1596 (A 13) heraus. Während die Buchzensur ursprünglich Sache der Bischöfe oder, so vorhanden, der örtlichen Inquisitoren sein sollte, wurde sie nunmehr von einer Sache der Kirche zu einer Aufgabe des Papstes. Das Recht zur Vorzensur und Erteilung der Druckerlaubnis (Imprimatur), Nachzensur und Bestrafung, ggf. Erstellung gereinigter Texte (Expurgatio) und Gewährung einer Leseerlaubnis für indizierte Bücher wurde mehr oder weniger bei römischen Behörden konzentriert, die zumindest Mittel- und Norditalien mit einem dichten Netz lokaler Inquisitoren mit umfangreichem Personal überzogen. Hasecker schildert dieses durchaus effiziente System detailliert. Adriano Properi hat schon 1996 gezeigt, wie dieser Apparat bei der Disziplinierung der Gläubigen mit den Beichtvätern zusammenwirkte (Tribunali della coscienza, 2. Aufl., Turin 2009; vgl. auch 92). Die Pressekontrolle wurde auf diese Weise zur Basis für die Durchsetzung der Papstherrschaft, zumindest in Italien. Aber im 18. Jahrhundert überschritt dann nicht nur das Ausmaß der Buchproduktion alle Kontrollmöglichkeiten, sondern die europäischen und italienischen Staaten spielten nicht mehr mit. Den Inquisitoren wurde ihr Zwangsapparat entzogen und die Zensur zwar nicht abgeschafft, aber verstaatlicht. Benedikt XIV. reagierte mit einer Überarbeitung des Index (A 22), aber die Folgsamkeit der Gläubigen ließ nach, seit Bücherverbote faktisch nur noch Gewissensangelegenheit waren. 1810 war die Inquisition aus Italien verschwunden, mit Ausnahme des Kirchenstaates. Und selbst dort wurde 1847 die politische von der religiösen Zensur getrennt (B 22, B 23). Auf heftige Kritik reagierte Leo XIII. mit einem im Jahr 1900 veröffentlichten, samt Regeln runderneuerten und gemilderten Index (A 29, A 30). Seine Vorschriften gingen in das neue Kirchenrecht von 1917 ein (A 31). Zugleich wurde die Indexkongregation mit dem Heiligen Offizium vereinigt (C 12), wie die Inquisition seit 1908 hieß (C 11). 1965 wurde sie in Glaubenskongregation umgetauft und ihres Vorrangs beraubt (C 13). Der Index verschwand damit stillschweigend. Das neue Kirchenrecht von 1983 enthält nur noch milde Restbestände der einstigen Pressekontrolle, die bemerkenswerterweise jetzt wieder Sache der Bischöfe ist (Buch 3, Titel 4, Canon 823, § 1). Selbst das Verbot für Katholiken, in kirchenfeindlichen Medien zu veröffentlichen, gilt nicht uneingeschränkt (Canon 831, § 1).

Auch wer sich auszukennen meint, erfährt bei Hasecker Neues, etwa dass die 1542 gegründete römische Inquisition bereits auf ein Netz älterer lokaler Tribunale zurückgreifen konnte (31) oder dass die Lektüre von Bibelübersetzungen in erster Linie Frauen, auch Nonnen (implizit z. B. Teresa von Avila) verboten wurde (A 7 u. ö.) oder dass zumindest unter Clemens VIII. nicht nur Oratorianer für die bischöflichen Befugnisse eintraten (73 f., 88) oder dass die Lektüre von Kopernikus und Galilei in Spanien theoretisch nicht verboten war (112) oder dass auch ein zensierter Autor Generalinquisitor werden konnte (112) oder dass nicht nur römische Buchhändler auf das Glaubensbekenntnis vereidigt wurden (134) oder dass Paul VI. in Wirklichkeit den Index nicht abschaffte, sondern ihn „diskret durch die Hintertür der Geschichte entließ“ (153; A 32, A 33) oder dass es noch andere Beispiele typisch römischen „eindeutig uneindeutigen]“ Verhaltens gibt (64). Am wichtigsten dürfte aber das empirische Ergebnis sein, dass diese besondere Seite der Konfessionalisierung zumindest in Mittel- und Oberitalien überaus erfolgreich war. Das widerspricht Peter Hersches These von der Wirkungslosigkeit des tridentinisch-päpstlichen Reformprogramms in Italien. Auch wenn Hasecker betrübt feststellen muss, dass „eine Edition als akademische Kapitalanlage im Vergleich bekanntlich deutlich weniger Rendite abwirft als

eine Monographie“ (14), so sollte seine Rendite ungeachtet aller Nullzinspolitik angesichts der Höhe des Kapitals meines Erachtens dennoch ansehnlich ausfallen.

Wolfgang Reinhard, Freiburg i. Br.

Haug, Tilman / Nadir Weber / Christian Windler (Hrsg.), *Protegierte und Protektoren. Asymmetrische politische Beziehungen zwischen Partnerschaft und Dominanz (16. bis frühes 20. Jahrhundert)* (Externa, 9), Köln / Weimar / Wien 2016, Böhlau, 528 S. / Abb., € 75,00.

Der vorliegende Band vereint 28 Beiträge einer Tagung, die im April 2014 in Bern stattfand. Die Idee entstand im Rahmen eines Forschungsprojekts zur „Verstaatlichung“ von Außenbeziehungen, das sich zum Ziel gesetzt hat, die „strukturelle[n] Bedingungen und Praktiken der Kommunikation, grenzüberschreitende[n] Verpflichtungen und die Wahrnehmung von Interaktionssituationen in Außenbeziehungen“ (9 f.) zu untersuchen. Der Fokus liegt also auf Protektion als einem Schlüsselbegriff der politischen Sprache, insbesondere in den Außenbeziehungen. Der Begriff wird als „schillernd und definitorisch schwer fassbar“ (15) eingeführt. Die Herausgeber haben es sich und ihren Gästen also nicht leicht gemacht, was sich in der Organisation der Tagung niederschlägt. Alle Beiträger waren gehalten, vor der Tagung fertige Manuskripte einzureichen, die von sechs Kommentatoren gelesen wurden. Dabei untersuchen die Verfasser regelmäßig ein von ihnen bereits bearbeitetes Thema noch einmal neu. Sie nähern sich dem Thema der Protektion somit auf der Grundlage einer sehr guten Quellenkenntnis.

Der Band enthält die überarbeiteten Manuskriptversionen, die in sechs Themenbereiche mit je eigenem Kommentar gegliedert sind. Auf einleitende Überlegungen zu den Semantiken des Protektionsbegriffs folgen die Themenbereiche „Ungleiche Außenbeziehungen“, „Protektion fremder Untertanen“, „Protektion als Herrschaftsleistung“, „Protektion in fremden Rechtsräumen“ und „Protektion und Protektorate im langen 19. Jahrhundert“. Mit Ausnahme einzelner Beiträge haben die Artikel den Charakter von Fallstudien, was für die Kommentatoren offenkundig nicht unproblematisch war. Keineswegs immer ist ein gemeinsamer Kern der drei bis fünf Einzelbeiträge festzustellen.

Obwohl „Protektion“ ein Schlüsselbegriff sowie eine selbstverständliche Leistung von Obrigkeit ist, haben viele Beiträger offenbar zuvor wenig über diesen Begriff nachgedacht. Das verwundert, sollte der Begriff in den Quellen doch omnipräsent sein. Möglicherweise als Reaktion darauf eröffnet Andreas Würzler seinen Beitrag mit einer – ironisch gemeinten (?) – Klage: „Übersetzt man das Fremdwort ‚Protektion‘ mit ‚Schutz‘, so entpuppt sich der Titel ‚Herrschaft und Protektion‘ als Volltreffer in Sachen Banalität.“ (279) Würzler behandelt Suppliken unter dem Aspekt der Asymmetrie und Reziprozität. Einleitend diskutiert er allerdings – wie fast alle Beiträge – Überlegungen zur Bedeutung und zum semantischen Feld von „Protektion“. Der Begriff wird vor allem als Quellenbegriff verstanden, der in unterschiedlichen Sprachen mit einer Vielzahl von Konnotationen und Parallelbegriffen überliefert ist. Barbara Stollberg-Rilinger betont in ihrem Kommentar zur Sektion „Protektion als Herrschaftsleistung“ eindrücklich, dass Überlegungen von diesem Quellenbegriff auszugehen haben, der eben kein analytischer Begriff sei, sondern eine Legitimationsstrategie, mit der argumentiert wurde (327). Das ist überzeugend und wird von vielen Beiträgen auf spannende Weise umgesetzt.

Als Leser stutzt man gleichwohl, handeln doch die drei ersten Aufsätze von der Semantik des Begriffs. Vor allem Wolfgang E. J. Weber verweist auf ein breites Bedeutungsspektrum, das sich dadurch erkläre, dass der Begriff zwar ein Schlüsselbegriff sei, aber nur „ansatzweise systematisch expliziert“ (31) worden sei. Weber entschlüsselt den Begriff, systematisiert Anwendungsbereiche und gibt Untersuchungsbereiche vor, die im Folgenden bearbeitet werden. Da die folgenden Beiträge aber jeweils neu ihren Fallstudien angemessene Definitionen formulieren, kommen Zweifel daran auf, ob Weber die Kollegen mit seiner Systematisierung überzeugt hat.

Dem Begriff „Protektion“ fehlt offenbar ein Gegenbegriff, der nicht recht vorstellbar scheint. Als eine Art von Gegensatz werden vielmehr Folgen von Protektion untersucht, die dem Begriff zunächst fremd scheinen. So konnte Protektion Formen von Zwang und Gewalt legitimieren, gerade in Außenbeziehungen. Protektion war zudem ein Element von hierarchischen Sozialbeziehungen und als solches Teil individualisierter Machtbeziehungen im Gewand der Patronage. Protektion konnte zu einem Mittel der Erpressung werden, mit dem Schutzgelder verhandelt wurden. Viele Beiträge orientieren sich an dieser scheinbaren Widersprüchlichkeit von Freiwilligkeit und Zwang, Verhandlung und Machtpolitik, Schutz und Eroberung, die einleitend als „Polysemie“ des Begriffs beschrieben wird (15).

Ein weiterer Zugang zum Thema besteht in der Annahme einer Veränderung des Konzepts im Rahmen von Institutionalisierungsprozessen. Wurde Protektion im 16. Jahrhundert noch primär als Teil einer personalen Beziehung definiert, so traten später institutionelle, politische und juristische Argumentationen immer stärker in den Vordergrund. Vermutlich aus diesem Grund haben die Herausgeber sich entschlossen, den Bereich der Frühen Neuzeit um das lange 19. Jahrhundert zu erweitern. Es wäre in diesem Zusammenhang interessant gewesen, auch das so genannte Mittelalter mit in den Blick zu nehmen – die theologischen Diskussionen seit dem 12. Jahrhundert werden von Weber in der Einleitung seines Artikels kurz erwähnt –, da die vermeintliche Andersartigkeit dieser Epoche im Hinblick auf ihr Protektionsverständnis nicht immer einleuchten will.

Die Beiträge zum 19. Jahrhundert zeigen in Bezug auf das Protektionsverständnis dieser Zeit eine der Frühen Neuzeit vergleichbare Polysemie, die als „charakteristische Spannung zwischen Vertragsformen, symbolischer Kommunikation, ja einer regelrecht theatralen Inszenierung auf der einen und der Herrschaftspraxis auf der anderen Seite“ zu verstehen ist (Kommentar Jörn Leonhard, 448). Zwar sei eine juristische Ausdifferenzierung erkennbar, aber erst im 20. Jahrhundert sei dieser Prozess voll entfaltet gewesen, wobei Protektion als Begriff zeitweilig verschwand, um im Zeitalter asymmetrischer Kriege erneut aufzutreten.

Die Herausgeber verweisen eingangs auf die militärische Eroberung eines Teils der Ukraine im Jahr 2014, die als Protektion legitimiert wurde. Dieser Krieg wird meist mit den Strategien Vladimir Putins erklärt. Worin dessen Argumentation sich von den frühneuzeitlichen Beispielen unterscheidet, wird jedoch nicht diskutiert. Es soll von den Herausgebern sicher keine Analyse der heutigen Entwicklung verlangt werden. Die immer wieder betonte Polysemie, das „Janusgesicht“ von Protektion und Erpressung, die Auswirkungen auf die Außenpolitik sowie die juristische Normierung als Gegensatz zu einer persönlichen Protektionsbeziehung hatte, hätte allerdings am Beispiel der Ukraine abgearbeitet werden können, um die heutige Praxis des Argumentierens mit Protektion zu derjenigen der Frühen Neuzeit in Beziehung zu setzen. Auch im Fall der Ukraine scheint Protektion vor allem ein Tauschgeschäft mit deutlichen Interessen auf Seiten von Protektoren und Protegierten zu sein.

Die spannenden Fallbeispiele, die die Semantiken in zeitgenössischen Quellen analysieren, hinterlassen daher ein Gefühl der Verwirrung, wie es auch heutige Kommentatoren der russischen Außenpolitik haben mögen. Eine stärkere Strukturierung der Beiträge hätte der Vergleichbarkeit der Ergebnisse gutgetan, sowohl mit Blick auf die Geschichte des Begriffs seit der Antike als auch mit Blick auf den Vergleich mit einer Gegenwart, die gar nicht so andersartig erscheint, wenn es um die Perspektive des Argumentierens mit Protektion geht.

Heiko Droste, Stockholm

Ammerer, Gerhard / Ingonda Hanneschläger / Milan Hlavačka / Martin Holý (Hrsg.), Präzedenz, Netzwerke und Transfers. Kommunikationsstrukturen von Herrscherhöfen und Adelsresidenzen in der Frühen Neuzeit, Leipzig 2016, Leipziger Universitätsverlag, 209 S. / Abb., € 49,00.

Titel und Untertitel lassen Schlimmes ahnen. Da werden vier besonders prominente Leitbegriffe aus unterschiedlichen Themenfeldern der Kultur- und Sozialgeschichte nebeneinandergestellt, die miteinander wenig zu tun haben. Jeder Begriff für sich steht dabei für ein produktives Forschungsfeld der vergangenen Jahrzehnte. Alle vier Begriffe zusammen genommen vermitteln indes den Eindruck, die Herausgeber wüssten nicht so genau, was sie den Lesern der Beiträge dieses Sammelbandes da anpreisen wollen. Die „einleitenden Überlegungen“ der Herausgeber, auf zwei Seiten übersichtlich und knapp, kommen gänzlich ohne Verweise auf bislang betriebene Forschung in diesen Themenfeldern aus und geben keine Hinweise darauf, welches Netzwerkkonzept und welcher Begriff von (Kultur-)Transfer dem Sammelband zugrunde liegt und was genau mit „Kommunikationsstrukturen“ gemeint ist. Lässt man den Titel beiseite, versammelt der Sammelband insgesamt zwölf Beiträge, die im weitesten Sinne der laufenden Forschung zum Thema Fürstenhof zuzurechnen sind; die Beiträge sind ein weiterer Beleg für die zurzeit herrschende Produktivität in diesem Bereich.

In den Aufsätzen geht es im Einzelnen um die Versorgung der habsburgischen Residenzstadt Prag mit Waren unter Ferdinand I.; um Opernreformpläne, die Mitte des 17. Jahrhunderts sowohl in Parma als auch in Wien existierten, in Wien aber aufgrund der Protektion durch den Staatskanzler Kaunitz erfolgreich umgesetzt werden konnten; um das, was sich aus der Korrespondenz zweier miteinander verheirateter Mitglieder von Opernwandertruppen über den Opernbetrieb an den europäischen Fürstenhöfen Mitte des 18. Jahrhunderts lernen lässt. Man erfährt etwas über die von Kardinal Moritz von Savoyen betriebene Repräsentationspolitik, vor allem über die von ihm in Auftrag gegebenen Feste anlässlich seiner Ernennung zum Protektor des Heiligen Römischen Reiches im Jahr 1637 durch Kaiser Ferdinand III.; über die Kavaliertour Jakob Hannibal II. Graf Hohenems Anfang des 17. Jahrhunderts nach Italien und die von der Familie betriebene Heiratspolitik; über die Familienstrategien im Hause Waldstein, die es Mitgliedern der Dynastie über vier Generationen ermöglichte, trotz des Hochverrats Albrecht von Wallensteins am Kaiserhof Karriere zu machen; über militärische Feldlager als Kontaktbörse für junge Architekten wie Johann Lucas von Hildebrandt zur Gewinnung prominenter Auftraggeber. Die Auswertung von Musikerkarrieren in Mitteldeutschland ergibt einen hohen Austausch von Musikern zwischen verschiedenen Höfen, aber nur sehr wenig Fluktuation zwischen Städten und Höfen; ein weiterer Beitrag informiert über die Karrierewege ins Hofkapellmeisteramt am Kaiserhof; man erfährt, wie die Generalhofbaudirektoren im 18. Jahrhundert in Wien zu ihrem Amt gelangten und wie das Hofbauamt unter Maria Theresia organisiert war; es geht um die Huldigungsreisen der böhmischen Könige nach

Schlesien, deren praktische Organisation, deren zeremonielle Ausgestaltung sowie die dabei auftretenden Präzedenzstreitigkeiten; und schließlich gibt der letzte Beitrag einen Überblick über die Rangordnungen am Hof des Salzburger Erzbischofs und deren Wandel im Laufe der Frühen Neuzeit.

Alle Beiträge verhandeln auf die eine oder andere Weise Themen der Hofforschung, wobei die große Zahl kunst- bzw. musikhistorischer Beiträge hervorzuheben ist, die interessante, auch für die Hofforschung insgesamt bedeutsame Befunde enthalten. Sucht man in diesem Band indes nach einem grundsätzlichen Beitrag zu oder einer Auseinandersetzung mit den im Titel genannten Leitbegriffen – „Präzedenz“, „Netzwerke“, „Transfers“, „Kommunikationsstrukturen“ –, so wird man nicht fündig werden. Hier liefert der Sammelband keine neuen Erkenntnisse.

Andreas Pečar, Halle a. d. S.

Keller, Katrin / Petr Maťa / Martin Scheutz (Hrsg.), Adel und Religion in der frühneuzeitlichen Habsburgermonarchie (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, 68), Wien / Köln / Weimar 2017, Böhlau, 388 S. / Abb., € 60,00.

Ein wenig ähnelt die Festschrift zu Thomas Winkelbauers 60. Geburtstag der zusammengesetzten Struktur der frühneuzeitlichen Habsburgermonarchie: Es wird die Kenntnis dreier Sprachen vorausgesetzt, um alle sechzehn Beiträge lesen zu können; die Autoren kommen aus insgesamt acht Ländern, auch wenn viele von ihnen in Österreich tätig sind; selbst die Mitglieder des dreiköpfigen Herausgebergremiums sind drei verschiedenen Nationalitäten zuzuordnen; und obwohl der Jubilar und sein wissenschaftliches Werk durchgehend im Hintergrund (und reichlich in den Fußnoten) präsent sind, werden die sich daraus ergebenden Impulse doch sehr unterschiedlich aufgenommen und verarbeitet. Gerade der letztgenannte Aspekt entspricht durchaus den Gepflogenheiten des Genres. Positiv zu werten ist allerdings, dass die Herausgeber ein einziges Gebiet aus dem Schaffen des Jubilars ausgewählt und die Beiträge mithin mit einer Einheitlichkeit stiftenden Klammer versehen haben. Ausgelotet wird die vielfältige Bedeutung der Religiosität für die Lebenswelten des in der Habsburgermonarchie ansässigen Adels. Zwar legt die Einleitung nahe (11 f.), dass die Formierung des „habsburgischen“, die Grenzen der ursprünglichen Adelslandschaften verwischenden Adels die thematische Ausrichtung des Bandes bestimmt. Einige Autoren nehmen diese länderübergreifende Perspektive auch tatsächlich ein, etwa die Beiträge von Garms-Cornides, Maťa, Polleroß und Scheutz. Doch verorten die meisten Beiträge den Adel klassischerweise in *einem* der Länder der Habsburgermonarchie, sodass sich eine gesamtösterreichische Perspektivierung erst in einer additiven Rückschau einstellt. Einen Bezug zur Religion haben die meisten Beiträge, freilich nicht alle: Mal spielt sie eine typisch frühneuzeitliche, mehr oder weniger implizite Rolle (in den Abhandlungen von Catalano, Pálffy, den Wallnigs und Strohmeier), mal aber auch gar keine (in Bahlckes Beitrag). Der Bezug zu Winkelbauers Werk rechtfertigt diese nicht vollständig aufrechterhaltene Kongruenz zwischen Titel und Inhalt.

Die Herausgeber setzen innerhalb des Oberthemas mal eng, mal breit gefasste Unterthemen, die abermals an das Werk des Jubilars angelehnt sind: (a) Adel und Konfessionalisierung, (b) Repräsentation adeliger Frömmigkeit sowie (c) allgemeine Aspekte von Adel und Religion. Es ist lobenswert, dass die Einleitung zu jedem der Aufsätze eine dichte, die wesentlichen Züge betonende Zusammenfassung anbietet (13–19), wodurch eine erste Orientierung im Band sehr erleichtert wird.

Die einzelnen Beiträge sind unterschiedlichen konzeptionellen Zuschnitts. Neben Gelegenheitsminiaturen wie der von Pia und Thomas Wallnig stehen überblicksartige Darstellungen, deren Fragestellungen keine lange Tradition haben, und somit neue Forschungshorizonte andeuten. So listet beispielsweise Josef Hrdlička evangelische Kirchenordnungen in Böhmen und Mähren auf. Hier können weitere Forscher ansetzen, denn aus der Existenz von Kirchenordnungen als Normsetzungen lässt sich noch nicht automatisch auf ihre Umsetzung und Funktionalität schließen. Um die Konfessionalisierung durch den Adel adäquat beschreiben zu können, scheint es unabdingbar, die Praxisebene detailreicher zu kartographieren. Friedrich Polleroß befasst sich mit der Frage, wie der nichtgeistliche Adel die persönliche Frömmigkeit im Sakralraum zur Schau trug und somit sich selbst repräsentierte. Das Forschungsfeld gewinnt eine erste typologische Struktur, denn es werden nicht nur die schon länger im Blickfeld der Forschung stehenden Grüfte und Grabmale, sondern auch Stifterporträts in Patronatskirchen, Altären inkorporierte Motivbilder, Kirchenmöbel und Paramente thematisiert. Viele Beispiele beschreibt auch Martin Scheutz, der das Stiften von Spitälern als Herrschafts- und Familienrepräsentation sowie Jenseitsvorsorge durch Adelige zum einen und als Bestandteil guter Policey zum anderen auffasst. Den Spitälern ist eine Rolle im Konfessionalisierungsrepertoire österreichischer Grundherren zweifelsohne zuzusprechen. Bei der Beurteilung der Frage, wie gewichtig sie ausfiel, wird man allerdings beachten müssen, dass die eingeschränkten Kapazitäten es nicht ermöglichten, einen größeren Personenkreis zu erreichen. Auch wäre es für künftige Forschungen wünschenswert, die Top-down-Perspektive des Adels um weitere, herrschaftsferne Beobachtungen zu erweitern.

Polleroß wie Scheutz gehen über die Grenzen eines einzigen Territoriums der Donaumonarchie hinaus; dadurch gewinnt die Idee des „habsburgischen“ Adels an Konturen. Solch einen Blickwinkel nehmen auch Elisabeth Garms-Cornides und Petr Maťa ein, die die spezifisch adelige katholische Konfessionskultur (Thomas Kaufmann) ausloten. Garms-Cornides zufolge lassen sich die Besuche des erbländischen Adels in Rom in den Heiligen Jahren 1650, 1675, 1700, 1725 und 1750 (eine Übersicht über die adeligen Besucher ist dem Beitrag beigegeben) mehrheitlich kaum als Ausdruck adeliger Frömmigkeit deuten. Denn ausschlaggebend für den Aufenthalt scheint nicht die religiöse, sondern eher die kulturelle Ausstrahlungskraft der Ewigen Stadt gewesen zu sein. Am interessanten Beispiel der Jenseitsvorsorge und Totenfürsorge – der angestrebten Verkürzung des Aufenthalts im Purgatorium für sich selbst oder für verstorbene Angehörige – führt Maťa den Sinn von geradezu exzessiven Messestiftungen und gestifteten Altären aus. Durch sie konkretisierte sich die imaginierte Gemeinschaft der Lebenden und der Toten mit durchaus durchlässigen Grenzen, ging man doch davon aus, dass sich die Seelen im Fegefeuer im Diesseits bemerkbar machen und die Wirksamkeit der zu ihren Gunsten gehaltenen Gebete andeuten konnten. Der Autor zeigt zudem mit dem Rekurs auf den Kult um die Pressburger Pietà, dass die Andachtsformen der Familie Martinitz ein Ideengeflecht darstellten, deren Hintergrund die Habsburgermonarchie als Ganze und nicht nur deren Einzelteile bildete.

Praxeologisch orientiert sind aber auch die Aufsätze, deren Fokus den Binnen Grenzen des Habsburgerreiches verpflichtet bleibt. Alessandro Catalano beschreibt den für die böhmische Geschichte wichtigen Landtag von 1615 nicht von dessen Ergebnissen her, sondern schildert mithilfe der Berichte italienischer Diplomaten das Zustandekommen der verabschiedeten Beschlüsse, das heißt die komplexe politische Praxis. Dadurch relativiert Catalano überzeugend die Vorstellung, dass sich hierbei zwei trennscharf voneinander abgrenzbare politisch-religiöse Lager gegenüberstanden hätten. Marie-Elizabeth Ducreux untersucht das konfessionalisierende

Handeln des Johann Putz von Adlersturn auf seinen Gütern und zeigt eine Palette möglicher Handlungen auf, mit denen auf das religiöse Verhalten der Untertanen seitens des Grundherrn Einfluss genommen werden konnte – bis hin zu Veränderungen im lokalen Heiligenkalender.

Die Aufsätze weisen – dies ist zu betonen – durchweg ein hohes Niveau auf; die meisten bieten inspirierende oder revidierende Denkanstöße – eine für die Gattung „Festschrift“ eher ungewöhnliche Eigenschaft. Zudem gewähren sie einen Einblick in die aktuellen Diskurse der im Band vertretenen nationalen Historiographien, wie die Beiträge von István Fazekas, András Forgó und Géza Pálffy zu Ungarn vorführen. Dies möge den mit dem Sammelband Geehrten milde über die Tatsache hinwegsehen lassen, dass das Cover eine ungeschickt gewählte Abbildung zeigt: eine Sterbebettzene. Allein, dieser sicherlich unbeabsichtigte bildliche Fehlgriff wird mit dazu beitragen, dem Band die wohlverdiente Aufmerksamkeit zu sichern.

Vít Kortus, Münster / Mainz

Gromelski, Tomasz / Christian Preusse / Alan Ross / Damien Tricoire (Hrsg.), Frühneuzeitliche Reiche in Europa. Das Heilige Römische Reich und Polen-Litauen im Vergleich / Empires in Early Modern Europe. The Holy Roman Empire and Poland-Lithuania in Comparison (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien, 32), Wiesbaden 2016, Harrassowitz, 264 S., € 48,00.

Dass das Heilige Römische Reich Deutscher Nation und die polnisch-litauische Adelsrepublik in der Frühen Neuzeit einiges gemeinsam hatten, ist in den letzten Jahren von vielen bemerkt worden. Bei beiden handelte es sich um Staaten mit schwacher Zentralgewalt, das heißt mit jeweils einem Monarchen mit geringen Kompetenzen und einer Ständevertretung (Reichstag und Sejm), die zwar auf dem Papier mächtiger, aber zunehmend handlungsunfähig war. In beiden Staaten gab es zahlreiche autonome Einheiten, insbesondere an den Peripherien. In gewisser Weise hielten sie nur deshalb noch zusammen, weil sie diese Autonomien in ihrem Inneren garantierten. Und beide Staaten wurden in kurzem zeitlichen Abstand voneinander aufgelöst: Polen 1795 und das Heilige Römische Reich 1806. Dass es dabei allerdings einen fundamentalen Unterschied gab, nämlich dass zwei Teilstaaten des Reichs, Preußen und Österreich, zu den drei Mächten gehörten, die Polen unter sich aufteilten, wird bezeichnenderweise auch in diesem Sammelband nirgends thematisiert.

Der Band ist aus einer Tagung hervorgegangen, die 2011 in der Berliner Niederlassung der Polnischen Akademie der Wissenschaften stattfand. Der größere Teil der Beiträge ist auf Deutsch verfasst, ein kleinerer auf Englisch, wobei einige der deutschen sich oft einer unnötig komplizierten Sprache bedienen (Burkhardt, Carl, Collmer, Kaps). Bei den Autoren handelt es sich in der Regel um Spezialisten für jeweils eines der beiden Staatsgebilde, die ausgehend von ihren bisherigen Forschungen mehr oder weniger intensiv Vergleiche mit dem anderen anstellen, wobei die Polen-Experten auch unter den deutschen Beiträgern klar überwiegen. Bahnbrechende Erkenntnisse sind bei einer solchen Konstellation eher nicht zu erwarten und finden sich hier auch nicht. Der Gewinn des Lesers hängt somit davon ab, was er persönlich als neu und bereichernd empfindet.

Die 14 Beiträge sind in drei thematische Sektionen aufgliedert: eine zu „politischen Versammlungen und konstitutionellen Debatten“, eine zu „Monarchie, Verwaltung und Königshof“ und eine zu „Religion, Kirchen und Politik“. In der ersten Sektion behandelt Julia Burkhardt auf der Basis ihrer Dissertation die Entstehung der

Reichsversammlungen in Polen und Deutschland im Spätmittelalter. In beiden Fällen bildete sich eine Komplementarität von König und Reich aus, die oft gegeneinander standen, aber letztlich zusammenarbeiten mussten. Hier, wie in manchen anderen Beiträgen des Bandes, stehen die Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Ländern im Vordergrund. Nach Unterschieden wird nicht nur weniger intensiv gesucht, sondern es wird auch kaum gefragt, wie sie zu erklären sind. Dabei würde gerade dies Licht auf das Besondere der Staaten werfen.

Drei polnische Historiker widmen sich in dieser Sektion einzelnen Aspekten der Adelsrepublik. Maciej Ptaszyński beschäftigt sich mit dem Entstehungsprozess des adligen Widerstandsrechts, das im ersten Interregnum 1573 kodifiziert wurde, und stellt fest, dass es in Polen ebenso wie in anderen Ländern nicht auf die Reformation zurückzuführen war, sondern seine Wurzeln bereits im Mittelalter hatte. Mit einem speziellen Aspekt dieses Widerstandsrechts befasst sich Edward Opaliński, der die Entstehung von Adelskonföderationen und insbesondere des königsfeindlichen Aufstands unter Mikołaj Zebrzydowski in den Jahren 1606 bis 1608 untersucht. Ihm zufolge handelt es sich bei diesem *rokosz* um ein singuläres Ereignis. Den *rokosz* des Lubomirski in den Jahren 1665/66 will Opaliński nicht als solchen gelten lassen, obwohl die Aufständischen sich zu ihrer Rechtfertigung ausdrücklich auf den *rokosz* des Zebrzydowski beriefen. Hier und an manchen anderen Stellen des Artikels zeigen sich einige problematische Einschätzungen. Eine Bereicherung für die Historiografie außerhalb Polens ist sicherlich der Beitrag von Jerzy Lukowski, obwohl oder gerade weil er den Vergleich zu Deutschland hintanstellt und sich mit einem rein polnischen Thema befasst, dem großen Reformprojekt des Vierjährigen Sejms aus dem Jahr 1790. Dadurch sollte die Monarchie in Polen erblich, die Kompetenzen des Königs aber noch geringer werden. Dafür wollte man die legislative Macht der Stände über den Adel hinaus erweitern. Letzteres führte dann aber zur überwältigenden Ablehnung dieses Projekts durch die adligen Landtage, so dass schließlich in der Verfassung vom 3. Mai 1791 eine andere Staatskonzeption zum Zug kam, die dem König mehr Rechte gab.

Die drei Artikel in der Sektion „Monarchie, Verwaltung und Königshof“ behandeln jeweils Spezialthemen aus diesem Bereich. Der kurze Beitrag über die Entwicklung der Herrscherkanzleien im 16. Jahrhundert ist eher ein Forschungsbericht. Die neuerdings intensiviertere Forschung zur Bedeutung von Ritualen und Symbolen in der Frühen Neuzeit ist vertreten durch einen Beitrag von Joanna Kodzik über zwei deutsch-polnische Fürstenhochzeiten im 17. Jahrhundert. Weniger mit einem Vergleich als mit einem Fall deutsch-polnischer Zusammenarbeit befasst sich auch Peter Collmer in seinem Beitrag über die sächsischen Könige in Polen. Konkret geht es um deren Versuche, die Einnahmen aus der königlichen Tafel, also aus den Eigengütern der polnischen Könige, zu vergrößern, wobei sie nur geringe Erfolge erzielen konnten.

Von den fünf Artikeln in der Sektion „Religion“ handeln gleich drei von der Rolle der Juden. Dabei steht Polen-Litauen klar im Vordergrund, was allein schon aufgrund des wesentlich höheren Anteils von Juden dort naheliegend ist. In der Frühen Neuzeit erfreuten sich die Juden dort auch wesentlich größerer Freiheiten, aber Jürgen Heyde zeigt in seinem Aufsatz, dass diese schon im 16. Jahrhundert von einem großen Teil des Adels angegriffen wurden und nur erhalten blieben, weil König und Magnaten die Juden brauchten und sie deshalb schützten. Nach Igor Kačkolewski hatte man es sowohl in Deutschland als auch in Polen weniger mit echter Toleranz gegenüber Juden zu tun als mit ihrer Duldung, um den Frieden im Land zu erhalten. Das Judentum wurde immer als in der Hierarchie der Religionen unter dem Christentum stehend vorgestellt. Am Ende des 18. Jahrhunderts, so erläutert es Klemens Kaps, kehrte sich die Politik dann um: Im Zug der aufgeklärten Reformen Josefs II. wurden den Juden in Österreich

größere Freiheiten eingeräumt, während in Polen (und auch im bereits österreichischen Galizien) ein Streben nach nationaler Integration einsetzte, in dessen Zuge man die Rechte der Juden einzuschränken suchte.

Von den beiden Texten, die sich mit dem Christentum befassen, ist einer ein Werkstattbericht von Elke Faber über ihre laufende Dissertation zu Provinzialsynoden von Bischöfen in Polen, wie es sie bis ins 17. Jahrhundert gab. Sowohl in Polen als auch in Deutschland versuchte der Klerus damit seine Stellung zu festigen, sah sich aber bei solchen Gelegenheiten auch mit Forderungen der Monarchen nach finanziellen Beiträgen für den Staat und nach Reformen im Klerus konfrontiert. Schließlich stellt sich Damien Tricoire der Frage, warum es in Polen anders als in Deutschland nicht zu einem Prozess der Konfessionalisierung kam. Seiner Ansicht nach ist dies damit zu erklären, dass die Monarchen und die Jesuiten in Polen ein Maximalprogramm anstrebten, nämlich einen katholischen Staat, und damit am Widerstand des Adels scheiterten. In Deutschland hingegen ging es den Fürsten mit ihren Konfessionalisierungsbestrebungen nur um die Wahrung des Friedens in ihren Territorien, womit sie immerhin Erfolg hatten.

Martin Faber, Freiburg i. Br.

Döring, Detlef (Hrsg.), *Geschichte der Stadt Leipzig*, Bd. 2: Von der Reformation bis zum Wiener Kongress, Leipzig 2016, Leipziger Universitätsverlag, 1039 S. / Abb., € 49,00.

Auf Griechisch heißt Handbuch „τό ἐγχειρίδιον“ und meint das, was man in der Hand (ἡ χεῖρ) hält. Inzwischen sind solche Nachschlagewerke, die etwa das Wissen der Historiker über eine Stadt in geordneter Weise zusammenstellen, voluminöser als ein Brevier des Wissens, gerne mehrbändig und schwer wie ein Backstein, damit die Farbabbildungen in scharfer Reproduktion den Text attraktiver machen. Das Volumen solcher Stadtgeschichten übersteigt die Leistungskraft eines Autors, in überschaubarem Zeitraum – meist im Auftrag der Kommune für ein Jubiläum – alle erforderlichen Aspekte zu behandeln oder gar das Profil einer selbständigen Großzerählung zu liefern.

Der Herausgeber des zweiten Bandes der neuen Leipziger Stadtgeschichte hat einen klugen Weg gewählt, ein rezipierbares Konzept historiografischer Rekonstruktion zu offerieren. Detlef Dörings tausendseitige Geschichte der Stadt Leipzig von der Reformation bis zum Wiener Kongress stellt auf rund einhundert Seiten „Grundzüge der städtischen Entwicklung in der Frühen Neuzeit“ voran. Der Herausgeber selbst beschreibt die Jahre von 1539, als der albertinische Zweig der Wettiner sich der lutherischen Konfession zuwandte, bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges durch den Hubertusburger Frieden 1763. Mit der Darstellung der Leipziger Geschichte vom kursächsischen Rétablissement 1763 bis zum Wiener Kongress komplettiert Thomas Höpel den Überblick. Beide Teile richten sich bei der Epocheneinteilung nach den gängigen Zäsuren der deutschen Politikgeschichte, die nicht immer notwendig auch Wendemarken einer Stadtgeschichte bedeuten müssen, aber einen plausiblen Orientierungsrahmen liefern. Die Autoren erzählen speziell den Ereignisgang der sächsischen Geschichte und fügen darin Abschnitte zu den Vorkommnissen ein, die sich auf Leipzig ausgewirkt haben. Diese „äußere Geschichte Leipzigs“ (Döring, 79) ist in ihren Grundzügen solide dargestellt, auch wenn sich gelegentlich über Einschätzungen streiten lässt wie beispielsweise die Aussage, die Schlacht bei Lützen sei von „weltgeschichtlicher Bedeutung“ gewesen (ebd.). Seit die Globalgeschichtsforschung die weltweite Entwicklung stärker zur Geltung gebracht und den eurozentrischen Fokus verabschiedet hat, bedürfen solche Wertungen einer neuen Relation, so wichtig Lützen auch für Europa war.

Für die landeshistorische Dimension wäre es ebenfalls wünschenswert gewesen, die Rolle Leipzigs für die Geschichte der kursächsischen Landtage nicht nur zu erwähnen, sondern auszuleuchten. Leipzig hatte den Vorsitz des Städtecorpus, in dem fast alle Städte der kursächsischen Erblande vertreten waren. In dieser Position fiel den Leipziger Deputierten auf den Ständeversammlungen eine besondere Rolle zu, in der sie Stellung zu politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Themen bezogen. Vor allem die eigenen Beschwerden, die die Stadt Leipzig dem Fürsten im Rahmen der Landtagsgravamina vorlegte, bleiben als Quelle für die Stadtgeschichte gänzlich ungenutzt. Welches Potential in einer durchdachten Auseinandersetzung mit der Landtagsgeschichte Leipzigs gesteckt hätte, wird sichtbar, wenn Höpel zunächst über viele Seiten die Reformfreudigkeit des Leipziger Bürgertums lobt, das im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts durch Soziabilität und beweglichen Bürgergeist alte Führungsformationen und neue Eliten miteinander verschmolzen habe, um dann zu konstatieren, auf dem Landtag 1793 hätten die Vertreter der Stadt Leipzig sich für das tradierte „ständische Privilegiensystem“ (117) stark gemacht. Höpels Konzept, Leipzigs Bürgertum im Anschluss an die DDR-Regionalgeschichtsschreibung einen epochemachenden Modernisierungsimpuls bereits vor der Französischen Revolution zuschreiben zu wollen, übersieht, dass Marktöffnung und Dekorporisierung in Sachsen erst im 19. Jahrhundert begannen. Die Stadt Leipzig bemühte sich nach dem Siebenjährigen Krieg auf den Landtagen darum, ganz im Sinne der Restaurationskommission die ständische Ordnung aufrechtzuerhalten.

Nach den „Grundzügen der städtischen Entwicklung“ folgen noch acht weitere Kapitel zu Aspekten der Stadtgeschichte und ein Kapitel zu den Dörfern, die heute zum Leipziger Stadtgebiet gehören. Bis auf zwei Kapitel („Architektur und Stadtbild“ sowie „Die Völkerschlacht bei Leipzig“) enthalten diese Teile des Buches zwei oder mehr Unterkapitel, die von insgesamt 32 Autorinnen und Autoren verfasst sind. Unter der Überschrift „Die Bürgerstadt“ werden die Spezifika des Ratsregiments und der Stadtverwaltung, das Justizwesen sowie Leipzigs frühneuzeitliche Wehrverfassung bzw. der Anteil der Stadt an der Landesverteidigung Kursachsens abgehandelt. Mit den Messen, dem Münzwesen, dem Buchhandel, den Handwerksinnungen und den Wirtschaftsbeziehungen des Landadels zu Leipzig befasst sich das Kapitel „Wirtschaft und Gesellschaft“. Die kulturelle Dimension der Stadtgeschichte verteilt sich auf die Kapitel „Stadt und Kirche“, „Universität und Bildung“ sowie „Kulturelles Leben“. Mit der Universität, der Literatur und der Musik werden die spezifischen Schwerpunkte Leipzigs zu Recht besonders hervorgehoben.

Nicht dem Bereich der Kultur, sondern dem Kapitel „Leben in der Stadt“ und dort dem Unterpunkt „Alltagsleben“ sind das Essen und Trinken (601–605) zugeordnet. Entsprechend dient das Leipziger Kochbuch der Susanna Eger dazu, Preise zu ermitteln, und wird nicht in seiner kulinarischen Ästhetik analysiert, die sich eher der gehobenen als der exquisiten Küche zurechnen lässt und eher auf die Alltags- als auf die Festküche nicht sehr Vermögenger, wie die Autorin meint, sondern Gutsituierter ausgerichtet war. Ob die Relation stimmt, wenn die Ernährung, ohne die es kein menschliches Leben gibt, auf fünf Seiten abgehandelt wird, während der Armen- und Krankenfürsorge 31 Seiten gewidmet sind, sei dahingestellt. Diese Disposition ergab sich vermutlich daraus, dass zu einem Thema bereits Forschungen vorlagen und zu dem anderen nicht. Solche Gewichtungen indizieren aber, wie sehr auch Kompendien, die einen Überblick zu stadthistorischen Wissensbeständen anbieten, an teils zufällige Gegebenheiten und teils intendierte Wissenschaftspolitik gebunden sind. Die Spezialkapitel des vorliegenden Bandes spiegeln zu einem Gutteil die Schwerpunkte der Forschung zu Leipzig von der Geschichte der Armut etwa, die schon in der DDR his-

toriografisch untersucht wurde, bis zur Erforschung der Messen aus einer analytischen Perspektive, die Markt und Handel fokussiert.

Zumeist, aber nicht immer ist den unterschiedlichen Autorinnen und Autoren der Anschluss an den Stand der aktuellen Fachdiskussion in überzeugender Weise gelungen. Der Beitrag des Herausgebers, „Adel in der Stadt“ (676–684), beispielsweise befasst sich zugleich mit den Fürsten und dem niederen Adel. Ohne mit der Forschung zu einer der beiden Sozialformationen hinreichend vertraut zu sein, stellt der Verfasser ein Aggregat von Anknüpfungspunkten zusammen, das die Bedeutung Leipzigs für die Sozialformation des niederen Adels nicht herauszuarbeiten vermag. Das Gesellschaftsleben und die urbane Kultur der Universitätsstadt mehr noch als das Studium waren weniger für den Adel als vielmehr für die Söhne vermögender Rittergutsbesitzer ein Karriereabschnitt, in dem vor allem die Vernetzung mit gleichaltrigen Adligen stattfand und Vertrautheit mit Bereichen der Hochkultur (z. B. Theater) eingeübt wurde.

Bewundernswert jedenfalls ist bei Band 2 der Geschichte der Stadt Leipzig die herausgeberische und redaktionelle Leistung insgesamt, die ein so umfangreiches Buch mit so vielen Texten in einer gut lesbaren Form und mit einem zuverlässigen Anmerkungsapparat und einem sehenswerten Abbildungsbeiwerk ausgestattet hat.

Josef Matzerath, Dresden

Dalton, Heather, Merchants and Explorers. Roger Barlow, Sebastian Cabot, and Networks of Atlantic Exchange 1500–1560, Oxford / New York 2016, Oxford University Press, XII u. 241 S. / Abb., £ 50,00.

Im Mittelpunkt dieses Buchs steht der vermutlich zwischen 1480 und 1490 in Colchester geborene Roger Barlow, der in den 1520er Jahren einer der aktivsten englischen Kaufleute in Sevilla war und zu den frühen Protagonisten der atlantischen Expansion Englands gehörte. Für die australische Historikerin Heather Dalton stellt Barlow eine Art Missing Link zwischen den frühesten englischen Amerikaexpeditionen um 1500 auf der einen, den Entdeckungs- und Kaperfahrten der elisabethanischen Ära auf der anderen Seite dar. Seine Karriere illustriert zudem den multinationalen Charakter kommerzieller Unternehmungen im atlantischen Raum in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Als Sohn eines Kaufmanns, dessen Großonkel sich bereits im 15. Jahrhundert als Wollexporteur in London etabliert hatte, verfügte Barlow über gute Voraussetzungen für eine Karriere im Fernhandel. 1515 ist er erstmals in Sevilla belegt, wo er sich nachweislich seit 1522 auch am Amerikahandel beteiligte. Am Guadalquivir gehörte Barlow zu einer kleinen, aber eng vernetzten Gruppe englischer Kaufleute, deren Aktivitäten und Verflechtungen Dalton anhand der Sevillaner Notariatsprotokolle ausleuchtet. Die Verfasserin bezeichnet Sevilla, seit 1503 Monopolhafen für den spanischen Amerikahandel, als „city of outsiders“ (41), wo Männer wie Barlow, Henry Patmer, Thomas und John Bridges, Robert Thorne und Thomas Malliard über die traditionellen Felder des Tuch- und Weinhandels hinaus neue kommerzielle Möglichkeiten erkundeten. So stiegen mehrere Engländer in den spanischen Sklavenhandel ein, und Robert Thorne pachtete mit seinem genuesischen Partner Leonardo Cattaneo (bzw. Cataño) eine örtliche Seifenmanufaktur. Der seit 1512 in Sevilla ansässige Sebastian Cabot – ein Sohn des italienischstämmigen, aber in englischen Diensten stehenden Seefahrers John Cabot (eigentlich Giovanni Caboto) – bewegte sich als königlicher Kosmograph („piloto mayor“) zwar in anderen Zirkeln als diese Kaufleute,

pfl egte aber intensive Beziehungen zu ihnen. Ein Streit um das Testament Thomas Malliards im Jahre 1522 erlaubt es Dalton, das Funktionieren des englischen Netzwerks in Sevilla genauer zu beschreiben, da Barlow, Thorne und Thomas Bridges als Testamentsvollstrecker fungierten. Sebastian Cabots Eheschließung mit Catalina de Medrano, der Witwe eines Konquistadors, exemplifiziert indessen die Beziehungen zwischen englischen Männern und spanischen Frauen sowie die aktive Rolle Letzterer während der mitunter langen Abwesenheiten ihrer Männer.

An der von einem genuesisch-englischen Konsortium initiierten Expedition Sebastian Cabots im Jahre 1526, die eigentlich den spanischen Anspruch auf die Molukken untermauern sollte, tatsächlich aber auf eine Erkundung des La-Plata-Gebietes in Südamerika hinauslief, nahmen neben Vertretern Genueser und oberdeutscher Handelshäuser auch mehrere Engländer, darunter Roger Barlow und Henry Patmer, teil; Dalton bezeichnet die Cabot-Expedition daher als „a prime example of just how entangled Atlantic history can be“ (108). Anfang der 1530er Jahre kehrten sowohl Robert Thorne – der seine Anteile an der Seifenmanufaktur an die Augsburger Welser veräußerte – als auch Roger Barlow nach England zurück. Letzterer ließ sich in Pembrokeshire (Wales) nieder. Dort vertrat er zusammen mit seinen Brüdern, die in den geistlichen Stand eingetreten waren und in der englischen Kirche Karriere machten, die Interessen der Krone und Thomas Cromwells und profitierte von der Säkularisation kirchlichen Besitzes. Darüber hinaus setzte Barlow sich wie Sebastian Cabot weiterhin für maritime Unternehmungen ein: 1541 legte er König Heinrich VIII. eine Kosmographie vor, die auf einer spanischen Vorlage basierte und die Grundlage künftiger englischer Erkundungsfahrten bilden sollte. Während jedoch Robert Thornes Schriften und Sebastian Cabots Unternehmungen von Richard Hakluyt, dem führenden Kolonialpropagandisten der elisabethanischen Ära, publik gemacht wurden, blieb die Kosmographie des 1553 verstorbenen Barlow ungedruckt und wurde erst im 20. Jahrhundert wiederentdeckt.

Obwohl Dalton auf das Forschungsparadigma der atlantischen Geschichte Bezug nimmt, sind die konzeptionellen Passagen sehr knapp gehalten. Die Studie rekonstruiert die Aktivitäten Roger Barlows und die Entwicklung seines Netzwerks weitgehend chronologisch; die Autorin folgt geduldig den Spuren in den Quellen, klärt genealogische Zusammenhänge auf und unterzieht Barlows kosmographisches Werk einer eingehenden Analyse. Auf diese Weise ist ein auf angenehme Weise altmodisches Buch entstanden. Aus kontinentaleuropäischer Perspektive lässt sich allerdings kritisch anmerken, dass Daltons Rekonstruktion der verflochtenen atlantischen Welt des 16. Jahrhunderts die italienischen und oberdeutschen Geschäftspartner der Engländer in Sevilla nur am Rande in den Blick nimmt.

Mark Häberlein, Bamberg

Berg, Dieter, Die Tudors. England und der Kontinent im 16. Jahrhundert (Kohlhammer Kenntnis und Können), Stuttgart 2016, Kohlhammer, 277 S. / Abb., € 32,00.

Tudor-England wird vielfach aus seinen Spätfolgen erklärt. Hier aber geraten seine mittelalterlichen Ursprünge in den Blick – und deshalb gerade auch seine kontinentalen Verwicklungen. Schließlich entstammte Heinrich VII. Tudor ebenso wie sein auf dem Felde gebliebener Rivale und Vorgänger Richard III. einer Seitenlinie des Hauses Anjou-Plantagenêt. Wie sehr die englischen Könige fortwährend den Anspruch pfl egten, auch Könige von Frankreich zu sein, erwähnt das vorliegende Buch kurioseweise nicht, das doch eine dezidiert europäische Perspektive ebenso als Proprium bezeichnet wie einen „methodischen Neuanatz“: die den Herrscherviten folgende Ereignisgeschichte „mit einem thematisch-systematischen Zugriff“ zu kombinieren

(13). Die so geweckten Erwartungen werden zwar nur partiell erfüllt. Gleichwohl verdient die insgesamt ausgewogene Darstellung dieses Einführungswerkes weitaus mehr Lob als seine kompositorische Unwucht Tadel.

Ohnehin wirkt die Komposition konventioneller als angekündigt. Auf ein knappes Einführungskapitel, das die Rosenkriege als bis nach Frankreich reichenden Machtkampf unter englischen Adeligen umreißt, folgt bereits der Hauptteil. Er schildert unter der Überschrift „Dynastie und Herrschaft“ wesentliche Ereignisse und Entwicklungen; die nicht strukturanalog, sondern chronologisch angelegten Binnenkapitel stellen die politischen Besonderheiten der Königsherrschaften von Heinrich VII. bis zu Elisabeth I. in ihren wechselvollen nationalen wie internationalen Kontexten heraus. Der Schwerpunkt scheint auf – eher dynastischen als individuellen – Selbstbehauptungsstrategien zu liegen, anhebend mit den trotz so mancher Revolten erfolgreichen Versuchen Heinrichs VII., als Stammvater der neugegründeten Tudors zahlreiche Klienten an sich zu binden: adelige wie bürgerliche, an deren Interessen vor allem sein Sohn Heinrich VIII. zu appellieren wußte. Nüchtern deckt der Verfasser hier wie andernorts obwaltende Strukturen und Interessen auf, auch in den Eheangelegenheiten des Königs.

Daß Befindlichkeiten der Zeit oft, Begrifflichkeiten hingegen selten vorgestellt werden, ist dem Umfang des Taschenbuchs und zugleich seinem Konzept geschuldet. Es blickt statt auf das semantische Detail auf das große Ganze und läßt die Reformen Heinrichs VIII., seit etwa 1530 gegen das römische Papsttum gerichtet, ebenso wie die erfolglosen Ambitionen, den kontinentalen Landbesitz auszudehnen, als Teil eines Strebens um Gleichrangigkeit mit anderen Herrschern erscheinen – einem „imperialen Königtum“ (50) verpflichtet (ob derlei mit zeitgenössischen Vorstellungen wie der *monarchia universalis* Karls V. bzw. seines Großkanzlers Gattinara vergleichbar war und vergleichbar sein wollte, erfährt der Leser indes nicht). Die klare Darstellung der kurzen, jedoch zumal konfessionell turbulenten Herrschaft Edwards VI. schildert vor allem die Rollen Edward Seymours und John Dudleys und bahnt die Beschreibung der Herrschaft Marias an, die aus anfänglicher struktureller Schwäche rasch zu geidlicher Zusammenarbeit mit Rat und Parlament fand. Neben kurzfristigen konfessionellen Verwerfungen geraten hier langfristig wirksame handelspolitische Maßnahmen in den Blick, überhaupt eine insgesamt erfolgreiche Behauptung der Tudor-Herrschaft. Berg widerspricht der Diagnose einer Systemkrise – und vermag auf diese Weise plausibel zu erklären, wie Elisabeth I. den Beginn ihrer Herrschaft ausgestaltete: eher als Übergang denn als Bruch, konfessionell auf einem Mittelweg, außenpolitisch nach dem prestigeschädigenden Verlust Calais' eher defensiv, erst in späteren Jahren offensiv, auf den Weltmeeren gegen das spanische Weltreich, auf der Insel gegen Schottland. Doch just hier (diese Pointe bleibt aus) endete die triumphale Propaganda der Dynastie im Aussterben.

Vom Aufstieg der Stuarts handelt das folgende kurze Kapitel über Jakob VI./I.; gerne erfahre man mehr über dessen Inszenierung als Tudor-Nachfolger, treten doch Kontinuitäten etwa in der Besetzung wichtiger Ämter, in einer ausgleichenden Konfessionpolitik (eine distanzierte Haltung zu den Wirren auf dem Kontinent eingeschlossen), in der Irland-Politik und in der kolonialen Expansion deutlich hervor. Dem Verhältnis der Tudors zum bald erfolgreich integrierten Wales, ihrer Heimat, zum chronisch widerspenstigen Irland, dessen katholische Barone nach der weitgehend gescheiterten Anglisierungspolitik am Ende des 17. Jahrhunderts gewaltsam zurückgedrängt wurden, und zu Schottland, dessen Auld Alliance mit Frankreich bisweilen große Bedrängnis bedeutete, ist erfreulicherweise ein eigenes Kapitel gewidmet.

Auf diese Darlegungen folgt ein Kapitel über „Dynastie und System“, das die relative gesellschaftliche Mobilität in England hervorhebt und wesentliche sozioökonomische Entwicklungen skizziert, ohne indes zu erörtern, was diese Entwicklungen für die Tudors jeweils genau bedeuteten. Vielleicht wäre dieses Kapitel am Beginn des Buches besser aufgehoben, seine konzisen Ausführungen über Herrschaftsrepräsentation in Architektur, Malerei und Literatur aufschlußreicher in den Teilkapiteln über die Herrscher plaziert gewesen (nebenbei: Wäre das opulente Bauprogramm Heinrichs VIII. nicht auch als Wirtschaftsförderung zu begreifen?). Instruktiv und zugleich kompositorisch verloren mutet schließlich jenes Kapitel an, das der Rezeption der Tudors in Filmen (seit 1900) und Romanen (seit 1945) gewidmet ist: Zumindest letzteres Startdatum ist eher willkürlich gewählt, zumal sich der Leser fragen muß, was man aus dem hier konstatierten Wandel eigentlich lernen kann – nämlich kaum etwas über die Tudors, sondern eher etwas über die Rezipienten, die freilich wiederum selbst in ihren Kontexten vorzustellen wären.

Bleibt das Fazit zu erwähnen, das einerseits die Integration des Adels in den Tudor-Hof, andererseits dessen funktionale Entmachtung in Militär und Verwaltung hervorhebt und die politische Dimension des Anglikanismus betont. Der überwiegende Konsens der Monarchen mit ihren Parlamenten sowie der Aufbau einer Kriegs- und Handelsflotte erscheinen als Vermächtnis der Tudors; daß „ganz England beim Tode Elisabeths erleichtert und froh war, dass ihre Herrschaft und die ihrer Dynastie ein Ende gefunden hatte“ (222), wird allerdings nicht belegt und steht zur ansonsten wohlthuend nüchternen, überwiegend gegen altbekannte Stereotype gewendeten Analyse in einem merkwürdigen Kontrast. Daß manche Experten in manchen Details andere Wertungen und andere Prioritäten bevorzugen mögen, mindert den Wert dieses Überblickswerkes keineswegs. Dessen Wille zur Synthese übersteigt denjenigen zur These; die versprochene europäische Erweiterung beschränkt sich letztlich auf die Außenpolitik. Querverweise und Vergleiche wären zum Beispiel mit Blick auf das Herrschaftsverständnis, auf die Zusammenarbeit mit den Ständen und auf Prozesse der Konfessionsbildung weiterführend gewesen, um das spezifische Profil der Tudors sowie ihre spezifischen Machtmittel deutlicher zu machen. Insgesamt aber handelt es sich um ein aufschlußreiches Einführungsbuch, das manche (bedauerlicherweise unkommentierte) Abbildungen, eine Zeittafel, einen Stammbaum, eine Karte (auf der das europäische Fundament der Tudors, ihre Besitzungen auf dem Kontinent, leider just nicht verzeichnet ist), ein generelles Quellen- und ein thematisch gegliedertes Literaturverzeichnis beinhaltet.

Georg Eckert, Wuppertal

Gunther, Karl, *Reformation Unbound. Protestant Visions of Reform in England, 1525–1590* (Cambridge Studies in Early Modern British History), Cambridge 2014, Cambridge University Press, X u. 284 S., £ 65,00.

Nur wenige Gegenstände der frühneuzeitlichen englischen Geschichte erfreuen sich so ungebrochener wissenschaftlicher Aufmerksamkeit wie der Ursprung und die Ausbreitung reformatorischer Ideen und Praktiken in den Teilreichen der Tudor-Monarchie sowie die Entstehungsgeschichte der anglikanischen Kirche. Ähnlich wie die Verfassungskonflikte und gewaltsamen Auseinandersetzungen des 17. Jahrhunderts wurden auch die Veränderungen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts und die vermeintliche „Tudor Revolution in government“ (G. Elton) von der älteren liberalen und konservativen Geschichtsschreibung vorrangig unter dem Aspekt ihrer Bedeutung für die Herausbildung eines monarchisch geprägten protestantischen Nationalstaates betrachtet. Die daraus resultierenden Verzerrungen wurden in den letzten vier Jahr-

zehnten aufgezeigt und grundlegend korrigiert durch revisionistische Untersuchungen zur regionalen Reformationsgeschichte und zum englischen Katholizismus, verfasst oder inspiriert vor allem von Christopher Haigh, Eamon Duffy und Diarmaid McCulloch. Die gegenwärtige, überaus produktive angloamerikanische Forschung zur englischen Reformation, deren Ansätze insbesondere durch die Arbeiten von Peter Marshall, Alexandra Walsham und Alec Ryrie sowie durch die Methodendiskussion in der mitteleuropäischen Reformationsforschung geprägt sind, zeichnet sich durch eine nuancierte und differenzierte Betrachtung und Interpretation der Quellen als Selbst- und Fremdzeugnisse in ihrer Zeit aus. Zugleich zeigt sich die neuere angelsächsische Reformationsforschung aufgeschlossen für vergleichende Ansätze im europäischen Zusammenhang – in deutlichem Gegensatz zur älteren Forschung bis zum Beginn der 1980er Jahre, die weitestgehend auf die Andersartigkeit und Besonderheit der englischen Reformation als Vorbedingung moderner Staatswerdung und nationaler Identitätsbildung abhob. Die vorliegende Dissertation des amerikanischen Historikers Karl Gunther, deren Titel von Karl Landes' Studie zur Industrialisierung, „Prometheus Unbound“, inspiriert scheint, stellt sich ausdrücklich in die Tradition der revisionistischen Forschungen speziell Eamon Duffys und Chris Haighs. Ziel und Zweck der Untersuchung ist es, erstens die Radikalität der religiösen Vorstellungen und Forderungen der evangelikalen Reformen bereits in der Regierungszeit Heinrichs VIII. zu belegen und zweitens die weitere Entwicklung dieser Positionen bis in die Regierungszeit Elisabeths I. nachzuzeichnen (4 f.). Der moderate Charakter selbst des frühen Anglikanismus sei, so die zentrale These Gunthers, ein „myth“ (5). Gunther stellt sich die Aufgabe, die radikale Tradition der Evangelikalen zu dokumentieren – von den Anfängen in den 1530er Jahren über den Einfluss der exilierten bzw. verfolgten inländischen Reformatoren unter Mary Tudor bis zu den anerkannten puritanischen Radikalen der elisabethanischen Regierungszeit. Gunther argumentiert, dass diese Kontinuität radikaler Positionen eine Neubewertung des elisabethanischen Puritanismus notwendig mache: In vieler Hinsicht handle es sich bei Letzterem nämlich nicht um einen radikalen Aufbruch, sondern um eine Fortführung bzw. eine Wiederaufnahme radikaler Positionen, wie sie vor allem in Reaktion auf die gegenreformatorischen Maßnahmen Mary Tudors von protestantischen Exilanten formuliert und später in den verschiedenen protestantischen Lagern weiterentwickelt worden seien (7–14). Gunther entwickelt seine Thesen in sieben thematisch wie chronologisch strukturierten Kapiteln anhand theologischer Schriften bekannter Autoren (etwa William Tyndale, Robert Barnes oder John Bale) wie auch bisher weniger beachteter, da überwiegend eklektischer theologischer Abhandlungen und Polemiken der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Die von Gunther ausführlich – gelegentlich zu ausführlich – zitierten Quellen belegen Kontinuitäten hinsichtlich der Themen und Argumentationsmuster der frühen Evangelikalen seit den heinrizianischen Anfängen, so etwa in Gestalt lutherisch inspirierter Kritik an den moralischen und intellektuellen Defiziten des Episkopats, an der offiziellen Definition kompromissfähiger *Adiaphora*, an den offiziellen Positionen zur Bilderfrage und zur Frage der Heiligenverehrung sowie an katholischen Elementen der anglikanischen Liturgie. Gunther belegt anhand von Quellen, dass die elisabethanische puritanische Opposition seit den 1570er Jahren bereits Vorläufer bzw. Wegbereiter in Gestalt der antinikodemitischen Bewegung in der Zeit der Religionsverfolgungen Mary Tudors besaß, in der radikale Positionen zum Beispiel zur Widerstandsfrage formuliert wurden. Gleiches galt für die prinzipielle Rechtfertigung von Ikonoklasmus in allen Formen – als spirituelle wie politische Selbstverteidigung von Staat und Nation als Gemeinschaft der Rechtgläubigen: „For these Protestants, therefore, the duty to repudiate public idolatry was equivalent to (and reinforced by) the

duty to repudiate public sins.“ (125) Das Schlusskapitel setzt sich mit der Entstehung einer nationalen protestantischen Tradition und Identität in der Regierungszeit Elisabeths I. auseinander und zeigt auf, welche Bedeutung angesichts der Richtungskämpfe zwischen den Verfechtern einer presbyterianischen und denen einer episkopalen Kirchenverfassung der Konstruktion eines ‚Stammbaumes‘ des ‚wahren‘ Protestantismus zukam (246–252).

Gunthers sorgfältige Rekonstruktion des Diskurses zu den angesprochenen theologischen Streitfragen bildet ein wertvolles Korrektiv zur vorhandenen Literatur. Das Ergebnis ist ein nuanciertes Bild des theologischen Spektrums der evangelikalen Bewegung von den Anfängen der Reformation bis zum Beginn der letzten Phase der elisabethanischen Herrschaft (1590). Die Charakterisierung der englischen Reformation durch die ältere Historiographie als ausdrücklich antiradikal (4) scheint überzeichnet, wohl im Sinne der Emphase: Ohne das Verdienst der von Gunther besonders hervor gehobenen Revisionisten schmälern zu wollen, greift dessen Zweiteilung der Historiographie zu kurz. Dem Beitrag der älteren Historiographie zum Beispiel zur Erforschung der sozialen, wirtschaftlichen und spirituellen Voraussetzungen der Reformation in den Reformbewegungen des Spätmittelalters wird, zumindest explizit, keine Beachtung geschenkt. Die vorliegende Arbeit ist in Thematik und Ansatz eine Studie zur Reformation als einem theologischen Produkt und, in diesem Sinne, als Elitenphänomen. Der Aspekt der Verbreitung bzw. des gesellschaftlichen Kontexts wird gelegentlich durch den Hinweis auf Auflagenzahlen berührt.

Insgesamt leistet Gunthers detailreiche und dichte Darstellung einen wesentlichen Beitrag zu einem differenzierteren Bild der Identität, Zielsetzung und theologischen Positionierung vermeintlich ‚moderater‘ Evangelikaler im England des 16. Jahrhunderts.

Regina Poertner, Swansea

Skoeries, Martin, Flye or dye for the truithe. Vernetzung englischer Protestanten während der Regentschaft Maria Tudors (1553–1558) (Wege zur Geschichtswissenschaft), Stuttgart 2017, 301 S. / graph. Darst., € 49,00.

Die Geschichte des englischen Protestantismus unter der keineswegs übermäßig blutigen katholischen Königin Maria wird gewöhnlich als Heldengeschichte erzählt. Wie es dazu kam, schildert diese Studie über die Vernetzung englischer Protestanten und rekonstruiert en passant John Foxes wirkmächtige „Acts and Monuments“ als substantielles Erzeugnis eines bis auf den Kontinent geflochtenen Netzwerks – indes alles auf eine Weise, die es dem Leser mitunter nicht leicht macht, der Argumentation zu folgen, und dem Rezensenten einigermaßen schwer, dem Buch gerecht zu werden. Einerseits geschieht der Netzwerkanalyse, für deren Einsatz das Werk werben möchte, fast zu viel, andererseits womöglich zu wenig.

Die Einleitung weckt hohe Erwartungen – in der bestechenden Idee, erst die Verfolgung der englischen Protestanten habe deren Netzwerk erschaffen, mitsamt seinen diversen Funktionen zum gegenseitigen Schutz. Diese Entwicklung möchte *Skoeries* nicht chronologisch nachvollziehen, sondern in eine „möglichst ganzheitliche Abbildung“ (12) des Protestantismus unter respektive wider Maria einbringen, gezeichnet über die Landesgrenzen hinweg, um „strukturdynamische Prozesse“ (34) zu erkennen. Welches Ziel diese „sowohl thematisch als auch methodisch innovative Forschung“ (35) genau verfolgt, bleibt aber eher unausgesprochen und wird in manchen Passagen gar fragwürdig: Maria habe sich im Jahre 1553 durchgesetzt, „und niemand zweifelte

mehr an ihrer Legitimität“ (47) – wozu dann eigentlich das Unterkapitel „Konspiration: Rebellierende Protestanten“ (74)?

Jedenfalls muß sich der Leser in den drei folgenden Großkapiteln selbst orientieren und kann sich bisweilen des Verdachts nicht erwehren, das Vorwort sei nicht bloß ironisch gemeint, wenn der Verfasser seiner Gattin dankt, „die sich ebenfalls tapfer durch den Text quälte“ (8). Dabei ist die Auseinandersetzung mit den Quellen zunächst einmal keineswegs quälend, sondern aufschlußreich: vorwiegend bekannte Briefe, bei denen Grüße an Nichtmitlesende bedeutsam werden, und gedruckte Werke, bei denen Widmungen und erwähnte Namen schwerer wiegen als der Textgehalt (so daß selbst Wichtigtuerei quantitativ faßbar wird). Neu sind also nicht die Quellen an sich, sondern deren statistische Aufarbeitung. Eine Datenbank mit 995 Personen, allesamt durch eine „nachweisbar aktive Beziehung zur Erhaltung des englischen Protestantismus“ charakterisiert (52), quer durch alle Stände, davon 807 Männer und davon lediglich 273 in die direkte Korrespondenz eingebunden, dient der Vermessung von insgesamt 4050 Beziehungen, die hinsichtlich Dauer, Intensität, Beziehungsart und Quellenevidenz zueinander in Relation gesetzt werden.

Eine kurze Reflexion über die Quellenüberlieferung und darüber, welche Stände sich in diesem Genre vornehmlich ausdrückten, hätte der Studie gewiß nicht geschadet, die ihren Blick sodann auf Wirkungsstätten und Wirkungsweisen protestantischer Netzbildung richtet: auf Exilgemeinden auf dem Kontinent, auf die Versorgung Inhaftierter, auf die an lollardische Gewohnheiten anknüpfende Untergrundarbeit, auf Konspiration, auf Dissimulation und Martyrium – und vor allem auf die Verknüpfung dieser „Sphären“. Zahlreiche Graphiken stellen diese Verknüpfungspunkte dar, die überwiegend Bekanntes veranschaulichen: Daß viele Protestanten aus der Haft heraus emsig korrespondierten, daß Emden, Wesel, Frankfurt, Straßburg, Basel und Genf wichtige Orte für die Vernetzung im Exil gewesen sind (88 f.), wirkt angesichts des Forschungsstands wenig überraschend. Zu neuen Detailbefunden wie der Brückenfunktion des schweizerischen Predigers Augustine Bernher (97 ff.) erföhre man hingegen gerne mehr: Was sagt der Befund, daß Bernher über wenige, doch ausgedehnte Kontakte verfügte, über das Netzwerk aus? Das Fazit, Kontakte hätten für die Beteiligten eine große Bedeutung gehabt (106), wirkt nämlich einigermaßen inhaltsleer. Gewiß hingen irgendwie alle mit allen zusammen. Aber wußten sie das auch? Verstanden sie sich als Teil eines Gesamtnetzwerks? Wer hat es überhaupt geknüpft, wer saß aus welchen Gründen im Zentrum? Vielleicht hätte es sich gelohnt, solch schlichte Fragen voranzustellen.

Diesen wendet sich das folgende Kapitel über die „Funktionalität des Netzwerkes“ zu. Kleinere Fallstudien untersuchen Korrespondenzwege, Propagandasystem, Gemeindebildung im Exil und im Untergrund, Konspirationen sowie Maßnahmen gegen das Netzwerk durch Marias Regierung. Hier werden manche bekannten Mechanismen plastisch nachvollziehbar, etwa die Genese der „Acts and Monuments“, bei deren Abfassung sich John Foxe auf allerhand Zuträger stützen konnte (124 ff.). Auch Konflikte innerhalb des Netzwerks werden geschildert, zum Beispiel derjenige um den Gottesdienst in der schließlich gespaltenen Frankfurter Exilgemeinde (149 ff.). Aus solchen Impressionen muß sich der Leser das eingangs versprochene Gesamtbild dann allerdings selbst zusammensetzen. Daß ein weitläufiges Korrespondenzsystem vor Repression schützen sollte (197), ist ein zutreffendes, indes wenig spektakuläres Zwischenfazit; immerhin werden hier pragmatische Motive der Vernetzung – Geldzahlungen als Anwartschaften auf das Exil, Heiraten zur Vertiefung der Loyalität – sichtbar, hingegen kaum, ob eher starke oder schwache Bindungen (Mark Granovettors

einschlägige Schriften vermißt man in der Bibliographie) das Netzwerk unter gewandelten Umständen zusammenhielten.

An dieser Stelle ist der Netzwerkforschung eventuell zu wenig, im folgenden Kapitel über die theoretisch womöglich etwas überfrachtete „Kulturelle Dynamik des Netzwerks“ hingegen vielleicht zu viel geschehen. Skoeries verlängert seine Untersuchung über die Zeit der marianischen Regierung hinweg, damit Transformationsprozesse „retrospektiv erörtert“ (201) werden können. Doch dieser Rückblick auf Phänomene wie (Non-)Konformismus legt eine nachträgliche Eindeutigkeit in die Quellen hinein: Wer sich am Ende als Dissimulant – 54 davon zählt der Verfasser (231) – entpuppte, hatte sich womöglich anfangs nur mehrere Optionen offengehalten (und wäre bei anderem Verlauf als treuer Katholik durchgegangen, Marias früher Tod war ja keineswegs absehbar). Dieser Vorbehalt gilt auch für den Ausblick auf die „Entwicklung einer nationalen Identität“: Foxes „Acts and Monuments“ entstanden als Siegeregeschichtsschreibung; aber „musste“ das Werk wirklich „einen enormen Einfluss auf die Rezipienten gehabt haben“ (249)?

Das Fazit versteht das Netzwerk der Protestanten als ein „Nervensystem“ (260) – übrigens in merkwürdigem Kontrast zur Rede von der „Maschine“ (10) in der Einleitung. Dieser Wertung kann man zweifellos zustimmen, auch der nicht gerade neuen These, daß Antipapismus die divergierenden Protestantismen vereint hat (269). Diese Erkenntnis mutet ebenso vorläufig an wie der Satzspiegel mit flatternden Fußnoten und die Schlußfolgerung, ein „objektives, mathematisches Querschnittsinstrument“ (90) der Analyse gewonnen zu haben: mitnichten, weil Netzwerke zwar Beziehungen abzubilden vermögen, aber weder Ideen noch Interessen. Nutzen und Nachteil ihrer Erforschung lassen sich daran gut ermesen. Also ergibt die nun vorgelegte Studie zwar kein „Gesamtbild“ des englischen Protestantismus unter der katholischen Königin Maria, aber manch methodische und thematische Denkanstöße. Experten werden statt einer profilierten These spannende Einzelbefunde zu rezipieren wissen.

Georg Eckert, Wuppertal

Giselbrecht, Rebecca A. / Sabine Scheuter (Hrsg.), „Hör nicht auf zu singen“. Zeuginnen der Schweizer Reformation, Zürich 2016, Theologischer Verlag Zürich, 268 S. / Abb., € 35,90.

Gespannt nimmt man diese Aufsatzsammlung im Jubiläumsjahr des Thesenanschlages zur Hand. Sie enthält Beiträge zu einer von der Theologischen Fakultät und der Reformierten Landeskirche des Kantons Zürich 2014 gemeinsam veranstalteten Tagung, beleuchtet oft wenig bekannte Akteurinnen des 16. Jahrhunderts und fragt nach ihrer Bedeutung für die Gegenwart. Nach einem kurzen Vorwort der Herausgeberinnen konkretisiert sich Letzteres in Karla Apperloo-Boersmas Aufruf, das Verständnis für den Wandel von Ehe-/Familienvorstellungen und Geschlechterbeziehungen durch Aktualisierung zu fördern. Als Projektleiterin der Reihe „Refo500“ betont sie den Effekt von Ereignissen und empfiehlt die Schaffung von Identifikationsmöglichkeiten. Die restlichen acht Aufsätze gliedern sich in drei thematische Sektionen. Ergänzt wird die Argumentation durch eine weiterführende Bibliographie und einige Illustrationen (darunter das markante, aber ikonographisch nicht näher erläuterte Titelporträt von Regula Gwalther-Zwingli und Anna Gwalther, Tochter und Enkelin des Zürcher Reformators, sowie ein Brief der ehemaligen Nonne Anna Adlischwyler Bullinger an ihren Sohn).

Der erste Teil behandelt Inhalt und Wirkung des reformatorischen Denkens. Laut Christine Christ-von Wedel fand Erasmus' von spiritueller Gleichheit zwischen Mann und Frau und ehelicher Partnerschaft geprägtes Frauenbild lebhaftes zeitgenössische Resonanz: „In Basel demonstrierten Frauen [...], in Biel-Benken führte eine Frau den Bildersturm an, in Diessenhofen verteidigten Nonnen ihr Kloster [...], in Genf kämpften Frauen in Strassenschlachten mit und auch in Waldshut griffen sie zu Waffen“ (48). Isabelle Graesslé betont – wie der Band insgesamt – die unterschiedlichen Lebenserfahrungen, veranschaulicht durch den Kontrast zwischen der modellhaften Pfarrersfrau Wibrandis Rosenblatt (die nacheinander Oekolampad, Capito und Bucer ehelichte) und der streitbaren Marie Dentièrre, deren Pamphlet zur „Verteidigung der Frauen“ das Missfallen der Genfer Theologen erregte.

Teil 2 präsentiert eine Reihe faszinierender Fallbeispiele. Rebecca A. Giselbrecht skizziert Protagonistinnen aus dem Zürcher Einflussbereich, darunter radikale Täuferinnen wie Margaret Hottinger, aber auch Justina von Lupfen, einer als „Geheimagentin der Reformation“ (100) wirkenden Kölner Äbtissin mit Kontakten zu Bullinger oder Gräfin Anna Alexandria von Rappoltstein, die den religiösen Wandel ebenso klandestin im Elsass betrieb. Elsie McKee kontrastiert das reiche Oeuvre Katharina Schütz Zells (der sie bereits mehrere Untersuchungen gewidmet hat) mit der ins Exil gezwungenen Laientheologin (und späteren Gattin Calvins) Idelette de Bure, die keine schriftlichen Zeugnisse hinterlassen hat. Bei Kirsji Stjerna treten weitere Formen, seinen Glauben zu bekennen, hervor: Prophezeiungen im Falle von Ursula Jost, verlegerische Aktivitäten bei Margaretha Prüss und die bemerkenswerte Agitanz der hier nochmals aus anderer Perspektive beleuchteten Marie Dentièrre. Urte Bejick diskutiert schließlich die unverheiratete „Ausnahmefrau“ (172) Margarete Blarer in Konstanz, eine mit Bucer befreundete Humanistin, die über ihre Korrespondenz und Beziehungen theologischen wie politischen Einfluss ausübte und in der Stadt selbst als eine Art Diakonin tätig war.

Im dritten Teil tritt die Evolution von Geschlechterrollen in den Vordergrund. Susan Karant-Nunn bietet einen Überblick über die heterogenen Auswirkungen der Reformation auf weibliche Lebenswelten, wobei sie Kontinuitätsmomente im Verbund mit intensivierten Disziplinierungstendenzen und der Öffnung einiger „Zwischenräume“ (198) betont. Aus komplementärer Perspektive konstatiert Helmut Puff abschließend die Ausbildung einer über Selbst- und Fremdwang stärker „kontrollierten Maskulinität“ (213).

Im expliziten Bemühen, auch ein größeres Publikum anzusprechen, sind einige Beiträge etwas zu essayistisch geraten. So stößt man auf Generalisierungen (etwa bezüglich der religiösen Verhältnisse des Spätmittelalters, die durch „unnütze fromme Praktiken“ wie Totenmessen geprägt waren; 64) oder vage Passagen (wie zur Spiritualität reformierter Frauen, die sich im Alltag als „lebendiges Zeugnis“ äußerte; 101). Anders liegt der Fall bei Puff, der den Forschungsstand breit referiert, aber mit dem Prozessbegriff „Patriarchalisierung“ auf ähnliche Vorbehalte (bezüglich einer allzu normativen und linearen Ausrichtung) stoßen dürfte wie die vergleichbaren Konzepte „Konfessionalisierung“ und „Sozialdisziplinierung“. Unreflektiert bleibt durchwegs, was genau mit der „Schweizer Reformation“ gemeint ist und inwiefern sie sich von anderen Varianten abhebt. Kommentarlos segeln Genf, Konstanz und (die konfessionell extrem durchmischte Reichsstadt) Straßburg unter eidgenössischer Flagge, was angesichts der heterogenen Kontexte stark erklärungsbedürftig erscheint. Unklar ist zudem, ob die hier vorgestellten Befunde implizieren, dass sich Zeuginnen der Reformation nur in urbanen Milieus finden oder auch ländliche Gebiete in die – quellenmäßige – Spurensuche einbezogen werden müssten.

Trotzdem lohnt sich die Lektüre unbedingt: Das meist von Katharina von Bora, Argula von Grumbach oder Caritas Pirckheimer dominierte Frauenbild der Reformationsforschung lässt sich erheblich weiter differenzieren. Eindrücklich wird das weibliche Rollenspektrum vorgestellt, das neben Ehestand und Mutterschaft auch Unternehmertum, prophetische Fähigkeiten, ja gar Rebellion (und durchaus auch reformationskritische Einstellungen) umfasste. Ebenso variabel waren die sozialen Umfelder. Aufgrund eines kargen Einkommens hatte für Bucers erste Frau Elisabeth Silbereisen die Hausarbeit Priorität; Blarer in Konstanz genoss dagegen die Freiheiten einer vermögenden Patrizierfamilie. Kein Wunder, dass Erstere weniger Zeit fürs Briefeschreiben fand. Auch wenn sich manches nicht mehr rekonstruieren lässt (darunter frustrierenderweise der Schriftverkehr zwischen Blarer und Schütz) gibt es immer wieder Neues zu entdecken (von Rappoltsteins Gebetsbuch und Glaubensbekenntnis sollen in Kürze ediert werden). „Hör nicht auf zu singen“: Was Matthäus Zell seiner Gattin auf dem Sterbebett auftrag, haben im Reformationszeitalter offensichtlich viele Frauen beherzigt.

Beat Kümin, Warwick

Kirstan, Ralf, Die Welt des Johannes Letzner. Ein lutherischer Landpfarrer und Geschichtsschreiber des 16. Jahrhunderts (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, 278), Göttingen 2015, Wallstein, 471 S. / Abb., € 42,00.

Ralf Kirstans Göttinger Dissertation (2006/07) untersucht die Lebenswelt Johannes Letzners (1531–1613), der im konfessionellen Zeitalter als lutherischer Landpfarrer und Geschichtsschreiber wirkte. Seine mikrohistorische Studie bildet eine willkommene Ergänzung zu den prosopografisch angelegten Arbeiten Luise Schorn-Schüttes und Ernst Rieggis zur evangelischen Geistlichkeit in der Frühen Neuzeit. Kirstan versteht seine Arbeit vorrangig als Beitrag zur kritischen Überprüfung des Konfessionalisierungskonzepts: Am konkreten Fallbeispiel Letzners könne herausgearbeitet werden, welche Bedeutung „der Grundkategorie Konfession im Denken und lebensweltlichen Alltag dieses Menschen zukam“ (16). Wirkte Letzner tatsächlich – der These des Konfessionalisierungskonzepts entsprechend – als Multiplikator, der in seiner Pfarrgemeinde konfessionelle und soziale Normen durchzusetzen bereit war? Wie konfessionalisiert war sein „weltanschaulicher Horizont“ (20)?

Zur Beantwortung dieser Leitfragen zieht Kirstan neben Kirchenvisitationsakten das umfangreiche historische Werk Letzners heran, das er an verschiedenen Stellen auf erhellende Weise mit den Arbeiten anderer evangelischer Geschichtsschreiber vergleicht. Letzners Publikationen sowie unveröffentlichte Manuskripte umfassen ca. 5000 Doppelseiten, die Kirstan als Selbstzeugnisse klassifiziert. Seiner Studie „liegt ein methodischer Ansatz zugrunde, der auf der Nahtstelle zwischen Einzelbiographie, Mentalitätsgeschichte und Mikrogeschichte zu verorten ist“ (31). Neue, kulturgeschichtliche Fragestellungen integrierende Ansätze, die wie Thomas Kaufmanns Konzept der Konfessionskulturen gezielt nach der Prägekraft einer bekenntnisgebundenen Auslegung des christlichen Glaubens für alltägliche Lebenswelten fragen, werden in der Einleitung nicht angesprochen und nur an späterer Stelle kurz erwähnt (174). Generell bewegt sich der Verfasser beim einleitenden Referat zu den Kritikpunkten am Konfessionalisierungskonzept, aus denen er seine Fragestellung und seine methodische Vorgehensweise ableitet, nicht ganz auf der Höhe der aktuellen Forschung, sondern stützt sich vor allem auf ältere Überblickswerke.

Die Studie gliedert sich in zwei große Abschnitte. Der erste Teil widmet sich der Rekonstruktion von Letzners Biographie, wobei die Frage nach seinen Einkommens-

verhältnissen und seiner sozialen Stellung einen Schwerpunkt bildet. Letzner erweist sich hierbei durchaus als ein typischer Vertreter der evangelischen Geistlichkeit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wie sie Luise Schorn-Schütte in ihrer umfangreichen Studie beschrieben hat: Nach nur dreimonatigem Universitätsbesuch, der für Geistliche in der Mitte des 16. Jahrhunderts noch keineswegs selbstverständlich war, schlug Letzner den typischen Karriereweg vom Hilfslehrer zum Pfarrer ein, wobei auch der fünfmalige Wechsel seiner Dienststelle keineswegs ungewöhnlich ist. Bis auf eine kurze, selbstverschuldete Phase der Stellenlosigkeit ermöglichte ihm seine Tätigkeit als Geistlicher ein auskömmliches Leben auf „mittlerem Niveau“ (67), wobei der Dorfpfarrer zeitweise sogar zu den Spitzenverdienern unter der Landgeistlichkeit des welfischen Fürstentums Calenberg-Göttingen zählte. Seine wirtschaftliche und soziale Stellung wurde in mehrerlei Hinsicht von seiner Tätigkeit als Geschichtsschreiber beeinflusst. Nicht nur erforderten Letznors zahlreiche Forschungsreisen in Archive und Bibliotheken hohe finanzielle Aufwendungen, die an seinem Lebensende zu Schulden führten, sondern erzwangen immer wieder auch die Vernachlässigung seiner Pflichten als Geistlicher. Obrigkeit und Gemeinde arrangierten sich auf jeweils eigene Weise mit diesem Umstand: Während die Pfarrgemeinde Letzner während einer Kirchenvisitation deckte, da er im Gegenzug die Einhaltung der bürgerlichen Abgabepflichten nicht streng überwachte, waren seine Dienstherrn vor allem an den Ergebnissen seiner Forschungen interessiert, die für die Lösung von Territorial- und Grenzstreitigkeiten von großer Bedeutung sein konnten – ein spannender Befund, der das Bild einer Konfessionalisierung und Sozialdisziplinierung von oben in mehrfacher Hinsicht korrigiert.

Der zweite Teil der Arbeit rekonstruiert Letznors konfessionelle Haltung und sein Weltbild. Kirstan charakterisiert ihn überzeugend als einen „dogmatisch unauffälligen, theologische Spitzfindigkeiten ablehnenden Geistlichen“ (193), der Freundschaften auch über die Konfessionsgrenzen hinweg pflegte. Letzner hielt sich an das für ihn verbindliche Corpus der landesherrlichen Lehrnormen Braunschweig-Wolfenbüttels, zeigte ansonsten jedoch wenig Verständnis für kontroverstheologische Auseinandersetzungen, die er – wie viele andere Geistliche seiner Zeit – aufgrund seiner rudimentären universitären Bildung inhaltlich vermutlich nur schwer nachvollziehen konnte. Widersprüche beispielsweise in seiner theologischen Haltung zur Ubiquitätslehre waren Letzner nicht bewusst. Auch auf anderen Gebieten ist sein Weltbild widersprüchlich: Einerseits bestritt Letzner vehement, dass Hexen zum Wetterzauber fähig seien, berichtete aber in seiner Chronik mehrfach über solche Fälle von Schadenszauber, da sie bei seinen Lesern vermutlich auf Interesse stießen – einer der vielen Fälle, in denen der Geistliche Letzner hinter dem Geschichtsschreiber zurücktritt. Insgesamt erweist sich Letznors Weltbild jedoch als weitgehend zeit- und konfessionstypisch. Sein Verständnis des geistlichen Amtes als zur Obrigkeitskritik berechtigtes Wächteramt war keineswegs nur in einer „innerprotestantischen Richtung Helmstedter Prägung“ (219), sondern unter lutherischen Geistlichen im gesamten Heiligen Römischen Reich weit verbreitet, wie Ernst Riegg in seiner von Kirstan überraschenderweise unbeachteten Studie zur evangelischen Geistlichkeit süddeutscher Reichsstädte deutlich machen konnte. Wie viele lutherische Geistliche glaubte auch Letzner an das unmittelbare Bevorstehen des Jüngsten Gerichts, was die These einer Intensivierung der Endzeiterwartung im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts in den Arbeiten von Robin Barnes, Hartmut Lehmann und Volker Leppin bestätigt. Ob sich Letznors Endzeiterwartung dabei vor allem aus der Beobachtung eines moralischen Verfalls zu seiner Zeit speiste oder auch die von Leppin herausgearbeitete Revitalisierung von Luthers Antichrist-Lehre – und damit letztlich eine konfessionalisierte Wahrnehmung der eigenen Gegenwart! – eine wichtige Rolle spielte, bleibt indes

leider offen. Weitere Kapitel, die über die Hauptfragestellung der Arbeit hinausgreifen und dadurch mitunter etwas isoliert wirken, widmen sich Letzners Geschichtsverständnis, seiner Sichtweise der Dorfbevölkerung, seinem Körperverständnis sowie seiner Raumwahrnehmung.

Ungeachtet der genannten Schwächen ist Kirstans Studie aufgrund der Fülle des verwendeten Materials und dessen sorgsamer Erschließung ein wichtiger Schritt hin zu einer weiteren Relativierung der Konfessionalisierungsthese und ein eindrucksvolles Plädoyer für eine Konfessionalisierungsforschung, die die inneren Widersprüche und die Komplexität der Anschauungen einzelner Personen zu integrieren bereit ist. Nicht zuletzt ist die Arbeit auch ein willkommenes Korrektiv zu den personen- und ereignisfixierten Feierlichkeiten des Reformationsjubiläums 2017. Nicht Luther oder die Publikation seiner 95 Thesen sind es, die für Letzner die Trennung zwischen Vergangenheit (*domals*) und Gegenwart (*itzundt*) und damit einen epochalen Einschnitt ausmachen, sondern die Einführung der Reformation in seiner Heimatstadt Hardegsen im Jahr 1542 – ein Ereignis aus Letzners unmittelbarer Lebenswelt.

Stephanie Armer, Nürnberg

Skrynnikov, Ruslan G., *Reign of Terror: Ivan IV.*, übers. v. Paul Williams (Eurasian Studies Library, 6), Leiden / Boston 2016, Brill, XXXIX u. 590 S., € 197,00.

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem vormodernen Russland befindet sich auf dem Rückzug. Die Zahl der Historiker, die sich in Deutschland mit Ivan IV. (1530–1584) auseinandersetzen, übersteigt kaum die Finger einer Hand, im anglophonen Bereich sieht es etwas, aber nicht viel besser aus. Dies ist bedauerlich, denn nach 1991 hat die Beschäftigung mit Ivan Groznyj in Russland ein regelrechtes Revival erlebt. Der Großfürst, der sich 1547 als Erster zum Zaren krönen ließ und der in seiner Person „terror and greatness“ (Kevin Platt) zu vereinigen schien, ist in eben diesem Sinne zum Gegenstand von Geschichtspolitik geworden. Ende 2016 wurde in Orel das erste Personendenkmal für Ivan den Schrecklichen errichtet. In Putins Russland werden nur Geschichten von „greatness“ erzählt.

Ruslan Skrynnikov, der 2009 verstorbene Doyen der Forschung über Moskaus frühe Neuzeit, hat eine solche Instrumentalisierung schon in sowjetischer Zeit mit Skepsis betrachtet. Seit den 1960er Jahren beschrieb er in mehreren Büchern immer wieder die Herrschaft dieses Zaren als eine, in der systematisch Terror zur Durchsetzung des herrscherlichen Willens eingesetzt wurde. Ich selbst hörte eine solch deutliche Akzentuierung 1986 bei einem Vortrag Skrynnikovs an der Kieler Universität. Die Bilanz seiner langen Beschäftigung zog er in seinem Opus magnum „Carstvo Terrora“, das 1992 erschien und schon seinerzeit in der Scientific Community sehr positiv aufgenommen wurde. Dieses Werk liegt nun in einer im Brill-Verlag erschienenen englischen Übersetzung vor. Dies ist unbedingt zu begrüßen, zumal die Übersetzung von Paul Williams sorgfältig und angemessen ist. Charles J. Halperin, seinerseits ein ausgezeichnete Kenner von Ivans Biographie, ergänzt Skrynnikovs Klassiker mit einem Essay über relevante Forschung seit 1992. Ob das Buch allerdings bei einem Preis von 197 Euro überhaupt den Weg in die Bibliotheken und von dort aus in die Lehre finden wird, wage ich zu bezweifeln, so wünschenswert es auch wäre.

Anders als Isabel de Madariaga in ihrer 2005 erschienenen Biographie Ivans geht Skrynnikov davon aus, dass Ivan IV. seit den 1560er Jahren nicht den Verstand verlor. Nicht erst mit der Errichtung der Opričnina – separate Verwaltung bestimmter Gebiete des Moskauer Zartums und Terrortruppe zugleich – habe Ivan Terror systematisch zur

gewaltsamen Disziplinierung der Untertanen eingesetzt, ob Adelige, Kirchenmänner oder Kaufleute. Die ‚klassische‘ sowjetische ‚Lesart‘ Ivans war, dass er gegen die Bojaren, also den hohen Moskauer Adel, zu Felde gezogen sei, der sich der Zentralisierung des Moskauer Staates widersetzt habe. Diese Stoßrichtung habe ihn zu einem fortschrittlichen Herrscher gemacht. Stalin selbst hatte diese Interpretation, die die Rückkehr großer Personen in die Geschichte bedeutete, vorgegeben. Skrynnikov argumentiert in seinem Buch konsequent gegen diese Lesart an. In seiner Darstellung ist Ivan ein *Homo politicus*, der strategisch und taktisch Terror und Gewalt einsetzte, um reale oder vermutete Gegner zu treffen. Dies galt für jene Bojaren, die vor und nach seiner Krönung seine Machtposition zu bedrohen schienen. Dabei machte er auch vor den Starickijs, der Familie seiner Tante und seines Cousins, die Rivalen um den Thron waren, nicht halt. Und das galt auch für Regionen, in denen er eine traditionelle Opposition gegen die Moskauer Herrschaft vermutete. Skrynnikovs Kapitel über die Verheerung Novgorods ist hierfür instruktiv. Mit diesem klaren Interpretament kann Skrynnikov Ivans Terrorherrschaft und den Bruch mit ehemaligen Vertrauten und Beratern (Andrej Kurbskij und Aleksej Adašev) erklären. Auch Skrynnikovs These, dass Ivans Religiosität, ja zunehmende Spiritualität (die auch die umfangreichen Stiftungen erklärt, die Ludwig Steindorff aufgearbeitet hat) nie seine machtpolitischen Interessen dominierte, überzeugt zumindest bis in Ivans letzte Lebensjahre. Manche Episoden Ivans ereignisreicher Herrschaft, die Skrynnikov immer kenntnisreich schildert, bleiben jedoch erklärungsbedürftig, etwa die Episode um Simon Bekbulatovič, einen christlichen tatarischen Fürsten von Kasimov, zu dessen Gunsten Ivan 1575 kurzzeitig auf den Zarenthron verzichtete.

Skrynnikov war ein ausgezeichnete Kenner der Quellen; davon zeugt sein abschließendes Kapitel mit umfassenden quellenkritischen Überlegungen. Er war ein überzeugter Gegner Edward Keenans, der die Echtheit des Briefwechsels zwischen Ivan und Andrej Kurbskij angezweifelt hat. Keenan hatte schon 1972 ins Feld geführt, dass dieses Ego-Dokument eher im 17. Jahrhundert zu verorten sei, eine These, der Skrynnikov anhand guter quellenkritischer Argumente widersprach. Skrynnikovs Interpretationslinien würden aufgrund der breiten Quellenbasis aber auch tragen, wenn sich diese Briefe dereinst doch als Fälschung erweisen sollten. In seinem magistralen Werk über Ivans Terrorherrschaft gerät die außenpolitische Dimension nur dann in den Blick, wenn sie für das Generalthema von Relevanz ist. So steht der Livländische Krieg (1558–1583) stärker und die Eroberung Kazans und Astrachans (1552, 1556) weniger stark im Fokus.

Insgesamt ist es ein Glück für Forschung und Lehre, dass dieses Werk nun in englischer Übersetzung vorliegt. Es lädt ein, den Vergleich zu Herrscherfiguren (etwa in der Kirchenpolitik zu Heinrich VIII.) im westlichen Europa zu wagen.

Jan Kusber, Mainz

Rauschenbach, Sina / Christian Wandler (Hrsg.), *Reforming Early Modern Monarchies. The Castilian „Arbitristas“ in Comparative European Perspectives* (Wolfenbütteler Forschungen, 143), Wiesbaden 2016, Harrassowitz in Kommission, 232 S., € 58,00.

Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts wandten sich Untertanen der spanischen Krone vermehrt mit Reformvorschlägen, sogenannten *arbitrios*, an die zentralen Organe der Monarchie. Schon von prominenten Zeitgenossen wie Miguel de Cervantes und Francisco de Quevedo wurden die Verfasser solcher Schriften mit spöttischem Unterton als *arbitristas* bezeichnet. Vorgeworfen wurde ihnen nicht nur die begrenzte

Reichweite und der fragwürdige Nutzen ihrer Projekte, sondern auch die kaum kalkulierte Absicht, von deren Umsetzung auch persönlich zu profitieren. Dank der Pionierstudien von John Elliott und Pierre Vilar hat sich der Blick auf das Phänomen in den letzten Jahrzehnten gewandelt. Zahlreiche neuere Untersuchungen und wissenschaftliche Editionen haben zur Rehabilitierung von Autoren wie Jerónimo de Cevallos, Pedro Fernández de Navarrete, Martín González de Cellorigo oder Sancho de Moncada beigetragen, die heute nicht zu Unrecht als wichtige Exponenten des ökonomischen und politischen Denkens ihrer Zeit gelten. Dies trifft aber bei weitem nicht auf alle Verfasser von *arbitrios* zu. Die vorgeschlagenen Reformprojekte waren bei näherem Hinsehen ebenso vielgestaltig wie der intellektuelle und soziale Hintergrund der Autoren. Die heterogene Gruppe der *arbitristas* zeichnete sich insgesamt weniger durch ein gemeinsames politisches Reformprogramm aus als vielmehr durch eine gemeinsame politische Sprache bzw. den Rekurs auf eine spezifische kommunikative Praxis.

All dies ist bekannt und inzwischen vergleichsweise gut erforscht. Bis in die jüngste Vergangenheit hat man jedoch im *arbitrismo* – bedingt auch durch seine enge Verzahnung mit dem zeittypischen Dekadenzdiskurs – eine spezifisch spanische Besonderheit gesehen. Es ist daher nicht das geringste Verdienst des von Sina Rauschenbach und Christian Windler herausgegebenen Bandes, diesen Fokus zu erweitern und das Phänomen des *arbitrismo* erstmals konsequent in europäisch-vergleichender Perspektive in den Blick zu nehmen. Dass der Band dabei lediglich eine „modest contribution“ (15) leisten kann, wie die Herausgeber einräumen, hat vor allem damit zu tun, dass entsprechende Forschungen bislang kaum über Ansätze hinausgekommen sind. Dies ist nicht zuletzt auf einen gewissen Isolationismus zurückzuführen, der in der spanischen Geschichtsschreibung zum Teil bis heute spürbar ist. Nur vereinzelt reicht der Blick spanischer Historiker über die Grenzen der spanischsprachigen Welt hinaus. Umgekehrt ist der spanischsprachige Raum auch für die deutschsprachige Forschung oftmals kaum mehr als eine europäische Randzone, deren Bearbeitung man gerne den Vertretern von „area studies“ überlässt. Es ist vielleicht auch kein Zufall, dass Spanien innerhalb des dichten Netzes deutscher historischer Auslandsinstitute nach wie vor einen blinden Fleck darstellt. Umso begrüßenswerter sind vor diesem Hintergrund Initiativen wie die von dem Romanisten Dietrich Briesemeister ins Leben gerufenen „Spanisch-Deutschen Arbeitsgespräche“, die 2011 auf Initiative von Volker Bauer, Sina Rauschenbach und Jaime de Salas wiederbelebt wurden. Aus einer dieser von der Fundación Xavier de Salas (Trujillo), der Herzog August Bibliothek (Wolfenbüttel) und der Stiftung Preußischer Kulturbesitz (Berlin) getragenen Konferenzen ist auch der vorliegende Band hervorgegangen.

Das Spektrum der insgesamt neun Beiträge weist indes über den engeren Rahmen einer Geschichte der deutsch-spanischen Beziehungen hinaus. Nach einer knappen Einleitung, in der die Herausgeber das Thema des Bandes umreißen und in den Forschungskontext einordnen, widmet sich Christian Windler zunächst dem *arbitrismo* in Spanien und beleuchtet dabei den Zusammenhang zwischen der Konjunktur politischer Reformvorschläge und dem Phänomen politischer Günstlingsherrschaft zur Zeit Philipps III. und Philipps IV. Am Beispiel Toledos geht er dabei auch auf die oft vernachlässigten lokalen Bezüge der *arbitristas* ein. Fernando Bouza zeigt, ebenfalls am spanischen Beispiel, wie sich der erleichterte Zugang zur Druckerpresse und die Etablierung einer frühmodernen Öffentlichkeit auf die politische Kommunikation zwischen den Untertanen und den zentralen Organen der Monarchie auswirkten. Arndt Brendecke widmet sich dem komplexen Zusammenhang von *arbitrismo* und *conquista*. Dabei plädiert er dafür, beide Phänomene als Praktiken einer „bottom-up politic“ (68)

zu deuten, wie sie gerade für die frühe Phase der Kolonialisierung Amerikas typisch gewesen sei. Die folgenden vier Beiträge nehmen eine europäisch-vergleichende Perspektive ein: Anne Dubet untersucht Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den spanischen *arbitristas* und den französischen *donneurs d'avis*. Bartolomé Yun Casalilla spannt einen noch weiteren Bogen und bezieht neben Frankreich auch das frühneuzeitliche England, Italien und die Niederlande mit ein, wo sich vergleichbare Phänomene beobachten lassen. Justus Nipperdey untersucht die um 1600 im Heiligen Römischen Reich entstehende Gattung der *amplificatio*-Literatur und verweist auf Parallelen, aber auch auf zeitliche Verschiebungen zwischen diesen politisch-ökonomischen Reformschriften und den Texten der spanischen *arbitristas*. Baki Tezcan wiederum widmet sich Reform- und Ratgebertexten im Osmanischen Reich. Die beiden abschließenden Beiträge beschäftigen sich dann wieder mit der Iberischen Halbinsel und wenden sich einer spezifischen Thematik zu, die in vielen *arbitrios* angesprochen wird: dem Umgang mit ethnischen bzw. religiösen Minderheiten. Niccolò Guasti beschäftigt sich mit den *gitanos* (Roma und Sinti), die von zeitgenössischen Autoren vielfach marginalisiert und kriminalisiert wurden. Sina Rauschenbach untersucht die Haltung der *arbitristas* zu Juden bzw. *conversos*, deren Status und Rolle in Wirtschaft und Gesellschaft kontrovers diskutiert wurde.

Insgesamt wird der lesenswerte Band seinem Anspruch einer europäischen Erweiterung des Blickwinkels durchaus gerecht. Gerade bei den vergleichenden Beiträgen wird allerdings auch die Problematik einer solchen europäischen Perspektivierung deutlich. Auffällig ist dabei vor allem, dass das Tertium Comparationis kein einheitliches ist: Bei Yun Casalilla etwa wird das Bemühen deutlich, ein möglichst breites Spektrum an Schriften in den Vergleich einzubeziehen, um vor diesem Hintergrund die spanische „Sonderwegsthese“ zu hinterfragen. Differenzierter setzt sich Anne Dubet mit den Möglichkeiten und Grenzen eines Vergleichs zwischen *arbitristas* und *donneurs d'avis* auseinander. In Bezug auf das Heilige Römische Reich würde man vermutlich zu anderen Ergebnissen gelangen, wenn man statt der von Nipperdey untersuchten gelehrten Reformschriften die seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zahlenmäßig stark zunehmenden Untertanensuppliken als Kontrastfolie heranziehen würde. Die Frage, ob die von Baki Tezcan untersuchten Texte angesichts gänzlich anderer kultureller Voraussetzungen einen Vergleich mit den Texten der spanischen *arbitristas* überhaupt zulassen, wird vom Autor – vielleicht mit gutem Grund – gar nicht gestellt. Trotz der angesprochenen Probleme, die letztlich jedem Vergleich innewohnen, wäre es überaus begrüßenswert, wenn der mit dem vorliegenden Band eingeschlagene Weg künftig weiterverfolgt würde. Die europäisch-vergleichende Perspektive könnte dabei durch transfersgeschichtliche Ansätze etwa mit Blick auf die unterschiedlichen, auch nichtiberischen Territorien der spanischen Monarchie gewinnbringend ergänzt werden.

Thomas Weller, Mainz

Helduser, Urte, Imaginationen des Monströsen. Wissen, Literatur und Poetik der „Missgeburt“ 1600–1835, Göttingen 2016, Wallstein, 431 S. / Abb., € 49,90.

Als „Monstren“ und „Missgeburten“ wurden in der Frühen Neuzeit Menschen, Tiere und phantastische Wesen mit Abweichungen von der körperlicher ‚Normalität‘ bezeichnet. Dabei handelte es sich primär um Menschen mit (körperlichen) Behinderungen – wie siamesische Zwillinge – sowie um Chimären, also Mischwesen aus Mensch und Tier, deren Gestalt, Ursprung und Bedeutung zeitgenössisch intensiv verhandelt wurden. Seit der wegweisenden Publikation von Lorraine Daston und Katherine Park („Wonders and the Order of Nature“, New York 1998) wird das Thema von der For-

schung zunehmend beleuchtet. Bisher bezogen sich die Untersuchungen dabei vorwiegend auf die zeitgenössische Publizistik, vor allem auf Flugblätter und Flugschriften. In Erweiterung dazu konzentriert sich die Literaturwissenschaftlerin Urte Helduser nun auf den zugehörigen literarischen Diskurs, den sie mit Fokus auf dem deutschsprachigen Raum exemplarisch nachzeichnet.

Die Publikation basiert auf der Habilitationsschrift der Autorin („Missgeburten“. Diskurse des Monströsen [1600–1835], Marburg 2013) und gliedert sich in drei Teile. Das Einleitungskapitel (9–24) liefert einen knappen Einblick in die zeitgenössischen Definitionen von „Monstren“ und „Missgeburten“, um dann die Untersuchung im Umfeld der Disability Studies zu verorten. Als methodische Referenz dient die Interdiskursanalyse nach Jürgen Link und Ursula Link-Heer. Ziel der Studie sei es, zu veranschaulichen, dass die „Missgeburt“ zu „einer zentralen poetologischen Reflexionsfigur“ und „Chiffre für das ‚Falsche‘, Misslungene, zu Verwerfende und schließlich zum Gegenbegriff des Ästhetischen“ wurde (12). Dies zu zeigen, gelingt jedoch nur mit Einschränkungen.

Im zweiten Kapitel, „Aufklärung über Monstren“, das als analytischer Teil verstanden wird, bietet die Autorin zunächst einen Abriss über einige Aspekte des frühneuzeitlichen Diskurses zum Thema (54–108). Die weitreichende zeitgenössische Bedeutung des Begriffs „Monstrum“ (besonders in literarischer Perspektive) unterstreicht sie durch den Hinweis, dass der Begriff in Dichtungstheorien als Metapher für ‚missratene‘ Literatur verwendet wurde. Zudem bespricht Helduser frühneuzeitliche Erklärungsmodelle für „Monstren“, in deren Zentrum die mütterliche Imagination steht. Dieser zeitgenössischen Vorstellung nach würden „Monstren“ und „Missgeburten“ entstehen, wenn Mütter während der Schwangerschaft einschneidende Erlebnisse – wie nachhaltiges Erschrecken – durchleben, da sich diese in der Körperlichkeit der ungeborenen Kinder manifestieren würden. Diese Theorie zur Genese von „Monstren“ sei in der Frühen Neuzeit die maßgebliche gewesen, wenn auch daneben andere Theorien bestanden hätten bzw. entstanden seien, die sich zum Teil überlagert hätten. Eine Skizzierung dieser Verflechtungen bleibt aber weitgehend aus. Generell verzeichnet Helduser jedoch eine zunehmende Naturalisierung der „Missgeburten“, deren Ursprung immer häufiger natürlich-mechanisch erklärt worden sei. Dies verdeutlicht sie etwa anhand der frühen Teratologie von Albrecht von Haller.

Der dritte Teil, der das Kernstück der Publikation darstellt, steht unter dem Titel „Literarische Monstren“ und untersucht die literarische Reflexion des in den ersten beiden Kapiteln vorgestellten Diskurses zu „Monstren“ und „Missgeburten“. Hierfür zieht Helduser einige Beispiele literarischer Figuren heran (109–354). Den Anfang und die zentrale Stellung nimmt William Shakespeares Caliban ein („The Tempest“, London 1611). Bei diesem handelt es sich um ein Mischwesen zwischen Mensch und Meerkalb, das die Autorin physisch und moralisch als „Monster“ respektive „Ungeheuer“ vorstellt und dessen (literarische) Wirkungsmacht sie wiederholt betont, etwa wenn sie festhält, dass spätestens seit Wielands Übersetzung des Shakespeare-Dramas 1761 Caliban „prägend für die Imagination des Monströsen“ gewesen sei (109). Um diese These zu untermauern, folgt eine umfangreiche Beleuchtung einiger Aspekte der Figur Caliban sowie die Nachzeichnung seiner Rezeptionsgeschichte. Hierbei wird nahezu ausschließlich auf einige der bekanntesten Autoren der deutschen Aufklärung verwiesen, wie Christoph Martin Wieland, Ludwig Tieck oder August Wilhelm Schlegel. Bei diesen Autoren begegnet die Figur Caliban als Projektionsfläche für das Monströse, wobei die Interpretationen zwischen dem Natürlichen und dem Imaginären mändern (109–198).

Anschließend werden einige andere literarische Monstren und Missgeburten aus der deutschen Literatur des späteren 18. und frühen 19. Jahrhunderts vorgestellt und kontextualisiert. Auch hier zeigt Helduser immer wieder Parallelen zu Shakespeares Caliban auf. Eingehendere Behandlung finden die Figur Donna Mergelina von Christoph Martin Wieland („Don Sylvio“, Ulm 1764), Johann Karl Wetzels „Tobias Knaut“ (Leipzig 1773), der von Clemens Brentano und Joseph Görres geschaffene „Uhrmacher BOGS“ (Heidelberg 1807) sowie E. T. A. Hoffmanns „Klein Zaches genannt Zinnober“ (Berlin 1819). Den Abschluss bildet Ludwig Tiecks Novelle „Das alte Buch und die Reise ins Blaue hinein“ (1835), deren Analyse die Autorin gleichzeitig als Schlusswort der Arbeit nutzt. Denn Helduser beschreibt Tiecks Schrift als „Resümee der romantischen Epoche anhand der und über die Missgeburt“ (354). Dies gründet darin, dass Tieck dem Wechselbalg mit Komik und Ironie begegne sowie mit poetologischen Verdikten und Darstellungskonventionen breche, was die Missgeburt zu einer poetologischen Figur avancieren lasse (354).

Die Publikation von Urte Helduser richtet Schlaglichter auf die literarische Behandlung der Topoi „Monstrum“ und „Missgeburt“, insbesondere in Bezug auf Shakespeares Caliban. Der Fokus der Arbeit liegt auf dem deutschsprachigen Raum der Aufklärung – eine geographische und zeitliche Einschränkung, die weder im Titel noch im Laufe der Untersuchung explizit angesprochen wird. Heldusers Argumentation stützt sich auf eine Vielfalt von Quellen; dennoch lassen sich einige Leerstellen konstatieren. Eine tieferreichende Bezugnahme auf den Kontext der Wunderzeichen (Prodigien) mag man vermissen, genauso wie eine umfangreichere Darlegung des Forschungsstands oder ein abschließendes resümierendes Kapitel. Letzteres hätte sicherlich dazu beigetragen, die leitende These solider zu untermauern. Denn es bleibt unklar, wie die Auswahl der hier behandelten literarischen Figuren zustande kam. Deswegen wird auch nicht deutlich, inwiefern die Wirkungskraft des Motivs „Missgeburt“ über die behandelten Texte hinausreichte.

Die große Stärke der Publikation liegt sicherlich in der Erweiterung der Thematik „Missgeburt“ um den literarischen Aspekt. Zudem zeichnet sich die Autorin durch behutsame Schilderungen des körperlich und psychisch Anderen aus, ob als Teil zeitgenössischer Theorien oder als deren literarische Repräsentationen. Nicht zuletzt verdeutlicht Helduser mehrfach die mit dem Thema bis heute verbundene biopolitische Brisanz.

Doris Gruber, Graz

Niyazioğlu, Aslı, Dreams and Lives in Ottoman Istanbul. A Seventeenth-Century Biographer's Perspective (Birmingham Byzantine and Ottoman Studies), London / New York 2017, Routledge, XII u. 147 S., £ 95,00.

Aslı Niyazioğlu legt eine gut recherchierte und dicht geschriebene Studie vor, in deren Zentrum Nev'izâde 'Aṭâ'î steht, ein 1637 verstorbener osmanischer Schriftsteller. Wenige Jahre vor seinem Tod legte 'Aṭâ'î seine „Gärten der Wahrheiten“ vor, ein Werk, das 1.133 biografische Einträge zu den Lebenswegen zwischen 1558 und 1634 verstorbener Scheichs und Religionsgelehrten versammelt. Niyazioğlus Fokus richtet sich auf 'Aṭâ'îs Traumbeschreibungen, denen innerhalb der biografischen Erzählungen eine spezifische kommunikative Funktion zukomme. Das Schreiben über Traumerscheinungen stellte vor allem ein Schreiben über das Leben dar. Die Autorin beruft sich auf den „biographical turn“. Zu Recht betont sie, dass es nach wie vor ein Desiderat darstelle, zu erforschen, wie osmanische (Auto-)Biografen über ihr Leben und das Leben anderer schrieben. Genau dies wird am Beispiel 'Aṭâ'îs mit dem Ziel untersucht, die „intellectual world“ des Autors zu rekonstruieren.

Niyazioğlu historisiert konsequent das Verständnis von Träumen, die eine Möglichkeit der Erschließung sonst nicht zugänglichen göttlichen Wissens darstellten. Traumlandschaften („dreamscapes“) dienten damit Autoren dazu, Lesern vermeintlich unzugängliches oder abwegiges Wissen zu präsentieren. Der hier behandelte Biograf, so zeigt Niyazioğlu überzeugend, nutzte das Schreiben über Träume vor allem dazu, Stellungnahmen zu Debatten über Karrierewege zu formulieren. Mithilfe der Beschreibung von Träumen konnten Modelle präsentiert werden, die es erlaubten zu thematisieren, was als ehrenhafter und erstrebenswerter Cursus honorum und gelungenes „social networking“ in der osmanischen theologischen Elite jener Jahre zu gelten habe. Niyazioğlu untermauert diese These vor allem mit dem Verweis auf zwei sozialhistorische Entwicklungen des ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts: erstens die Reichsbildung und -bürokratisierung, die mit verminderten Optionen einhergegangen sei, über Karrierewege flexibel zu entscheiden. Ein verstärkter Wettbewerb um Posten in einem zunehmend zentralisierten, ehr- und rangbewussten System habe dazu eingeladen, über ideale Karrierewege zu reflektieren und diese anhand von bereitgestelltem biografischem Wissen zu verhandeln. Interesse daran habe vor allem deshalb bestanden, weil – zweitens – zu ‘Aṭā’īs Zeiten zahlreiche osmanische Gelehrte einen gesellschaftlichen Verfall wahrgenommen hätten, was das Interesse an historischen Exempla vermehrt habe. Inwieweit gerade diese Beobachtung historiografisch zu hinterfragen und historisch in Beschreibungsmuster – etwa vergleichbar mit jenen mamlukischer Gelehrter des 15. Jahrhunderts – einzuordnen ist, hätte stärker diskutiert werden können.

Die Monografie besteht aus vier Kapiteln. Zunächst wird erläutert, wie sich ‘Aṭā’ī in Bezugnahme auf seinen Vater Nev’ī Efendi als „poet-son-of-a-poet“ (20) darstellte. Durch diese Selbstthematisierung versuchte ‘Aṭā’ī Unterstützung aus dem Zirkel seines Vaters zu generieren. ‘Aṭā’ī präsentierte sich als Wächter der Erinnerungen an Gelehrte in einer Welt, die Eliten zunehmend als fragil wahrnahmen. Im Zentrum des zweiten Kapitels steht die in ‘Aṭā’īs Titel und Text zentrale Gartenmetaphorik. Gärten dienten häufig als Orte gelehrter Soziabilität, in denen auch verstorbene Sufi durch Grabmäler ‚präsent‘ waren. In textueller Hinsicht handelt es sich um einen selektiven Vorgang: Bewusst wählte ‘Aṭā’ī aus, bewusst verschwieg er, um einen imperialen, auf das Machtzentrum in Istanbul hin ausgerichteten, exklusiven Garten zu beschreiben, den der Autor kultiviert. Die Metapher erlaubte ‘Aṭā’ī, Gelehrte als Pflanzen zu thematisieren, die eines Gärtners bedürften – ein bewusstes Einschreiben in Sufi-Traditionen. Träume dienten, wie das dritte Kapitel zeigt, in diesen Gärten gelehrter Biografien dazu, ebendiese imperialen Ordnungen zu unterwandern: In Träumen erscheinende Gelehrte präsentierten alternative Karrierewege wie die Hinwendung zum Sufismus. Das letzte Kapitel verdeutlicht, dass Träume die Leserschaft nicht nur zur Infragestellung der herrschenden Verhältnisse anregen sollten, sondern auch Beziehungen und Abhängigkeiten thematisierten. Für ‘Aṭā’ī waren Träume Begegnungsräume zwischen Lebenden und Toten, was Niyazioğlu im Kontext zeitgenössischer religiöser Debatten um Kontaktaufnahmen zwischen Lebenden und Verstorbenen verortet. In genau diesen Debatten positionierte sich ‘Aṭā’ī. Niyazioğlu nimmt Anleihen bei anthropologischen Studien zu Geisterbegegnungen, um ‘Aṭā’īs Geschichten von geträumten Verstorbenen als Wesen mit Wünschen und Gefühlen ernst zu nehmen. Ihr gelingt es so zu zeigen, dass Träume personale Verbindungen zwischen der Erinnerung, dem Jetzt und dem Jenseits herstellten.

Äußerst lobenswert ist der Abdruck eines Beispieleintrags zum Leben Eṣ-Şeyḫ Sınāns. Gerade angesichts der Vielzahl biografischer Einträge stellt sich jedoch unweigerlich die Frage nach der Vielfalt von ‘Aṭā’īs Einträgen, die sich im sehr knappen

Schreibstil der Monografie kaum widerspiegelt. Die Autorin versteht ihr Buch nicht allein als Beitrag zur Geschichte osmanischer Träume, osmanischen „community buildings“ und islamischer Geschichte mit einem Fokus auf dem Sufismus. Darüber hinaus sollen die Verweise auf Forschungen zu Träumen in den habsburgischen und safawidischen Reichen, im Mogul- und Ming-Reich, aber auch vereinzelt in Florenz, Barcelona und England dazu dienen, „osmanische Träume in die Geschichte der frühneuzeitlichen Welt einzuschreiben“ (9). So spannend dieser Ansatz ist, so gelingt seine Umsetzung doch nur bedingt, insofern die auf imperiale Strukturen ausgerichteten Vergleichskonstellationen eigentlich immer auf Übereinstimmungen hinauslaufen. Die Unterschiede, Brüche und spezifisch osmanischen Aspekte werden gerade dort kaum ersichtlich, wo Vergleiche lediglich der Bestätigung dienen. Fragwürdig wird die Effizienz dieses Ansatzes vor allem dadurch, dass Lucien Febvre abwechselnd als Lucian LeFebvre und Lucien Lefebvre zitiert und Rabelais konsequent als Rabelias angeführt wird (111 f.).

Vorbildlich hingegen ist, wie die Autorin ihr Wissen über literarische Strategien und Religions- und Gelehrten-geschichte am Beispiel ‘Aṭā’is zusammenführt. Historiker/-innen mögen zu Recht darauf hoffen, dass künftig auch solche Texte stärker in ihren sozialen Kontext eingebettet werden: So wird die Manuskriptzirkulation nur kurz erwähnt (106, Anm. 27), und angesichts der Debatten um das Herrschaftszentrum sowie um korrupte Kadis ist es besonders spannend, dass ‘Aṭā’i als Provinzkadi in Tirhala/Trikala, Skopje und dann Rusçuk/Russe tätig war. Ob biografisches Schreiben in diesem Zusammenhang nicht auch dazu diene, die eigene Tätigkeit in der herrschaftlichen Peripherie als vorbildliche Karriere zu thematisieren, ließe sich gerade auch im Hinblick auf Kadiregister erfragen. Das Verfassen biografischer Schriften würde dann eben nicht allein der Niederschrift von Exempla und als Medium der Postulation von Gruppenkulturen dienen, sondern auch als Mittel zur Generierung von Ressourcen (Gabriele Jancke). Eindrücklich hat Niyazioğlu ‘Aṭā’is textstrategische Entscheidungsspielräume herausgearbeitet; ihre Arbeit ist damit ein überzeugendes Plädoyer dafür, biografische Enzyklopädien nicht einfach – wie häufig geschehen – als Faktenlieferanten zu nutzen, sondern biografisches Schreiben als strategisches Schreiben ernst zu nehmen.

Stefan Hanß, Cambridge

Hanlon, Gregory, Italy 1636. Cemetery of Armies, Oxford / New York 2016, Oxford University Press, XIII u. 224 S. / Abb., £ 65,00.

Das kompakte Buch Gregory Hanlons will daran erinnern, bei der Betrachtung des Dreißigjährigen Kriegs den italienischen Kriegsschauplatz nicht außer acht zu lassen. Der kanadische Spezialist für italienische und französische Geschichte in der Frühen Neuzeit beschäftigt sich daher mit Oberitalien im Jahr 1636. Der Fokus der Untersuchung liegt dabei auf der Schlacht von Tornavento, in der die französische Armee auf habsburgische Truppen stieß. Die Studie folgt ganz der chronologischen Ordnung, wenn sie zunächst die Politik Frankreichs im frühen 17. Jahrhundert entfaltet, um dann auf die konkrete Situation Mitte der 1630er Jahre einzugehen, als sich die französische Krone unter der Leitung Richelieus immer aktiver in die Kriegsgeschehnisse einmischte. Nach den Vorbereitungen für einen Feldzug in Oberitalien während des Jahres 1635 wird die militärische Entwicklung im Folgejahr untersucht. In der Chronologie der Ereignisse verbleibend, wechselt der Autor hier von einer machtpolitisch-diplomatischen Perspektive zu einer militärhistorischen, die in der Rekonstruktion des Treffens von Tornavento seinen Höhepunkt findet. Die Folgen der Kämpfe beschreibt Hanlon zunächst durch die Brille des Militärs – sowohl in sozialhistorischer als auch

militärisch-strategischer Hinsicht. Erst zum Ende wechselt er wiederum auf die allgemein politische Ebene, um die Schlacht in größere Kontexte einzubetten.

Für diesen analytischen Parcours benötigt die Studie 200 Textseiten, aufgeteilt in vier Kapitel, flankiert von einer Einleitung und einem Fazit. Unter dem Stichwort „Cardinal Richelieu's War“ skizziert Hanlon das französische Engagement während des Dreißigjährigen Kriegs, das von antihabsburgischen Reflexen gekennzeichnet war und traditionellen Mustern französischer Außenpolitik folgend in Oberitalien ansetzte. Der Mantuanische Erbfolgekrieg am Ende der 1620er Jahre verbesserte die Position Frankreichs erheblich; einige Jahre später kontrollierte Frankreich eine Reihe von Festungen in den Herzogtümern Parma und Mantua, die eine vielversprechende Basis für einen Schlag gegen habsburgische Positionen darstellten. Wichtigster Verbündeter Frankreichs war nach wie vor Savoyen, dessen Herzog Viktor Amadeus den mächtigen Bündnispartner mit großer Skepsis sah, nicht zuletzt unter dem frischen Eindruck des Mantuanischen Kriegs, in dessen Folge Savoyen die wichtige Grenzfeste Pienerolo an Frankreich abtreten mußte. Vor allem die Aussicht auf Kompensation und damit eine machtpolitische Aufwertung im oberitalienischen Umfeld ließen den savoyischen Fürsten gemeinsam mit dem französischen Heer marschieren.

Die Spannungen zwischen Savoyen und Frankreich hielten jedoch unvermindert an und stellten eine spürbare Belastung für den anstehenden Feldzug dar. Hanlon veranschaulicht dies anhand der interpersonellen Bezüge zwischen dem allseits mißtrauischen Richelieu, dem von ihm nach Oberitalien entsandten, eher mittelmäßigen Feldherrn Creguy, dem französischen Ambassadeur Hémerly sowie dem alle französischen Schritte argwöhnisch beäugenden Herzog von Savoyen. Es ist wohl der sich hier offenbarenden französisch-savoyischen Perspektive zuzuschreiben, daß die geostrategische Dimension dieses Kriegsschauplatzes nicht auf den Begriff gebracht wird. Zwar wird die logistische Bedeutung der Alpenpässe als Teil der Versorgungsrouten bis nach Flandern kurz erwähnt (23 u. 27), aber es fehlt das Stichwort der „Spanish Road“, das deutlich gemacht hätte, daß es hier nicht um die Prädominanz in dem einen oder anderen oberitalienischen Herzogtum, sondern um einen Angriff auf strategische Schlüsselpositionen des Hauses Habsburg ging.

Der 22. Juni 1636 sollte der Tag der Entscheidung werden: Der spanische Kommandeur Leganés entschied sich zum Kampf, riß damit die Initiative an sich und überraschte die französische Seite. Der erste spanische Vorstoß hätte fast den Sieg gebracht, wenn nicht die französische Kavallerie die sich auflösenden Formationen der spanischen Armee bedrängt und zurückgeworfen hätte. Weitere habsburgische Truppen setzten die französischen Einheiten unter immensen Druck, bis die savoyardischen Einheiten im entscheidenden Moment auf dem Schlachtfeld erschienen und die Front stabilisierten. Aufgrund der großen eigenen Verluste entschied sich Leganés, nicht alles auf eine Karte zu setzen, sondern den Kampf abzubrechen und sich im Schutz der Nacht zurückzuziehen. Damit überraschte er nicht nur Creguy und Victor Amadeus, sondern konnte sich auch rasch reorganisieren und im weiteren Verlauf des Sommers den Gegner durch gezielte Aktionen unter Druck setzen und ausmanövrieren. So war das Treffen bei Tornavento ein Erfolg für die französische Seite, doch der weitere Verlauf des Feldzugs bestätigte einmal mehr die spanische Widerstandsfähigkeit auf dem italienischen Kriegsschauplatz („resilience“ ist das Schlagwort bei Hanlon). Habsburg hatte mit Leganés eben nicht nur einen fähigen Militär, sondern konnte auch seine italienische Klientel geschickt mobilisieren.

Die analytische Brillanz des Autors zeigt sich vor allem in der Schilderung dieser Kämpfe. Hanlon vermag die Geschehnisse aus zeitgenössischen Relationen und Briefen

beider Seiten zu rekonstruieren, diese Befunde mit den Lehren der zeitgenössischen Traktatliteratur abzugleichen und dann mit den Erkenntnissen moderner kriegstheoretischer Ansätze zu konfrontieren. Auf diese Weise webt er eine mehrdimensionale Darstellung der Kämpfe, die ihre Überzeugungskraft gerade durch die verschiedenen Perspektiven des verwandten Materials gewinnt. So wird das unterschiedliche Verhalten der Kommandeure, des exponiert agierenden Chaquy, des vorsichtigen Leganés und des tapferen Victor Amadeus auch in den Konsequenzen für ihre Söldner deutlich.

Bei aller grundsätzlichen Überzeugungskraft wird man nicht allen Schlußfolgerungen des Autors folgen, und bereits eine Grundannahme dürfte auf Kritik stoßen, nämlich der behavioristische Ansatz, den Hanlon gleich zu Beginn der Studie als grundlegend einführt („War is a fact of life rooted in the normal logic of human behaviour“, 2) und der ihm methodisch die Möglichkeit bietet, alle Untersuchungen zu menschlichem Verhalten im Krieg unabhängig von ihren Zeitbezügen zu verwerten. Auch wenn Hanlon durch die vielen anderen Befunde die nötige Kontextualisierung herbeiführt, haftet diesem Ansatz, der von einer relativ unverrückbaren *Conditio humana* ausgeht, etwas Deterministisches an.

Schließlich bleibt als weiterer Kritikpunkt der Umgang mit der Bedeutung Italiens im Rahmen des Gesamtkonflikts. Wenn das Buch Italien als „secondary theatre of the Thirty Years' War“ (5) stärker in den Fokus des gesamteuropäischen Kriegs rücken möchte, sollte es schon deutlicher den Bezug zu den Ereignissen im Reich herstellen und nicht nur auf die französisch-habsburgische Konfliktebene abzielen. Doch diese Momente sind marginal im Vergleich zu dem großen Gewinn, den die Studie bietet: Sie zeigt, wie man die Militär- und Operationsgeschichte des Dreißigjährigen Kriegs gleichermaßen vielschichtig wie schlüssig vermitteln kann.

Michael Kaiser, Köln / Bonn

Smith, Seán A., Fealty and Fidelity: The Lazarists of Bourbon France, 1660–1736 (Catholic Christendom, 1300–1700), Farnham / Burlington 2015, Ashgate, VIII u. 227 S., £ 70,00.

Die Geschichte frühneuzeitlicher katholischer Ordensgemeinschaften hat in den letzten Jahren große Aufmerksamkeit erfahren. Doch so sehr das Feld seit einigen Jahren bearbeitet wird, so ungleich sind die unterschiedlichen Parzellen nach wie vor bestellt: Einige Orden, allen anderen voran die Gesellschaft Jesu, ziehen den Großteil der Aufmerksamkeit auf sich, während zahlreiche andere Ordensgemeinschaften ganz im Gegensatz zu ihrer frühneuzeitlichen Bedeutsamkeit bis heute für die Forschung kaum von Interesse sind. Insofern ist die hier anzuzeigende Arbeit ein höchst willkommener Beitrag. Zwar kann man nicht behaupten, dass die im Zentrum stehenden Lazaristen von der Forschung bislang übersehen worden wären. Ihr Gründer, Vincent de Paul, gilt vielmehr ganz zu Recht als eine prägende und in vielerlei Hinsicht auch epochentypische Figur der französischen bzw. katholischen Frömmigkeitskultur des 17. Jahrhunderts. Doch genau darin, so Séan Alexander Smith, bestehe gewissermaßen das Problem, denn die Lebenszeit und Persönlichkeit des Gründers überschattete alle späteren Perioden des Ordens. Doch Smith' Arbeit zeigt eindrucksvoll, dass die Geschichte der Lazaristen auch nach de Pauls Tod Aufmerksamkeit verdient.

In vier Kapiteln widmet sich das Buch vier zentralen Arbeits- und Wirkungsbereichen der Lazaristen nach dem Tod des Gründers. Das (insgesamt schwächste) zweite Kapitel behandelt die letztlich gescheiterten Missionsaktivitäten auf Madagaskar (51–

80). Das dritte Kapitel dokumentiert eindrucksvoll den Aufstieg von Lazaristen zu wichtigen Figuren am Hof Ludwigs XIV., nachdem ihnen ab 1672 sukzessive zunächst die Pfarrei von Versailles (Stadt), sodann die königliche Kapelle im Schloss sowie schließlich auch die Betreuung von Saint-Cyr übertragen worden war (81–117). Das vierte Kapitel widmet sich einem Wirkungskreis, der generell kaum im Blickwinkel der Forschung steht: der Tätigkeit katholischer Ordensleute im Zusammenhang mit der Marine. Konkret waren die Lazaristen in Marseille und Rochefort mit der Beaufsichtigung und Koordination der spirituellen Betreuung der Galeerensklaven befasst, was im Zeitalter nach der Revokation des Edikts von Nantes insbesondere hieß, dass sie es mit Hugenotten zu tun hatten, die bei ausbleibendem Übertritt zum Katholizismus zur Strafe auf die Schiffe verbannt wurden (119–151). Das fünfte Kapitel greift die Missionsaktivitäten des Ordens erneut auf, wendet sich nun aber den Tätigkeiten der Lazaristen auf der Ile de Bourbon (heute: Réunion) zu (153–187). Eine abschließende „Conclusion“ ist eher eine Zusammenfassung der erzielten Ergebnisse denn eine abschließende Betrachtung.

Vorangestellt ist ein erstes Kapitel (19–49), das in die Gründungs- und Frühgeschichte des Ordens einführt und zugleich versucht, eine Art Selbstbild der Lazaristen herauszupräparieren. Dieses wurde zum einen durch Anregungen des Ordensgründers selbst geformt, zum anderen in den ersten Jahrzehnten nach dessen Ableben geradezu mantraartig immer wieder beschworen und erlangte dadurch erst wirklich ein diskursives Eigenleben. Die Identität des Ordens wurde nun mit dem „esprit primitif“ der ersten Aktivitäten Vincents gleichgesetzt. Die Kernbestandteile dieser Identität, die von Vincent selbst entwickelt und von späteren Generaloberen immer wieder betont worden sei, seien die Mission der Armen auf dem Lande, Demut, Elitenferne und die Selbstbezeichnung als „kleine“ oder „niedere“ Gemeinschaft gewesen.

Smith geht es darum zu prüfen, wie dieses vom Gründer autorisierte und stets wiederholte Selbstbild zur Realität der Ordensaktivitäten stand und welche Konsequenzen sich aus den vielfältigen Diskrepanzen zwischen Realität und Ideal ergaben. Denn das soll Smith' Buch vor allem zeigen: Schon unter de Paul, aber vor allem unter seinen Nachfolgern geriet der Orden häufig in ein Fahrwasser, das kaum mehr mit Demut, ländlicher Mission und Niedrigkeit verbunden werden konnte. Smith' Buch kreist immer wieder darum, diese Diskrepanzen aufzuzeigen sowie solche Momente zu beschreiben, in denen der Rekurs auf den „esprit primitif“ als Mittel der Denunziation oder als Mittel der Verteidigung bestimmter Entscheidungen bemüht wurde. Das Ergebnis ist leicht abzusehen: Letztlich hatte der Orden große Schwierigkeiten, echte Treue gegenüber der Vision de Pauls zu wahren, und zwar vor allem deshalb, weil die Treue zum Monarchen Ludwig XIV. immer wieder Abweichungen vom Ideal unumgänglich machte.

Dies ist eine interessante Fragestellung, und die vier empirischen Untersuchungsfelder sind allesamt gut geeignet, um diese Frage auch plausibel zu behandeln. Und doch ist zu konstatieren, dass an dieser Stelle ein komplexeres Erklärungsmodell hilfreich gewesen wäre. Denn Smith ist es letztlich um die grundlegende Frage nach Kontinuität und Wandel einer kirchlichen Einrichtung zu tun, und er will sich mit deren Verarbeitung und Deutung befassen. Diese Problematik teilten freilich die Lazaristen mit allen Orden und der Kirche insgesamt. Entsprechend wäre es hilfreich gewesen, hier stärker auf konzeptionelle Modelle einzugehen, die die empirischen Befunde in eine weiterführende Interpretation hätten einbinden können. Unklar bleibt auch, ob die Selbsterfahrung der Lazaristen bei diesem Wandlungsprozess in irgendeiner Weise besonders war. Alle Ordensgemeinschaften berufen sich ja irgendwie auf den Geist des Gründers und müssen doch mit Transformationen ihrer spirituellen und

organisatorischen Gestalt zurecht kommen. Und alle Missionare mussten in einem Spagat zwischen geistlicher Berufung und weltlichem Umfeld leben. Waren die Lazaristen hierfür theologisch oder spirituell schlechter gerüstet als andere Ordensleute?

An manchen Stellen ist die Behandlung der Lazaristen zu holzschnittartig geraten. Smith stellt beispielsweise die interessante Frage, weshalb ausgerechnet die Lazaristen vom Sonnenkönig nach 1672 so intensiv in höfische Führungsrollen gebracht wurden. Zunächst führt er eine Reihe bemerkenswerter Beobachtungen an (84 f.), um dann als Kulminationspunkt aller Gründe die präzise Orthodoxie der Lazaristen im innerkatholischen Meinungskampf zwischen Jesuiten, Jansenisten und Quietisten zu betonen. Doch damit ist die Frage eher vermieden denn gestellt, denn eine strenge Orthodoxie reklamierten auch alle anderen Orden für sich (89). Gefragt werden hätte müssen, ob bzw. wie die Lazaristen es tatsächlich schafften, von den theologischen Streitigkeiten unberührt zu bleiben. Das hätte freilich eine Beschäftigung mit der Spiritualität und vor allem der literarischen Produktion des Ordens erfordert, die bei Smith vollständig unterbleibt. Durch den weitgehenden Verzicht auf jede Rekonstruktion einer Spiritualität oder eines Weltbildes bleibt das Porträt des Ordens an manchen Stellen blass. Widersprüchliche Handlungsweisen unterschiedlicher Ordensleute werden immer wieder erwähnt, etwa wenn es um die Brutalität gegenüber den Hugenotten auf den Galeeren geht, doch ob es sich hier um bloß individuelle oder um systematisch angelegte Konflikte handelte, bleibt unklar.

Insgesamt hat Smith ein wichtiges, wenngleich in der Reichweite der Analyse beengtes Buch vorgelegt. Von bleibendem Wert sind die gut geschriebenen Einzeldarstellungen der vier ausgewählten Tätigkeitsfelder, auch wenn man bei der Interpretation und Deutung der Ergebnisse manchmal tiefer- und weitergehende Ansätze vermisst.

Markus Friedrich, Hamburg

Behr, Andreas, Diplomatie als Familiengeschäft. Die Casati als spanisch-mailändische Gesandte in Luzern und Chur (1660–1700), Zürich 2015, Chronos, 383 S., € 52,00.

Das diplomatische Wirken der Mailänder Patrizierfamilie Casati kann sowohl als typisch für das Gesandtschaftswesen im Ancien Régime als auch als bemerkenswerter Sonderfall angesehen werden. Bei den Casati handelt es sich um eine, wie der Verfasser treffend ausdrückt, „Gesandtschaftsdynastie“, die über mehr als ein Jahrhundert, von 1594 bis 1704, nahezu ohne Unterbrechung das Herzogtum Mailand und die spanische Monarchie in der Eidgenossenschaft und bei den Drei Bünden vertrat. Dabei waren die einzelnen Casati keine Fürstendiener mit üblichem Cursus honorum, sondern beschränkten sich auf die Vertretung Spaniens und Mailands an den Dienstorten Luzern und Chur, wo sie jeweils für lange Zeit, zumeist bis zu ihrem Tod, blieben. Das Prinzip des Wechsels des Amtesorts im Drei- oder Sechsjahresturnus und die Sorge der Zentrale vor dem „going native“ ihrer Vertreter, wenn diese zu lange in der Fremde an einem Ort blieben, galt für sie nicht. Insofern sind sie in der Tat ein Sonderfall. Indes kann ihr Wirken als kulturelle und politische Mittler zwischen der Katholischen Monarchie und den alpinen Republiken durchaus als typisches Element frühneuzeitlicher Diplomatie betrachtet werden. Und auch ihr auf die Familie als zentrale soziopolitische Einheit fixiertes Denken war alles andere als ungewöhnlich. Ziel und Kern ihres Handels war der Staterhalt, und darin waren sie erfolgreich. Die Casati entwickelten ein symbiotisches Verhältnis zu ihrem Dienstherrn, das auf ihrer Mittlerposition zwischen der Katholischen Monarchie und der Schweiz beruhte.

Sie sind damit ein Musterfall für eine Reihe von Fragen, welche die kulturwissenschaftlich orientierte Neue Diplomatiegeschichte bewegen: An ihrem Beispiel lassen sich das familienzentrierte Denken des Adels, die Rollenvielfalt von Gesandten, Verhandlungspraktiken zwischen kulturell differenten soziopolitischen Einheiten und Zentrum-Peripherie-Beziehungen untersuchen. Der Fall der Casati ist auch deshalb so interessant, weil ihre Aktivitäten einen Zeitraum umfassen, in dem sich die makropolitischen Rahmenbedingungen fundamental veränderten: Ihr Dienst begann noch in der Zeit der Hochphase der spanischen Hegemonie und setzte sich in der Zeit des Niedergangs der Katholischen Monarchie seit dem zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts fort. Mit der bourbonischen Erbfolge und dem Spanischen Erbfolgekrieg brach das Aktionsfeld der Casati auseinander, denn das bis dahin zur spanischen Monarchie gehörende Herzogtum Mailand blieb in der Hand der Habsburger, nun allerdings in der der österreichischen Linie. Carlo Casati musste sich zwischen Bourbon und Habsburg entscheiden und wählte Letzteres, indem er sich an den Herkunftsort der Familie, nach Mailand, zurückzog. Die Zeit, in der die Familie im Dienst des spanischen Imperiums an dessen Peripherie – der Verfasser spricht von einem „Nischenplatz“ (133) – gedeihen konnte, war vorüber.

Andreas Behr bietet eine gut geschriebene, aus den Quellen geschöpfte und präzise gearbeitete Mikroanalyse des Wirkens und der Handlungsspielräume der Casati, wobei er auch den makropolitischen Rahmenbedingungen die gebotene Aufmerksamkeit schenkt. Zunächst rekonstruiert er, wie es den Casati immer wieder gelang, jüngeren Verwandten die beiden Gesandtenposten zu verschaffen. Gleichzeitig – und das sollte sich beim Rückzug aus dem diplomatischen Dienst als sehr hilfreich erweisen – hielten sie stets ihre Verbindungen zu Mailand. Diese Stadt war der Dreh- und Angelpunkt ihrer sozialen Vernetzung, während Kontakte nach Spanien vergleichsweise spärlich waren. Das konnten sich die Casati erlauben, weil die Nomination des Gesandtenpostens in der Schweiz Sache des Gouverneurs in Mailand war.

Wie für viele andere Gesandte war auch für die Casati der diplomatische Dienst auf den ersten Blick ein Verlustgeschäft. Doch über eine geschickte Heiratspolitik hielten sie Verbindung zu illustren und reichen Mailänder Geschlechtern und vermochten ihr im Vergleich zu den Ausgaben kärgliches Salär als Botschafter durch weitere Ämter, Pfründen und Pensionen erheblich aufzubessern. Ihrem symbolischen Kapital war der 1621 verliehene Grafentitel dienlich. Auch geschickte Spesenabrechnungen gehörten zu ihrem Finanzkonzept; die aufschlussreiche Analyse dieser selten so umfanglich erhaltenen Quellengattung gehört zu den besonders bemerkenswerten Leistungen der Studie. Im Übrigen waren die Casati sowohl in der Eidgenossenschaft als auch beim Kaiser kreditwürdig, was den diplomatischen Dienst als Familiengeschäft abrundete.

Ihre vielfältigen Kontakte in die komplexe soziopolitische Welt der frühneuzeitlichen Schweiz waren die eigentliche Basis ihres Erfolgs, das Kapital, mit dem sie gegenüber ihren Dienstherrn wuchern konnten. Die Schweiz war in der Frühen Neuzeit ein ob dieser Komplexität gefürchteter Dienstort für Diplomaten, für die Casati hingegen ein ihnen vertrautes und sorgsam ‚bespieltes‘ Revier. Sie installierten sich als Vermittler zwischen zwei Welten, was sie aus Mailänder und Madrider Sicht so nützlich machte, dass sie entgegen aller Dienstnormen die beiden Gesandtenposten nahezu als Erbhöfe betrachten konnten. Dafür bekam die Katholische Monarchie in der Schweiz Vertreter, die dort als unbestrittene Häupter der spanischen Partei auftraten und geschickt verschiedene Formen des Klientelismus – ergänzt durch Bestechung – pflegten. Interessanterweise gab es aber eine konfessionelle Grenze bei diesen Kontakten, da in den protestantischen Orten fremde Patrone, zumal katholische, mit großem Misstrauen betrachtet wurden, was den Aufbau einer fremdfinanzierten Partei ausschloss.

Die quellenbasierte Rekonstruktion der Stellung und der Strategien der Casati – das sei noch einmal betont – stellt eine beeindruckende Leistung dar, die tiefe und zu gutem Teil auch wirklich neue Einblicke in die soziopolitische Kultur der frühneuzeitlichen Außenbeziehungen erlaubt. Doch erstaunt die geringe Verankerung der Arbeit in den aktuellen Diskussionen, Thesen und Theorien der Neuen Diplomatiegeschichte, einmal abgesehen von der jüngeren Korruptionsforschung, die im Text intensiv diskutiert wird. Da ist es auch kein rechter Ersatz, wenn am Ende der Arbeit fünf „Herangehensweisen“ aufgezählt und kursorisch erläutert werden, die bei der Analyse berücksichtigt werden „sollen“. Man bekommt an dieser Stelle der Arbeit den Eindruck, dass ein Teil der Überlegungen, die eigentlich in die Einleitung gehört hätten, hastig am Schluss nachgeholt werden. Hierin liegt die einzige ernsthafte Schwäche dieser sonst sehr zur Lektüre empfohlenen Studie: dass sie nicht die fruchtbaren aktuellen Forschungsdiskussionen aufgreift, die bei der Einordnung und Bewertung mancher Ergebnisse der Arbeit sehr hilfreich gewesen wären. Denn dann wäre dem Verfasser wahrscheinlich aufgefallen, dass sein Untersuchungsgegenstand keineswegs nur eine „ausserordentliche Ausnahme“ (198) darstellt, sondern auch in den Strukturen der Diplomatie des Ancien Régime, der Mentalität des Adels, den kulturellen Differenzen zwischen Monarchien und Republikanern sowie den Verhältnissen in zusammengesetzten Monarchien verankert ist.

Hillard von Thiesen, Rostock

McCormack, Danielle, The Stuart Restoration and the English in Ireland (Irish Historical Monograph Series, [15]), Woodbridge 2016, Boydell Press, X u. 197 S., £ 65,00.

Mit dem vorliegenden Buch liefert Danielle McCormack einen Beitrag zur seit einigen Jahren andauernden Debatte über die irischen Identitätsoptionen des 17. Jahrhunderts. Diese gelten international wie national als ein Ausgangspunkt für die Kriege der drei Königreiche, für den Niedergang der gälischen Kultur und die Glorious Revolution. Sie sind aber auch für Theorien der Konfessionalisierung und der Nationalstaatsbildung sowie für moderne Krisenanalysen des 20. Jahrhunderts fruchtbar gemacht worden. McCormack weist zu Recht darauf hin, dass ein besonderer Fokus der Forschung auf der katholischen Bevölkerungsmehrheit, ihrer politischen, wirtschaftlichen und religiösen Marginalisierung sowie ihrer Reorganisation und ihrem Widerstand gelegen habe. Die protestantischen Siedler in Irland seien dagegen allzu oft als homogene Partei der Sieger, als Kriegsgewinnler und englandtreue Royalisten betrachtet und vernachlässigt worden. Die Protestanten in Irland waren jedoch seit den Arbeiten Toby Barnards Mitte der 1970er Jahre immer wieder Gegenstand der Forschung. Gleiches gilt für den politischen Diskurs im Umfeld der Restauration der Stuart-Monarchie (vgl. etwa de Krey), die erheblichen Veränderungen beim irischen Landbesitz seit der Eroberung durch Cromwell Anfang der 1650er Jahre (vgl. Cunningham und andere) und die Angst der britischen Öffentlichkeit vor einer absoluten Monarchie der Stuarts nach französischem Vorbild (vgl. Burgess). McCormacks Analyse reiht sich also ein in eine lebhaft wissenschaftliche Debatte, die, wie die Vieligliedrigkeit der aufgezählten Forschungsrichtungen unterstreicht, dazu neigt, ihren Untersuchungsgegenstand immer weiter zu fragmentieren. Bereits die geringe Seitenzahl von 168 Textseiten dokumentiert die dadurch mitunter begrenzte Menge neuer Erkenntnisse, die in einer derart gruppenspezifisch zugespitzten Arbeit präsentiert werden können, ohne Redundanzen zu erzeugen.

McCormacks Arbeit gliedert sich in sechs Kapitel, welche die protestantischen Identitätsoptionen in Irland zwischen 1660 und 1667 aus verschiedenen Perspektiven beleuchten. Als Kristallisationspunkt dient dabei die übergeordnete Thematik des

„land settlement“, die alle beteiligten Parteien dazu nötigte, ihre Positionen deutlich herauszustellen. Die Autorin beginnt mit einer allgemeinen Darstellung der „political and mental map of 1660s Ireland“ (5–29) und einem grundsätzlichen Überblick über die Ausgangslage und die politischen Fraktionen mit ihren jeweiligen Interessen. Gleichzeitig nutzt sie dieses Kapitel zur Definition des eigenen Forschungsvorhabens, indem sie sich insbesondere von den Arbeiten abgrenzt, die sich bei der Untersuchung des „land settlement“ ebenso wie der Protestanten in Irland ihrer Meinung nach zu exklusiv auf materielle Aspekte beschränkt hätten (vgl. Creighton). McCormacks Ziel ist es, die Vielschichtigkeit und Bedeutung der politischen Debatten, Publikationen und Äußerungen insbesondere für die protestantische Identitätsbildung offenzulegen, anstatt die Protestanten als einheitliche Fraktion der Sieger zu behandeln (25 f.).

Ihre These, dass verschiedene protestantische Gruppen in Irland sehr bald nach der Restauration 1660 zu Gegnern der Stuarts und auch Widersachern untereinander wurden, vertieft McCormack im anschließenden Kapitel (30–45). Dabei unternimmt sie eine präzise Analyse der unterschiedlichen Interessenlagen der Protestanten in Irland in Bezug auf das „land settlement“ und damit gewissermaßen implizit auf den Umgang mit den irischen Katholiken. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass die kompromisslose Forderung der Krone nach einer Restauration der Church of Ireland besonders für die Soldaten und „adventurer“ eine existenzielle Bedrohung darstellte, da sie die zu verteilende bzw. bereits verteilte Landmasse drastisch reduzierte. Lohnend wäre es hier, dieses Resultat mit den Auseinandersetzungen innerhalb der katholischen Konföderation von Kilkenny zu kontrastieren, die unter anderem an diesem Aspekt wenige Jahre zuvor zerbrochen und in einen Bürgerkrieg gemündet war (30). McCormack zeigt im folgenden Kapitel zu Roger Boyle, Earl of Orrery, und der Entwicklung einer englischen protestantischen Identität in Irland (46–74), dass vor allem die „old Protestants“ eine bewusste Panikmache vor Katholiken betrieben, vor allem um die „adventurer“ und Soldaten in Unruhe zu versetzen und zu billigen Landverkäufen zu bewegen. Diese propagandistisch angefachte Angst, die auch den restaurierten Monarchen politisch angriff, kontrastiert McCormack anschließend grob mit der katholischen Perspektive im Untersuchungszeitraum (75–106). Dabei legt sie dar, wie Katholiken, insbesondere solche, die ehemals in die katholische Konföderation involviert gewesen waren, ab 1660 das von Männern wie Orrery anvisierte „land settlement“ attackierten und über direkte Kontakte nach England und an den Hof zu unterminieren versuchten. Dabei betont die Autorin die Rolle, die der moralischen Deutungshoheit über das Friedensabkommen zwischen Konföderierten und Krone von 1648/49 zukam. Sich historisch als verlässlicheren und loyaleren Partner der Monarchie zu präsentieren sei vielen Akteuren wichtiger und gewinnbringender erschienen, als kurzfristig die eigenen materiellen Interessen zu sichern. Diese Verbindungen zum Hof bildeten den Übergang zur Erforschung der royalistischen Perspektive (107–133), wobei McCormack ein besonderes Augenmerk auf James Butler, Duke of Ormond, legt. Sie analysiert präzise die vorsichtigen Bemühungen Ormonds, ab 1662 ein „land settlement“ zu organisieren, das möglichst vielen loyalen Katholiken ebenso wie Protestanten eine Entschädigung ermöglichte und gleichzeitig die starken republikanischen Elemente, wie sie etwa in der Armee zu finden waren, zurückdrängte. Alle dargelegten Positionen mussten, so die Autorin in ihrem finalen Kapitel (134–163), in Anbetracht der vielen verschiedenen Interessenlagen, der Begrenztheit der zu verteilenden Landmenge, der schwierigen Vorgeschichte und der konfessionellen Gegensätze eine Situation herbeiführen, die letztlich alle Fraktionen schwächte, die Krone in Irland in eine Krise führte und sowohl zu Orrerys als auch zu Ormonds Entlassung 1669 führte.

Mit ihrer detaillierten Darstellung der innerprotestantischen Konflikte und Widersprüche ist McCormack eine Klientelstudie verschiedener protestantischer Lager in Irland für die erste Phase der Restaurationsepoche zwischen 1660 und 1667 gelungen. So arbeitet die Autorin auf politischer Diskursebene exzellent die jeweiligen Befindlichkeiten heraus und demonstriert etwa an den Beispielen Orrery und Ormond auch das Fehlen klarer Zugehörigkeiten. Für keine dieser beiden schillerndsten Figuren des protestantischen Lagers liegen bislang umfassende Untersuchungen vor. Ohne auf allzu schematische Darstellungen „des Anderen“ zurückzugreifen und somit die Klischees der übrigen „Identitätsgruppen“ wie „alt-englisch“ oder „alt-irisch“ zu bedienen, ist es kaum möglich, der Komplexität des Wirkens dieser Personen gerecht zu werden. Auch McCormack beschränkt sich auf Schilderungen der Spannungen zwischen Protestanten und Katholiken (101 f.). Um der Vielschichtigkeit von Identitäten, Biographien und Netzwerken, die jede eindeutige Fraktionsbildung in Irland unmöglich machten, gerecht zu werden, wäre es jedoch notwendig gewesen, systematisch über die Vielzahl der politischen Lager hinauszublicken. Auf Kooperation fokussierende Lesarten hätten den Vorteil, dass sie mehr Interpretationsspielraum für das oft ambivalente Handeln der Akteure böten.

Martin Foerster, Düsseldorf

Torres Sánchez, Rafael, Military Entrepreneurs and the Spanish Contractor State in the Eighteenth Century, Oxford / New York 2016, Oxford University Press, XVII u. 297 S. / graph. Darst., £ 60,00.

Die vorliegende Studie hat das Verhältnis von Staatsbildung und semiprivatem Unternehmertum im Sinne eines Public-private-Partnership zum Thema. Fallbeispiel ist hierbei das Königreich Spanien im 18. Jahrhundert, wobei ein ökonomisch-institutionell und statistisch-quantitativ orientierter Ansatz verfolgt wird. Grundlage ist die These, dass Unternehmertum in positiver Weise zur Staatsbildung beigetragen habe. Ausgeklammert wird dabei die für die Staatsbildung nicht ganz unerhebliche Gewaltfrage, die bereits Charles Tilly („Coercion, Capital, and European States“, 1992) formuliert hat. Methodische Orientierung bietet stattdessen die neuere Arbeit von David Parrott („The Business of War“, 2012), welche auf der Basis „revisionistischer“ Literaturstudien die Leistungsfähigkeit vor allem von Militärunternehmern im Dreißigjährigen Krieg betont hat, wenngleich jene weit größere Verfügungsgewalt als spanische Versorger besaßen und auch militärisch operierten. Es geht also im Grunde genommen um „military supply policy“ (40), so das eigentliche Thema des Buches, wobei privatwirtschaftliche und staatswirtschaftliche Produktionen seitens der Krone je nach Lage gleichermaßen approbiert wurden und zum Einsatz kamen. Der Fokus ist aber stellenweise sehr staatszentriert, und auch Torres Sánchez erklärt, dass „a risk from viewing [...] only from the state's perspective“ (10) bestehe. Die archivalische Quellenbasis ist aber solide; an Literatur wurden englische und spanische Publikationen verwendet. Der Autor weist darauf hin, dass nur wenige Quellen seitens der Unternehmer herangezogen wurden.

Eine privatwirtschaftlich-unternehmerisch organisierte Aufgabe war traditionell etwa die Nahrungsmittel- und Kleidungsversorgung der Armee im Spanien der Bourbonen. Versuche, in diesen Bereich administrativ einzugreifen und ihn stärker zu regulieren, schlugen fehl. Auch die meisten Materialien, aus denen Kriegsschiffe hergestellt wurden, wurden privatwirtschaftlich organisiert, wenngleich Schiffswerften und die Waffenherstellung königlicher Kontrolle unterlagen. Etwaige Engpässe wurden durch Produkte aus Übersee, beispielsweise privat produzierte Schiffe, ausgeglichen. Die spanische Marine war nach derjenigen Englands und Frankreichs im

18. Jahrhundert immerhin die drittgrößte der Welt. Überseeischer Haupthafen war Havanna, wo sich große Werften herausgebildet hatten. Auf staatlich organisierten Werften wurden eher Fregatten und kleinere Schiffe gebaut. Die selteneren, viel größeren und teureren Linienschiffe, die im Verlauf des Jahrhunderts für die Seekriegsführung immer wichtiger wurden, erforderten vielfältige private Unterstützungsleistungen, auch durch überseeische Netzwerke.

Als ein Beispiel aus der Fülle des in dem Buch gebotenen Materials sei die Brotversorgung herausgegriffen. Stehende Armeen und Überseeinsätze in Kolonialkriegen erhöhten im 18. Jahrhundert den Brotbedarf, der quasi den Kern der Armeeverversorgung ausmachte, wurden doch heimische Landsoldaten fast nur mit Brot, Mehl und Kleidung versorgt und mussten andere Bedarfsgüter selbst erwerben. Lediglich überseeische und afrikanische Kolonialtruppen wurden etwas umfangreicher versorgt. Auch die Marine musste mit weiteren Nahrungsmitteln und Gütern versehen werden, was ihren Unterhalt, zumal angesichts hoher Verderblichkeitsraten auf See, wesentlich schwieriger machte. Waren zu Jahrhundertbeginn noch französische Unternehmer in diesem Bereich tätig, wurden diese nach und nach zunächst von flämischen, später dann von spanischen verdrängt, die zunehmend auch Monopolrechte erhielten, was mit zur Herausbildung neuer geschäftlicher Eliten geführt habe. Das merkantilistische Ideal einer Unabhängigkeit von Importen wurde nie erreicht; auch waren etwa ein Fünftel der spanischen Soldaten auswärtige Söldner. Jedoch konnten Rüstungsbetriebe über Privilegierungen stärker und stärker an die Krone gebunden werden.

Eines der größten Rüstungs- und Versorgungsunternehmen wurden die sogenannten *Cinco Gremios Mayores*, die über Monopole eng mit der Krone verflochten waren. Das Unternehmen war in Nord- und Südamerika, Asien und Europa, also gleichsam global tätig. Es lieb der Krone, aber auch Kirchen und Korporationen Geld und versorgte die Armee vorwiegend mit Lebensmitteln und Textilien. Aus fünf Madrider Gilden entstanden, hatte es zunächst die königliche Leibwache finanziert und festigte dadurch seine Position, was ihm großen politischen Einfluss, Privilegien und Monopole verschaffte und eine Expansion nicht nur in Europa, sondern auch in den Kolonien erlaubte.

Insgesamt kommt Torres Sánchez zu dem Befund, dass die Armee- und Marineversorgung ohne größere Schuldenanhäufung gelungen sei. Versorgungsgüter wurden offenbar zumeist von spanischen Unternehmern bereitgestellt; der Heimatmarkt profitierte dabei so sehr von den merkantilistischen Rahmenbedingungen, dass dies zur Staatsbildung beigetragen habe, insofern sowohl spanische Unternehmer als auch staatliche Autoritäten auf eine Stärkung des Binnenmarktes gesetzt hätten. Jedoch gab es anscheinend kein konsequentes Vorgehen des Staates in der Frage von Monopolen, was einen effektiveren Wettbewerb unter den einzelnen Versorgungsunternehmen verhinderte. Allerdings wurden historisch gewachsene Regionen infrastrukturell erschlossen und miteinander vernetzt; ebenso kam es zu einer stärkeren Verflechtung mit dem karibischen Wirtschaftsraum und namentlich den Schiffswerften in Havanna.

Dies trug laut Torres Sánchez zur Bildung eines „clearly absolutist state“ (232) in der ersten Jahrhunderthälfte bei, während in der zweiten einerseits mehr Freihandel erlaubt, dieser aber andererseits auch stärker monopolisiert wurde. Höhepunkt dieser Entwicklung war der Aufstieg der erwähnten *Cinco Gremios*, dieses weltweit agierenden Finanz-, Handels- und Versorgungsunternehmens. Der Übergang zu stärkerer staatlicher Kontrolle und Konzentration wiederum schwächte durch die dadurch schwindende Konkurrenz sowohl die Unternehmer als auch den Staat insgesamt. Der Hinweis, dass es unter den Unternehmern zur Ausbildung neuer Eliten gekommen sei,

bleibt jedoch relativ blass. Neuere sozial- oder gar kulturgeschichtliche Fragestellungen und deren Verbindung zur Ökonomie sucht man daher in der vorliegenden Studie vergeblich. Auch der Zusammenhang mit der Sozialgeschichte wird durch die exemplarischen linearen Darstellungen von Unternehmerkarrieren nicht recht deutlich. Wer jedoch Wirtschaftsdaten in geballter Form mit anschaulichen Karten wünscht, wird hier fündig werden.

Steffen Leins, Tübingen

„Gottes furcht“ und „honnêteté“. Die Erziehungsinstruktionen für Friedrich Wilhelm I. von Brandenburg-Preußen durch August Hermann Francke und Gottfried Wilhelm Leibniz, hrsg. v. Christoph *Schmitt-Maaß* (Hallesche Quellenpublikationen und Repertorien, 14), Halle a. d. S. / Wiesbaden 2016, Verlag der Franckeschen Stiftungen / Harrassowitz in Kommission, VI u. 101 S. / Abb., € 32,00.

Es ist eine feine Überraschung: Der Titel des Buches hält mehr, als er verspricht! Neben den drei Erziehungsinstruktionen für Friedrich Wilhelm I. von August Hermann Francke und Gottfried Wilhelm Leibniz (eine von Francke, zwei von Leibniz) versammelt und bespricht der Autor in dem kleinen Band auch die Instruktion Kurfürst Friedrich Wilhelms von Brandenburg für den Kurprinzen Karl Emil sowie die Instruktionen Friedrichs III. von Brandenburg für seinen Sohn Friedrich Wilhelm und dann dessen Instruktion für Friedrich II. Schmitt-Maaß geht es darum, „eine Legende der Preußen- wie der Pietismusforschung auf ihre Stichhaltigkeit zu überprüfen“: die Legende vom maßgeblichen Einfluss, den Gottfried Wilhelm Leibniz und August Hermann Francke auf die Erziehung Friedrich Wilhelms (I.) gehabt hätten. Das Ergebnis seiner Untersuchung: „Die Relevanz des Einflusses von Leibniz auf die Prinzenziehung [muss] revidiert und stattdessen Franckes Bedeutung betont werden.“ (2)

Der Band gliedert sich in zwei Teile: in die Untersuchung der Erziehungsentwürfe und die Drucke der sechs Instruktionen, denen jeweils eine knappe Übersicht zur Überlieferungsgeschichte vorangestellt ist. Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Register beschließen das Buch.

Die Untersuchung beginnt mit einem Abriss über die Erziehung Friedrich Wilhelms (I.) durch seine Mutter Sophie Charlotte und Großmutter Sophie von Hannover, durch Anna Katharina von Harling, die ehemalige Erzieherin Sophie Charlottes, und Marthe du Val, durch Alexander von Dohna, den Oberhofmeister, der sich an die 1695 zur verbindlichen Richtlinie erhobenen Erziehungsinstruktionen Paul von Fuchs' halten sollte, und Jean Philipp Rebeur, der bis zu seinem Tod 1703 die Erziehung der Prinzen übernahm. Als „Praktiker“ hätten Rebeur und Dohna aber weniger den Erziehungsinstruktionen Rechnung getragen als vielmehr den schwer zu disziplinierenden Kronprinzen mittels einer rigorosen Anwendung der Prädestinationslehre im Unterricht zu bändigen versucht (6 f.). Die größere Bedeutung von Franckes Instruktionen gegenüber denen von Leibniz ergibt sich aus diesem Umstand.

In der Folge bespricht Schmitt-Maaß die genannten sechs Erziehungsinstruktionen nach einheitlichem Muster: „Vorbemerkung“ (unter dieser Überschrift geht er jeweils auf die historische Situation ein), „Inhalt“ (hier gibt er eine kurze Zusammenfassung der jeweiligen Instruktion) und „Hintergrund“ (hier wird die jeweilige Instruktion kommentiert und eingeordnet).

Durch diese kommentierte Edition schafft Schmitt-Maaß die bislang fehlende zusammenschauende Ausgabe jener Erziehungsinstruktionen, die den von Carl Hinrichs und in seinem Anschluss von Klaus Deppermann postulierten „Zusammenhang von brandenburg-preußischem und pietistischem Zusammenwirken“ (2) nachprüfbar

machen. Dass Schmitt-Maaß sich am Ende nicht durchringen kann, die Behauptungen von Hinrichs und Deppermann aufgrund seiner Untersuchung zu bewerten, ist ein wenig schade – wegen der sehr guten und nützlichen Edition.

Jürgen Luh, Potsdam

Löttsch, Ulrike, Joachim Georg Darjes (1714–1791). Der Kameralist als Schul- und Gesellschaftsreformer (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen. Kleine Reihe, 45), Köln / Weimar / Wien 2016, Böhlau, 372 S., € 55,00.

Nicht nur herausragende Persönlichkeiten, sondern die alltägliche Wissensvermittlung in den Hörsälen heute vergessener Professoren seien für die Wissenschafts- und Bildungsgeschichte bedeutsam – das so einst von Anton Schindling formulierte und von Löttsch eingangs zitierte Statement (13) könnte durchaus als Motto für die zu besprechende Arbeit gelten. Der heute kaum bekannte Joachim Georg Darjes lehrte mit großem Erfolg über fünfzig Jahre in Jena und Frankfurt an der Oder und war bei seinen Zeitgenossen durchaus anerkannt. Immerhin schuf Johann Gottfried Schadow (1764–1850) sein fünf Meter hohes Grabdenkmal im Gertraudenbergpark in Frankfurt an der Oder.

Die erziehungswissenschaftliche Dissertation von Ulrike Löttsch hat einen eher traditionellen, aber soliden Ansatz: Es geht vor allem darum, Darjes' Biographie und Wirken darzustellen. Dies gelingt der Autorin durchaus. Ihre Untersuchung von Darjes' Reformbestrebungen erstreckt sich auf drei Themenbereiche, die seine zentralen Interessen- und Wirkungskreise bilden: das Schulwesen (Kap. III), das Hochschulwesen (Kap. IV) und das Sozietätswesen (Kap. V). Die Autorin hat diesen Teilen ein allgemeineres Kapitel vorangestellt, in dem sie das Menschenbild und das Erziehungsverständnis des 18. Jahrhunderts beschreibt und Darjes' Erziehungstheorie ausführlich aus seinen Lehrbüchern ableitet (Kap. II). Im Anhang werden verschiedene Zusatzmaterialien präsentiert: der Tagesplan der Rosenschule (309) und eine Tabelle der Jenaer Lehrveranstaltungen (310–314), die durch eine Übersicht über weitere von Jenaer Dozenten angebotene, an Darjes orientierte Lehrveranstaltungen (316–319) ergänzt wird. Bibliographisch herausfordernd, aber ausgesprochen sinnvoll ist das kommentierte Verzeichnis seiner Veröffentlichungen und der dazugehörigen Rezensionen (320–333), die einen guten Einblick in die Vernetzung der Gelehrtenrepublik geben. Die Autorin bezeichnet sie bescheiden als „nützliche Ergänzung“; hier – und auch bei den übrigen Materialien – hätten sich vermutlich noch mehr Bezüge zum Text herstellen lassen. Ein Orts- und Personenregister sowie ein Quellen- und Literaturverzeichnis, gegliedert nach Veröffentlichungen vor und nach 1850, schließen den Band ab. In den Kurztiteln der Fußnoten wird zwischen diesen beiden Verzeichnissen leider nicht unterschieden, was zu häufigem Hin- und Herblättern führt, zumal die Wahl der Kurztitel vereinzelt zu Verwirrung führt, etwa wenn Darjes' Autobiographie unter „Bielefelds Staatsklugheit“ firmiert, der Titel im umfangreichen Verzeichnis von Darjes' Schriften jedoch unter „Einleitung in des Freyherrn von Bielefeld Lehrbegriff der Staatsklugheit“ zu finden ist. Dass es sich hierbei um die Autobiographie handelt, wird ohnehin erst durch das kommentierte Verzeichnis erkennbar.

Die Biographie eines Menschen nicht chronologisch, sondern durch verschiedene, strukturgeschichtliche Teile thematisch zu erschließen, hat unbedingt seinen Reiz und macht den Aufbau interessant. Besonders gelungen sind hier zum Beispiel die Schilderung von Darjes' eigener Schulkarriere im Kapitel zur allgemeinen Schulentwicklung (66–72) oder die Darstellung seiner Studienzeit inklusive eines Skandals wegen einer Schrift, die den Wolffianismus lobt (203–212). Darjes' Lebensgeschichte setzt

sich so jedoch nur stückweise zusammen; erste Erläuterungen zum titelgebenden Begriff des „Kameralisten“ finden sich erst auf Seite 73. Man steht als Leser zudem vor der Aufgabe, sich durch sprachlich sperrige, optisch kompakte und kaum gliederte Teile mit recht vielen Allgemeinplätzen kämpfen zu müssen. Gut geschrieben ist die Arbeit vor allem in den Passagen, wo sie konkret wird. Die ausführlichen, fast handbuchartigen Erläuterungen zur Aufklärung und zum Menschenbild des 18. Jahrhunderts sowie zur Entwicklung des Schulwesens generell hätten gekürzt werden können, ebenso wie überflüssige Ergänzungen etwa bei der Beschreibung von Lateinschulen („Unterrichtssprache war Latein“, 59) oder Pauschalaussagen wie die Feststellung einer „verhältnismäßig hohe[n] Alphabetisierungsrate“ (60). Manche Dinge dagegen hätte man sich elaborierter gewünscht: So wird zwar einleitend die Bedeutung der Konfession für das Schulwesen beschrieben (57), bei den Ausführungen zum Schulwesen in Jena aber mit keinem Wort auf dessen protestantische Tradition eingegangen (60 ff.). Der sächsische Schulraum mit seinen Bezügen zu seinen ebenfalls größtenteils protestantischen Nachbarn scheint als Kosmos so selbstverständlich, dass im Hinblick auf die Bedeutung der Religion lediglich festgestellt wird, Darjes sei trotz aller „vernunftbetonten Moralphilosophie“ im Rahmen des christlichen Religionsunterrichts verblieben (52). Die Bedeutung des für das niedere Schulwesen bedeutsamen katholischen Aufklärers Johann Ignaz von Felbiger wird in einer Fußnote auf die von ihm weiterentwickelte Tabellenmethode reduziert. Felbiger hat jedoch auf ähnlichen Feldern wie Darjes (Lehrerausbildung, Lehrbücher und Schulpflicht) gewirkt und wäre ein schönes Beispiel für weitere (katholische) pädagogische Strömungen des 18. Jahrhunderts gewesen. Lötzsch stellt den Zusammenhang der von Darjes gegründeten Versuchsschule mit der Industrieschulbewegung her und der „industriöse Mensch“ gerät als aufklärerisches Ideal von Darjes in den Fokus (27 ff., 155 f.). Auf den Begründer der Industrieschulen, Ferdinand Kindermann (geadelt von Schulstein), geht Lötzsch aber viel zu knapp ein; stattdessen rekurriert sie häufig auf eine Darstellung des Pädagogen Fritz Trost von 1930.

Darjes gehörte mit seinem eigenständigen Versuch eines Realschulprojekts, der „Rosenschule“, zu denjenigen Vertretern der Bildungsreformer, die sich sowohl theoretisch als auch praktisch betätigten. Mit finanzieller Unterstützung der Jenaer Freimaurerloge, die er leitete, sollten verwahrloste Bettelkinder zu „nützlichen“ Erwachsenen erzogen und ausgebildet werden. Der Schule war nach ihrer Gründung 1762 jedoch nur ein gut dreijähriges Bestehen vergönnt, vermutlich bedingt durch Darjes' Wechsel nach Frankfurt an der Oder. Sein allgemeines Ziel, dem er sich auch als Hochschullehrer verpflichtet sah, war utilitaristisch zum „Nutzen des Staates“ (26) oder wie Lötzsch etwas umständlich formuliert: „Nicht einfach die Ausbildung und Versorgung der nächsten Generation war zu verbessern – über eine aus der Vernunft abzuleitende Erziehung zu Tugendhaftigkeit und Nützlichkeit wollte er die Allgemeinheit zu einer neuen, von Selbstverantwortung und moralischem Pflichtgefühl bestimmten Lebenshaltung führen.“ (27) Dazu passt auch Darjes' Engagement in verschiedenen Sozietäten, besonders der Jenaer Freimaurerloge, der so genannten „Rosenloge“. Der in der Schlussbetrachtung kurz angeordnete Rekurs auf heutige Bildungsideale und auf die „höchste Aktualität“ von Vernunft, Sittlichkeit und Glückseligkeit (350) wirkt zwar etwas aufgesetzt, gleichwohl bietet das beachtliche Engagement eines Gelehrten wichtige exemplarische Einblicke in Strukturen des pädagogischen Zeitalters. So funktionierte die „alltägliche Wissensvermittlung“ (Schindling) durch sehr gut besuchte Lehrveranstaltungen, weitverbreitete Lehrbücher und das Networking in den wissenschaftlichen Gesellschaften als ein Multiplikator von Darjes' Idealen. Dieses bildungsreformerische Wirken als Gesamtpaket auf verschiedenen Ebenen zu schildern und damit bisher vernachlässigte frühe, also vor

Auftreten der Philanthropen existierende bildungsreformerische Strömungen des 18. Jahrhunderts aufzuzeigen, gehört zu den Verdiensten der Arbeit.

Alles in allem handelt es sich bei dem zu besprechenden Buch um eine detail- und materialreiche Arbeit, die sich nicht für eine schnelle Durchsicht eignet, sondern ein genaues Studium erfordert, das sich aber lohnt.

Karen Lambrecht, St. Gallen

Décultot, Elisabeth / Daniel Fulda (Hrsg.), Sattelzeit. Historiographiegeschichtliche Revisionen (Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung, 52), Berlin / Boston 2016, de Gruyter, VI u. 306 S. / Abb., € 99,95.

Dieser absolut lesenswerte Sammelband ist hervorgegangen aus einem 2013 am IZEA in Halle veranstalteten Workshop unter dem Titel „Die Vielfalt der Sattelzeit. Strukturen und Tendenzen des historischen Erzählens um 1800 im deutsch-französischen Vergleich“, der wiederum selbst Teil einer Trilogie deutsch-französischer Tagungen des Programms „Poétique du récit historique“ war. Der ursprüngliche Tagungstitel trifft den Inhalt des Bandes deutlich besser als der zugegebenermaßen schmissigere Buchtitel. Denn zum einen macht er den dominierenden deutsch-französischen Blickwinkel deutlich, der fast alle Aufsätze des Bandes prägt. Zum anderen weckt die Ankündigung „historiographiegeschichtlicher Revisionen“ Erwartungen, die der Band weder einlösen kann noch einlösen möchte. Das macht bereits Daniel Fuldas nuancierte Einleitung deutlich, die sowohl Kosellecks Begriffsschöpfung als auch seine Nachweispraxis einer kritischen Prüfung unterzieht, ohne gleich zum Ikonoklasmus aufzurufen. Vielmehr betont er – und mit ihm die Autoren der einzelnen Aufsätze – eben die „Vielfalt“ der historiographischen Produktion der Sattelzeit, die nicht mit wenigen Termini wie „Historisierung“, „Verwissenschaftlichung“ oder „Professionalisierung“ zu fassen ist. Gut historistisch warnt er davor, all diese Ausprägungen nur als „schon modern“ oder „noch alteuropäisch“ einzusortieren. Dem kann man nicht nur abstrakt zustimmen, sondern erst recht nach der Lektüre des Bandes, der tatsächlich die Breite der Möglichkeiten historiographischen Schreibens – narrativ, epistemologisch und medial – sichtbar macht. Inwiefern sich daraus eine Revision, eine Modifizierung oder eine Ergänzung des Koselleck'schen Bildes ergibt, wird wohl eher von individuellen Relevanzvorstellungen als von objektivierbaren Tatsachen abhängen.

Die Aufsätze des Bandes sind in drei Themenblöcke eingeteilt. Den Beginn machen die „Aufbrüche zu einer neuen Geschichtsschreibung im Spannungsfeld von Gelehrsamkeit, Philosophie und Kunst“, mithin eine Rubrik, die durchaus das Neue betont. Es folgen fünf Beiträge über „Geschichtsschreibung in politischer Absicht“ und schließlich vier über „Varianten der Historisierung“. Damit geht auch eine gewisse Chronologie einher. Die fünf „Aufbrüche“ bewegen sich fast alle im dritten Viertel des 18. Jahrhunderts, während sich die Beiträge zur politischen Historiographie mehrheitlich mit der Revolutionszeit beschäftigen; nur der letzte Bereich umfasst tatsächlich Fälle aus dem gesamten Zeitraum. Ein deutlicher Schwerpunkt insbesondere der ersten zwei Blöcke liegt auf der Frage „Wie schreibt man Geschichte?“ statt der lange erforschten Frage „Wie denkt man Geschichte?“. Sie greifen also den narratologischen „turn“ der Historiographiegeschichte jener Zeit auf, der ja nicht zuletzt mit dem Namen Daniel Fuldas verbunden ist. Fulda selbst widmet seinen Aufsatz nicht narrativen Fragen oder Techniken, sondern verlegerischer Strategie. Aus dem in Halle inzwischen digitalisierten Verlagsarchiv Gebauer rekonstruiert er das Publikumsinteresse an historiographischen Werken, das bis 1770 eindeutig auf ausländische Übersetzungen gerichtet war, und zwar wegen ihres Schreibstils, unabhängig von Methode oder

Epistemologie. Die patriotische Wende förderte das Interesse an deutschen Autoren, setzte sie aber auch unter den Druck, lesbare Erzählungen zu produzieren. Den Faden dieser Debatte nehmen Markus Hien und Johannes Süßmann auf: Während Hien den diskursiven Widerstand gegen „voltairisch schön“ Geschriebenes als prägendes Element des wissenschaftlich-historiographischen Diskurses schildert, hält Süßmann fest, dass die Literaturkritik „die Literalisierung der Geschichtsdarstellung förmlich herbeigeschrieben“ (132) habe, die in Johannes Müller ihren ersten wahren Repräsentanten habe. Ihn präsentiert Süßmann als Neuerer, auch als Politisierer der Geschichtsschreibung, aber in ganz anderer Richtung als auf dem Weg des historiographischen Fortschritts, auf dem Koselleck ihn sah. Ein weiterer Kontrast ergibt sich zwischen Hiens Darstellung der schreibstilbildenden und damit auch identifikatorischen Rolle der Reichsgeschichte mit Elisabeth Décultots Schilderung der Emanzipation vom reichshistorischen Stil, ja dessen Negation durch Johann Joachim Winkelmann, dessen vergessene Bedeutung für die Historiographiegeschichte sie wieder ins rechte Licht rücken möchte. Die Liste produktiver Widersprüche zwischen aufeinanderfolgenden Aufsätzen lässt sich fortsetzen. So präsentiert Vanessa de Senarclens Montesquieu geradezu als Vorläufer des Historismus, während Moritz Baumstark darlegt, wie Herder sein Konzept geschichtlicher Individualität gerade gegen Montesquieu entwickelte.

Einem lange Zeit – und für die Historiographie des 19. Jahrhunderts noch immer – vernachlässigten Thema widmen sich Ivan-Michelangelo D'Aprile und Anna Karla: der Zeitgeschichtsschreibung. An ganz unterschiedlichen Beispielen („Zeitschriftsteller“ und Memoirenschreiber der Revolutionszeit) zeigen sie die Relevanz der Zeitgeschichte um und nach 1800, die unterschiedlichen epistemologischen Möglichkeiten und narrativen Strategien, die gerade nicht die idealistische Geschichtswissenschaft vorwegnahmen. Ähnlich argumentieren die Beiträge des letzten Themenblocks, die an unterschiedlichen Beispielen deutlich machen, was um 1800 alles als Historisierung Gültigkeit beanspruchen konnte, obwohl es den später etablierten Paradigmen widersprach.

Überblickt man das Panorama dieser Aufsätze fallen einige Elemente auf, die ein Licht auf die aktuelle Beschaffenheit der Historiographiegeschichte (nicht nur) des 18. und 19. Jahrhunderts werfen. Die Debatte über das Verhältnis von Aufklärungshistorie und Historismus ist so weitgehend ausdiskutiert, dass sie in einem einschlägigen Band 300 Seiten lang fast gar nicht mehr erwähnt wird. Eine Ausnahme bildet nur der Beitrag Damien Tricoires, der mit großer Verve die mit dieser Debatte verbundene Suche nach dem Beginn der modernen Geschichtsschreibung im 18. Jahrhundert attackiert; seine Lesart von Raynals Geschichte beider Indien bietet wie in einem Brennglas die im ganzen Band betonte Vielfalt, hier eben in einem einzigen, sehr erfolgreichen historiographischen Riesenwerk. Dieser Beitrag ist auch insofern typisch, als er die Abwendung von geschichtsphilosophischen Entwürfen zeigt, die nur sehr vereinzelt genannt werden. Stattdessen hat sich die Forschung der breiten Praxis der Geschichtsschreibung zugewendet und fördert aus der Masse der Publikationen des Zeitalters immer neue Varianten – zeitgenössische wichtigen! – historiographischen Schreibens zutage. Dabei werden unterschiedliche Analysetechniken angewendet, wobei die narratologische Herangehensweise eine wichtige, aber keineswegs monopolistische Position einnimmt. Eine überraschend geringe Rolle spielen im vorliegenden Band die Medialität und Materialität historiographischer Erzeugnisse. Alles in allem zeigt der Band – und die jüngeren Dissertationen einiger Beiträger/-innen – aber, dass der Grenznutzen der Erweiterung der Quellenbasis und des Aufspürens weiterer

historiographischer Praktiken noch eindeutig positiv ist: Am Ende dieses Prozesses könnte vielleicht doch noch die historiographische Revision der Epoche stehen.

Justus Nipperdey, Saarbrücken

Behrisch, Lars, Die Berechnung der Glückseligkeit. Statistik und Politik in Deutschland und Frankreich im späten Ancien Régime (Beihefte der Francia, 78), Ostfildern 2016, Thorbecke, 573 S. / Abb., € 67,00.

Die Formierung der Staatsgewalt gehört zu den zentralen Themen der frühneuzeitlichen Geschichte Europas. Dieser Jahrhunderte währende Prozess vollzog sich zeitlich und räumlich uneinheitlich, so dass sich komparatistische Methoden zur Analyse struktureller Gemeinsamkeiten und regionaler Varianten anbieten. Diesem Ansatz folgt auch die groß angelegte und in Bielefeld als Habilitationsschrift angenommene Studie von Lars Behrisch zur Entwicklung der politischen Statistik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Bemerkenswert ist der kompositorische Aufbau des Bandes: Mit knapp 80 Seiten fällt die Einleitung ungewöhnlich umfangreich aus. Sie bietet Ausführungen zur Entstehung der Statistik im 17. und ihrer Weiterentwicklung im 18. Jahrhundert sowie zu den Rahmenbedingungen „aufgeklärter“ Herrschaft. Außerdem werden Methodik und Fallauswahl erläutert sowie bereits die zentrale – im Zuge der Arbeit häufiger wiederholte – These einer Zäsur in den 1760er Jahren und nicht erst in der Zeit um 1800 vorgestellt: Frühneuzeit- und Statistikhistoriker hätten übersehen, „dass genuin statistische Erkenntnismethoden, wenn auch häufig noch in einfacher Form, seit den 1760er Jahren von Regierungen und Verwaltungen rezipiert und eingesetzt wurden“ (19).

Räumlich konzentriert sich die Studie auf das Königreich Frankreich, das zu Recht nicht als Einheitsstaat aufgefasst wird, und auf den in das zerfallende Heilige Römische Reich politisch wesentlich lockerer integrierten deutschen Raum. Aufgrund der Vielzahl von Territorien im Reich war selbstverständlich eine Gesamtanalyse unmöglich; vielmehr musste sich auf einige Fallbeispiele beschränkt werden. Auch ein naheliegender und sicherlich erkenntnisfördernder Vergleich Frankreichs mit den beiden deutschen Großmächten „Österreich“ und „Preußen“ mit ihren komplexen territorialen Strukturen war aus arbeitsökonomischen Gründen nicht möglich (89). Gewählt wurden mit der Grafschaft Lippe und dem Kurfürstentum Bayern zwei hinsichtlich ihrer geographischen Lage, der Größe von Land und Bevölkerung, ihrer Verwaltungsstruktur sowie ihrer wirtschaftlichen, konfessionellen, kulturellen und akademischen Rahmenbedingungen höchst ungleiche Territorien. Erscheint die Auswahl aus arbeitsökonomischen, methodischen und überlieferungstechnischen Gründen nicht unplausibel, stellt sich dennoch die Frage nach dem Leserkreis des Bandes, der – abgesehen von wenigen Statistikhistorikern und -historikerinnen – wohl vor allem aus an jeweils einem der drei untersuchten Territorien Interessierten bestehen dürfte. Die drei Regionalkapitel der Studie sind im Wesentlichen gleich aufgebaut, indem nach der Vorstellung des Territoriums sowie des Forschungsstandes und der Quellenlage die Genese der statistischen Erhebungen und die Rezeption theoretischer Programme untersucht wird. Hinzu kommen Darlegungen zu den in den deutschen Territorien durchgeführten frühen „Volkszählungen“. Die weiteren Ausführungen tragen schließlich den jeweiligen regionalen Entwicklungen Rechnung. Im Mittelpunkt der Untersuchung steht die Agrar- und Bevölkerungsstatistik, während Gewerbestatistiken – bereits zeitgenössisch – eine geringere Rolle spielten (92 f.).

Die Ambition des Autors, die Entwicklung der politischen Statistik in Frankreich und Deutschland anhand mehrerer regionaler Fallbeispiele zu analysieren, ist zweifellos beeindruckend: Verfasst wurde nicht eine Studie, sondern mindestens drei zu Lippe, Bayern und mehreren Regionen Frankreichs. Insofern werden sich die Ergebnisse im jeweils landesgeschichtlichen Diskurs zu bewähren haben. Der teilweise unnötig komplizierte Schreibstil macht die Rezeption freilich nicht einfacher und hinterlässt beim Leser das – offenbar zutreffende – Gefühl, dass der Autor schwer mit seinem Stoff zu ringen hatte. „Es war, so möchte der Autor abschließend gestehen, keine leichte Aufgabe, drei in sich abgeschlossene Fallstudien analytisch und darstellerisch unter einen Hut zu bringen. Wegen dieser spezifischen Herausforderung geriet nicht zuletzt die Einleitung so lang wie sie ist.“ (93) Die schließlich herausgearbeiteten Unterschiede zwischen Lippe und Bayern sowie innerfranzösisch divergierende Formen der Datenerhebung belegen, dass – trotz generell ähnlicher Grundmuster – regionale Entwicklungen auch im Bereich der Statistik von erheblicher Bedeutung waren. Es wäre daher wünschenswert, wenn die methodischen Überlegungen und die auf deren Basis erzielten Ergebnisse Lars Behrichs Impulse für weitere Forschungen setzen könnten.

Peter Rauscher, Wien

Exploration of the South Seas in the Eighteenth Century. Rediscovered Accounts, 2 Bde., Bd. 1: Samuel Wallis's Voyage Round the World in the „Dolphin“ 1766–1768; Bd. 2: Voyage Round the World Performed under the Direction of Captain Etienne Marchand in the „Solide“ of Marseilles 1790–1792, hrsg. u. übers. v. Sandhya Patel unter Mitarbeit v. Odile Gannier, London / New York 2017, Routledge, XC u. 559 S. / Abb. (Bd. 1); XXXVIII u. 415 S. / Abb. (Bd. 2), £ 200,00.

Die beiden Bände stellen zwei Reisedokumente zu gelungenen Weltumsegelungen des späten 18. Jahrhunderts vor. Der Schwerpunkt beider Aufzeichnungen liegt auf den pazifischen Teilen der Reisen, was den Titel der Edition erklärt. Die Verlagsankündigung sagt nicht klar, ob eine längere Reihe geplant ist oder die beiden vorliegenden Bände Einzelstücke bleiben. Es wäre zu hoffen, dass es eine Reihe wird, denn sonst erschließt sich der Sinn hinter der Architektur der vorliegenden Kombination nicht recht. Beide Bände sind zwar mit ausführlichen Einleitungen ausgestattet, stehen aber unverbunden nebeneinander, obwohl sich direkte Bezüge angeboten hätten.

Band eins enthält das Logbuch von Samuel Wallis, dessen Expedition von 1766 bis 1768 eine offizielle Forschungsreise im Auftrag der britischen Regierung war und der auf dieser Reise als erster Europäer Tahiti anlief und entdeckte. Auch der Text in Band zwei ist ein Logbuch oder Journal, geführt von Etienne Marchand, der von 1790 bis 1792 im Auftrag der Kaufleute Baux an der nordamerikanischen Pazifikküste Pelze einkaufen und in China verkaufen sollte. Abgesehen von den ethnographischen Notizen während des Pelzkaufs liegt der Schwerpunkt des Textes auf der vermeintlichen Entdeckung der nördlichen Marquesas-Inseln, die Marchand detailliert beschreibt. Allerdings waren diese kurz zuvor bereits von dem US-Amerikaner Joseph Ingraham angelaufen worden. Marchand traf Ingraham anschließend sogar in Macao, erkannte dessen Erstentdeckung aber nicht an. Beide Texte sind vor allem technische Dokumente, Verwaltungsschriftgut der Seefahrt, was wohl erklärt, dass sie bislang wenig beachtet wurden.

Die Texte der beiden Bände sind aber nicht von gleichem Wert für die Forschung: Wallis' Logbuch wird hier zum ersten Mal in edierter Form vorgelegt. Dabei wurden vier bekannte Manuskripte, die verschiedene Überarbeitungsstufen repräsentieren,

kollationiert und kritisch annotiert. Marchands Text wurde erstmalig 2005 als kritische Edition des französischen Originals veröffentlicht, die die nach der Reise erfolgte revidierte Abschrift des originalen Logbuchs wiedergibt. Diese Ausgabe wird hier ins Englische übersetzt, allerdings ohne kritischen Apparat, für den auf die französische Ausgabe verwiesen wird. Die Herausgeberin übersetzt selbst, führt als „consultant editor“ aber auch Odile Gannier auf, eine der Herausgeberinnen der französischen Ausgabe. Dennoch zeigen einige Stellen, dass die Übersetzung sorgfältiger hätte sein können. Ein Beispiel soll genügen: Wie übersetzt man *hublot*? Anmerkung 15 auf Seite 10 stellt fest: „The ‚Dictionnaire de la marine française avec figures‘ (Charles Romme, 1792) makes no mention of ‚hublot‘ or ‚houblot‘. I have chosen the term ‚porthole‘ (transated [sic] into French as ‚sabords‘).“ Der vermisste Eintrag *hublot* im „Dictionnaire“ existiert aber: *Hublot. f. m. Petite ouverture quarrée, qu'on perce, ou dans la muraille d'un vaisseau, ou dans les mantelets de la premiere batterie, & qu'on ferme au besoin par des petits volets ou mantelets.* (375) Die Rede ist nicht von einer Kanonenluke, sondern einer Lüftungsklappe oder einem Bullauge. Zwar bedeutet „porthole“ im Englischen auch „Bullauge“, besser wäre aber „scuttle“, da Romme angibt, dass *hublots* kleiner sind als *sabords* – sie können als Luken in den Abdeckungen von „portholes“, Kanonenluken, auftreten. Wenn der Rezensent das in einer Viertelstunde im Internet recherchieren konnte, stellt sich die Frage, wie es um die Kompetenz der Übersetzerin und das Lektorat bestellt ist.

Während der erste Band mit der Edition von Wallis' Text wertvolles Material erstmals im Druck zugänglich macht, leistet der zweite Band (auch in der Einleitung) wenig mehr als die Übertragung einer Quelle ins Englische, die auf Französisch bereits in einer besseren Edition vorliegt. In beiden Bänden liefern die Einleitungen vor allem eine kontextuelle Einbettung der behandelten Texte hinsichtlich der Geschichte der jeweiligen Expeditionen, ihrer Rückwirkungen sowie der handelnden Personen und der zeitgenössischen Diskurslandschaft, in die beide Reisen eingebunden waren. Darüber hinaus geben sie wenige Anstöße, stellen keine eigenständigen Thesen auf. Beiden Bänden sind Abbildungen beigegeben, in Wallis' Fall mit Verweis auf im Internet verfügbare Digitalisate, was auch bitter nötig ist, denn die Abbildungsqualität ist für eine ernstzunehmende Edition eigentlich zu schlecht. Die Bilder sind verkleinert, teilweise beschnitten, schwarz-weiß und mit ungenügender Auflösung wiedergegeben – sie illustrieren, genügen aber nicht für weitere Forschungsarbeit.

Die kritischen Anmerkungen der Herausgeberin beschränken sich auf Hinweise zum Manuskript, es gibt kaum erläuternde Hinweise oder Worterklärungen, geschweige denn Tabellen für Maße, Münzen und Gewichte; Glossar und Index fehlen. Dabei wären gerade solche Hilfen oft nützlich: Marchand etwa misst jeden Mittag um 12 Uhr die Temperatur an Deck in Grad Fahrenheit und Grad Reaumur. Warum also nicht eine Umrechnungstabelle in Grad Celsius beigegeben?

Lässt man diese – ärgerlichen, aber überbrückbaren – Sperrigkeiten der Editionen beiseite, lassen die Texte interessante Schlüsse zu, vor allem den, dass die europäischen Seefahrer des späten 18. Jahrhunderts (unter Einschluss der USA) viel mehr verband als trennte, nationale Zugehörigkeiten hin oder her. Natürlich legen die gleichen Anforderungen, die an sie gestellt wurden, das nahe; es im direkten Vergleich in solcher Deutlichkeit zu sehen überrascht aber doch. Wallis wie Marchand greifen auf dasselbe Reservoir von Techniken und kulturellen Praktiken zurück, um ihre Schiffe zu befehligen, zu navigieren, Handel zu treiben, mit Einheimischen zu kommunizieren – ganz gleich, ob bekannter oder unbekannter Völkern – und diese Vorkommnisse aufzuzeichnen. Sie haben im Großen die gleichen Probleme zu lösen: Schiff und Mannschaft wohlbehalten ans Ziel zu bringen, ihre Aufträge zu erfüllen und die übrige

Zeit sinnvoll zu nutzen. Im Detail nähern sie sich diesen Problemen dann eigenständig, bei der Beschaffung von Wasser (Wallis experimentiert mit Meerwasseraufbereitung, Marchand versetzt schlechtes Wasser mit Wein), bei der Skorbutbekämpfung (beide lüften, schrubben die Decks mit Essig und achten auf den Verzehr von frischem oder eingelegtem Gemüse; Wallis schwört zusätzlich auf Kraftbrühe, Marchand auf Kaffee), bei der Disziplinierung der Mannschaft (Wallis lässt auspeitschen, Marchand in Ketten legen) und der Naturbeobachtung (Wallis beschreibt gern Wale, Marchand lieber Vögel). Die koloniale Dimension all dieser Expeditionen, ob offiziell oder kommerziell, kommt ebenso klar zum Ausdruck wie das Profitstreben aller Beteiligten. Überraschender ist die intensive diskursive Einbindung beider Reisen bis hinein in Dokumente wie die Logbücher; Wallis und Marchand sind sehr belesen in der Expeditionsliteratur und beziehen sich ständig auf ihre Vorgänger, wieder ungeachtet der Nationalität. Es ließen sich noch weitere Dimensionen herausarbeiten, aber die vorliegenden Editionen stellen hierfür nur Material zur Verfügung, keine Interpretationen und nur wenige Kommentare.

Es wäre wünschenswert, würde die Reihe fortgesetzt – wenn die editorischen Standards verbessert werden, sowohl bezüglich der Auswahl der Texte als auch hinsichtlich deren Aufbereitung. So entspricht der recht hohe Preis der Ausstattung der Bände und ihrem Inhalt nicht. Aber die Südsee ist sicher noch für Überraschungen gut.

Tobias Winnerling, Düsseldorf

Eckert, Georg, Zeitgeist auf Ordnungssuche. Die Begründung des Königreichs Württemberg 1797–1819 (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 96), Göttingen / Bristol 2016, Vandenhoeck & Ruprecht, 528 S., € 90,00.

In einer Zeit, in der die vormoderne Elitenforschung in den unterschiedlichsten Fachdisziplinen seit geraumer Zeit eine Renaissance erlebt, legt Georg Eckert, seit 2009 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Seminar der Bergischen Universität Wuppertal, seine Habilitationsschrift „Zeitgeist auf Ordnungssuche. Die Begründung des Königreichs Württemberg 1797–1819“ vor. Damit nimmt Eckert eine historische Umbruchphase in den Blick, die er als zeitliche Einheit versteht, da in ihr Regierung und Verwaltung, Ständevertretung, publizistischer Diskurs sowie eine neue, über die bisherige Kameralistik schließlich hinauswachsende Staatswissenschaft um eine politische, administrative und gesellschaftliche „Ordnung, die zeitgemäß sei“ (12), rangen. Durch den daraus resultierenden kontinuierlichen Reform- und Umgestaltungsprozess wurde – so der Autor – für das sich rasant verändernde Territorial- und Staatsgebilde Württemberg Kontinuität über alle Transformationen und Brüche hinweg gestiftet.

In seiner Analyse folgt Eckert jüngeren sozialgeschichtlichen Ansätzen und nimmt im Gegensatz zur älteren Historiographie zur sogenannten Sattelzeit und den rheinbündischen Reformen auch die „tagtäglichen Aushandlungsprozesse“ (12) innerhalb der Verwaltung sowie zwischen dieser und den Landeskindern in den Blick.

Dennoch ist Eckerts über fünfhundert Seiten umfassende, quellengesättigte Abhandlung keine detaillierte Verwaltungs- und Verfassungsgeschichte Württembergs vom Beginn des sogenannten Reformlandtags im März 1797 bis zum Erlass der landständischen Konstitution vom September 1819. Vielmehr handelt es sich um ein ideen- und verwaltungsgeschichtliches Thesenbuch: Eckert beschreibt die fast im „Desaster“ (11) mündende Reformära der napoleonischen Zeit sowie die Anfänge des Verfas-

sungsstaates in Württemberg vor der Folie des Aufstiegs einer sogenannten „Expertokratie“ (25 passim). Diese fußte – so Eckerts Kernthese – auf der am vielbeschworenen Zeitgeist orientierten „Verwissenschaftlichung“ (31) von Politik und Verwaltung durch eine vielfach an der 1781 begründeten Hohen Karlsschule in Stuttgart akademisch geschulte und bewährte Beamtenelite.

Um seine Annahme zu belegen, verfolgt Eckert zuerst die „Akademisierungs-Debatten“ (103) im zeitlichen Umfeld des württembergischen Landtags von 1797/99. Vor dem Hintergrund der Auseinandersetzung zwischen Herzog und Landschaft sowie der Entwicklung Neuwürttembergs zum Experimentierfeld einer pragmatischen und improvisierten Politik in den Jahren von 1800 bis 1805 beschreibt der Autor anschließend die zunehmende Professionalisierung und Disziplinierung der Staatsdienerschaft in Alt- und insbesondere in Neuwürttemberg. In diesem Prozess erlangten die Argumente des Zeitgeists und einer wissenschaftlich konnotierten Notwendigkeit besondere Wirkmächtigkeit. Die Jahre zwischen der Proklamation des Königreichs im Januar 1806 und dem Jahr 1814 sieht Eckert durch „eine Politik der Expertise“ (187) bestimmt, getragen von einer examinierten und nach neuwürttembergischem Vorbild „mit beamteten Experten gespickte[n] Hierarchie“ (187). Als deren Spitze präsentierte sich Friedrich I. selbst. Auf dieser Grundlage konnte Stuttgart die mit dem Wegfall der Landschaft neu hinzugewonnenen Handlungsspielräume ausnutzen und das umfassende territorial arrandierte Württemberg – bei allen zu konstatierenden Mängeln – zu einem einigermaßen gleichförmig verwalteten Gesamtstaat formen. Der Preis der forcierten Elitenbildung in der Verwaltung ab 1806 war – so der Autor –, dass Staatsdiener in der Folge vermehrt politische Mitwirkungsansprüche kraft ihrer eigenen Kompetenz formulierten. Nicht zuletzt die Enttäuschung über Aufstiegs- und Zugangsbeschränkungen in der württembergischen Verwaltung führte dazu, dass sich eine Reihe von Staatsdienern und solche, die eine Beamtenlaufbahn anstrebten, im Verfassungskonflikt der Jahre 1815 bis 1819 gegen die Krone wandten, indem sie sich gegen das Verfassungsoktroi Friedrichs I. aussprachen und mit landständischen Positionen sympathisierten.

Diese Auseinandersetzung um die landständische Verfassung mündete für Eckert in den endgültigen „Durchbruch zur Expertokratie“ (311), in die schrittweise Formalisierung und Konkretisierung der „Experten-Herrschaft“ (355). Diese konnte sich nun auf eine am Ausbildungsgrad orientierte Besoldung eines vergrößerten Beamtenapparats und die 1817 geschaffene Staatswirtschaftliche Fakultät der Landesuniversität in Tübingen als eigener Ausbildungsstätte stützen. Für dieses „Expertenregiment“ (299) wurde die wissenschaftliche Befähigung zum weithin anerkannten Ideal, während das Institut des vielfach unzureichend ausgebildeten Stadt- und Amtsschreibers ohne feste Besoldung als Überrest der 1805 aufgehobenen altständischen Ordnung im Jahr 1818 weitestgehend beseitigt wurde.

Am Ende seines zweiundzwanzigjährigen Untersuchungszeitraums war – so Eckert – „Wissenschaft [...] zur weithin akzeptierten Geschäftsgrundlage der Politik geworden“ (28). Dieser Anspruch stieß jedoch zugleich an seine Grenzen – sowohl in Gestalt eines Mangels an ausreichend qualifizierten Staatsdienern und der begrenzten Durchgriffsmöglichkeiten auf den nachgeordneten Verwaltungsebenen als auch mit Blick auf Patronage, den Regierungsstil Friedrichs II./I., politische Rücksichten sowie den Primat der Treue zum Herrscher. Im Ergebnis sei – so Eckert – zu Beginn des 19. Jahrhunderts an die Stelle der altwürttembergischen Ehrbarkeit eine neue Elite in Form eines „wissenschaftlich qualifizierten Honoratiorentum[s]“ (454) getreten, für die die akademisch fundierte Expertise wenn nicht zur steten Realität, so doch zum „regulativen Ideal“ (465) wurde.

Eckerts Stil ist gut zu lesen, seine bisweilen unorthodoxe Sprache fördert jedoch nicht unbedingt den Erkenntnisgewinn („schwäbische Sparsamkeit“ [429], „Westentaschendespot“ [16], „Konjunkturrittere“ [172] usw.). Der Charakter der Abhandlung als Thesenbuch lässt gelegentlich die historischen Fakten zu kurz kommen: Dies betrifft weniger die rechtlich unsinnige Tautologie der „mediatisierte[n] Standesherrn“ (225) als vielmehr die ärgerliche, wiederholte unzutreffende Gleichsetzung der Reichsunmittelbarkeit und Landesherrlichkeit bzw. -hoheit der Reichsglieder bis 1802/03 bzw. 1805/06 mit dem Souveränitätsbegriff (170, 224, 324). Zwar war der Terminus „Dictatur“ den Zeitgenossen alles andere als unbekannt (vgl. 205), aber die von Eckert vorgenommene Charakterisierung der Herrschaft eines Reichsfürsten und späteren rheinbündischen Monarchen sowie seines Verwaltungsapparates als eine „Art Modernisierungsdiktatur“ (25), als „Diktatur aufgeklärter Vernunft“ (187) und „Diktatur der Notwendigkeit“ (156) ist fehl am Platz. Nicht umsonst lehnt der Autor selbst andernorts derartige Wertungen des Regiments Friedrichs II./I. von Württemberg ab (192, 196). Schließlich war der Handlungsspielraum der württembergischen Regierung um die Jahrhundertwende durch vielfältige rechtliche, innen- und außenpolitische, moralische und religiöse Rücksichtnahmen und Bindungen stets beschränkt.

Im Ergebnis ist Eckerts Abhandlung nicht nur eine die Forschungen Bernd Wunders und anderer zur Entstehung des „modernen Berufsbeamtentums“ im deutschen Südwesten um die Wende des 18. zum 19. Jahrhunderts komplementär ergänzende Studie. Sie kann dem politik- und ideengeschichtlichen Diskurs über die Wirkmächtigkeit akademischer Expertise neue Impulse geben – auch wenn der Rezensent der Argumentationsführung des Autors nicht immer zu folgen vermag.

Michael Puchta, München

